This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

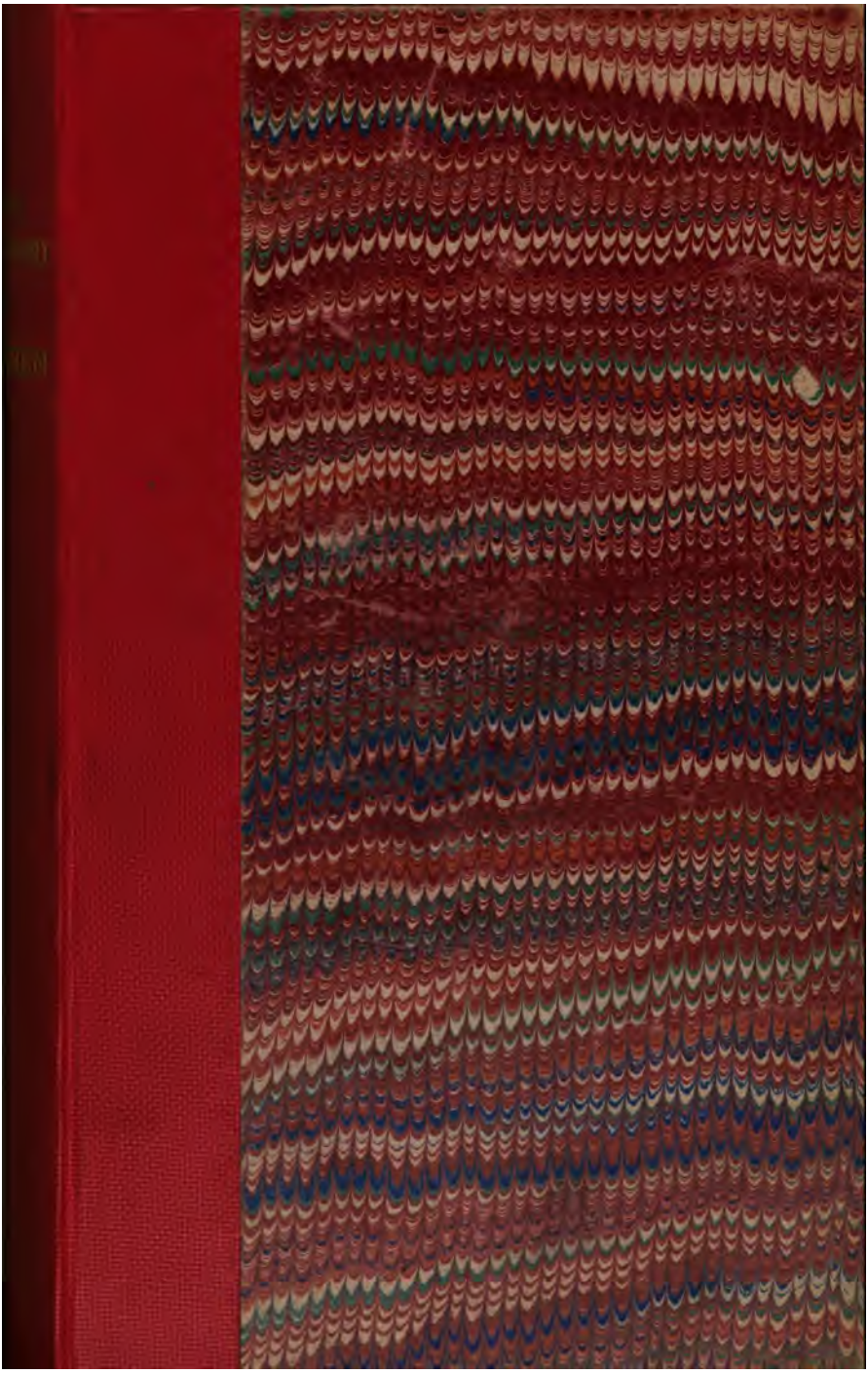
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

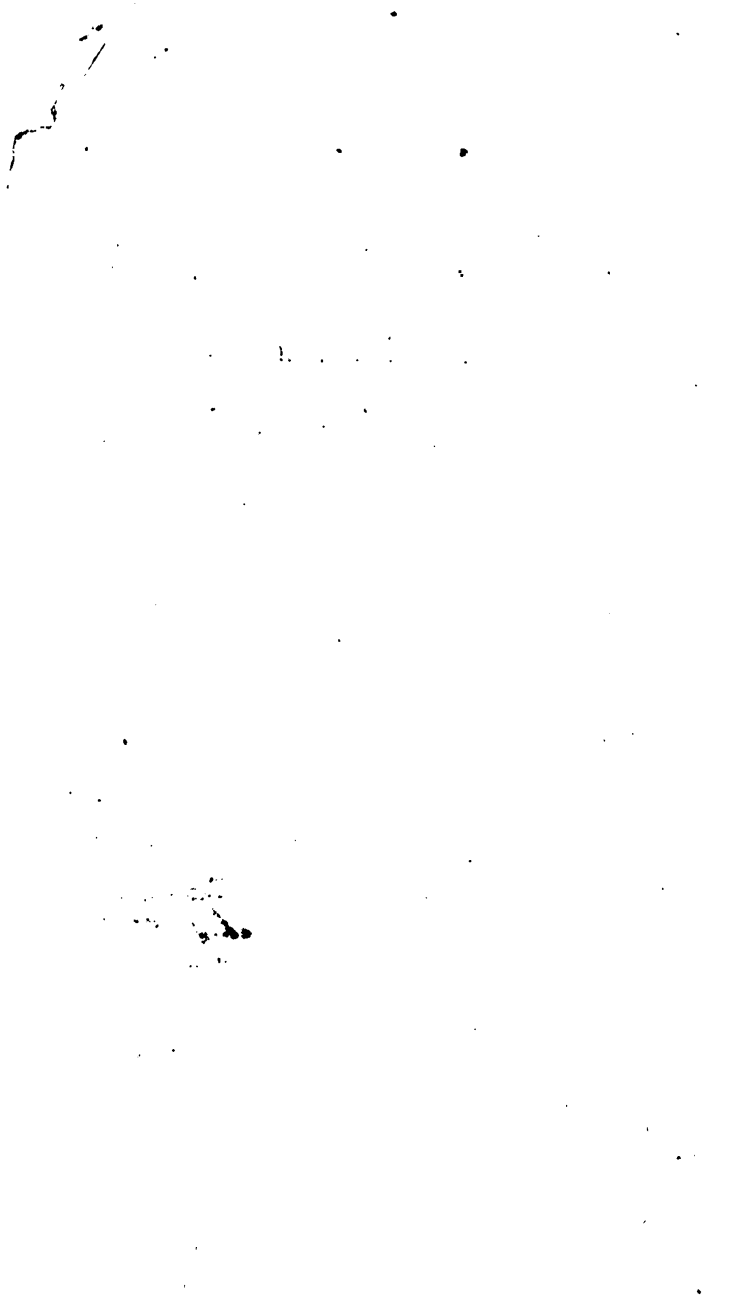
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Fiedler ALLS. III A. 35

Memoiren
Robert Guillemard's.

Eingeführt und eingeleitet
von
Goethe.



Memoiren
Robert Guillemard's
verabschiedeten Sergenten.

Begleitet mit historischen, meisten Theils unge-
druckten Belegen von 1805 bis 1823.

Aus dem Französischen.

Eingeführt und eingeleitet
von
Goethe.

Erster Theil.

Leipzig, 1827.
Weygand'sche Buchhandlung.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
30 JUL 1965
LIBRARY

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Französischen übersetztes Werk dem Publikum vorlegen, dürfen wir wol erinnern, daß drei deutsche Originalversuche dieser Art schon glücklich gelungen sind; man wagte nämlich das mannichfaltige Kriegsgeschick, wie es Personen des untersten Grades begegnen kann, so natürlich als ausführlich beschrieben der Lesewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltendes Büchlein günstig aufgenommen, und in einer Beur-

theilung der Jena'schen allgemeinen Literaturzeitung 1825. Nr. 212 freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermuthet ins Englische übersetzt, da er sich denn in dem vornehm-typographischen Kostüm ganz anständig ausnimmt. Der Kriegskamerad blieb nicht hinter seinem Vorgänger zurück, ja ein wohldenkender Kenner (Jena'sche allgemeine Literaturzeitung 1827. Nr. 35) gibt ihm, unserer eigenen Überzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erst vor Kurzem die Presse verlassen, soll, wenn wir nicht irren, sich noch mehr Zustimmung verdienen, weil sein Charakter entschiedener ist und seine Ereignisse für bedeutender gelten können. Hier träfe denn der seltene Fall ein, daß Fortsetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem rascheren Schritte vorwärts gingen.

Dieſe drei genannten jungen Leute, zwei Thüringer und ein Elſaſſer, in der mittlern und niedern Klaſſe geboren, vom Jahre 1806 an in franzöſiſchen Kriegsdienſten, werden in den ſpaniſchen Feldzug und weiter in die unſelige Weltgeſchichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieſer individuellen Bekenntniſſe; ſie ſchreiten parallel und faſt ſynchroniſtiſch neben einander fort und laſſen uns auf die klarſte Weiſe in das Verderben hinein ſehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein ſubalterner Franzoſe auf, ein Sergent, der, ungeachtet er den ganzen Decurs franzöſiſcher Glücks- und Unglückswagniſſe redlich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergent in ſeine leider ſehr veränderte und entſtellte Heimath mißmuthig zurück kehrt, und wie ſo mancher Andere zuletzt zu Feder und Papiere ſeine Zu-

flucht nimmt. Der französische Herausgeber drückt sich klar und einsichtig hierüber folgender Maßen aus:

Vorrede
des französischen Herausgebers.

Die Memoiren des Sergent Guillemard scheinen uns aller Beachtung werth zu seyn. Man ist freilich, wie er selbst sagt, zu sehr daran gewöhnt, nur Schriften zu lesen, deren Verfasser zu den höhern Klassen der Gesellschaft gehören. Bis jetzt haben Personen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung dessen, was sie gesehen hatten, selten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei dem, was Frankreich erlebt hat, gibt es indessen noch eine Menge obscurer Menschen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereignisse im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu sehen und ohne Leidenschaft über Per-

ſonen zu urtheilen, welche einen hiſtoriſchen Namen erlangten, ſo daß es vielleicht an der Zeit ſeyn möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen.

Aus der Lektüre dieſer Memoiren wird man ermeſſen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatſachen durch das Schweigen eines Unteroffiziers würde unausgefüllt geblieben ſeyn! Man erhält von ihm ausführliche Auskunft über Ereigniſſe, welche bis jetzt ganz unbekannt waren; und ſeine Nachrichten haben das doppelte Verdienſt, den hiſtoriſchen Zweifeln ein Ende zu machen und das Intereſſe des Leſers lebhaft in Anſpruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehreren andern Schriften ganz anders berichtet ſind. Der Leſer wird leicht entſcheiden, auf welche Seite ſein Zutrauen ſich neigen müſſe. Ohne eben allen Meinungen des Sergenten beizutreten, haben wir doch Grund

zu glauben, daß er nichts verſichert, wovon er nicht ſelbſt Zeuge geweſen iſt, und daß ſelbſt die Verſchiedenheiten ſeiner Erzählung von andern ſich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm ſeyn, nachdem wir über gewiſſe Vorfälle die Meinung von Statsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren, und man wird es dem Sergenten einiger Maßen Dank wiſſen, daß er ſeine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die ſich ſonſt für ſeinen Grad und ſeine Stellung wenig zu eignen ſcheint.

Guillemard ſtammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie, und hätte deßhalb erwarten können, nicht auf der Stufe des Sergenten ſtehen zu bleiben; aber eines Theils wollte es ihm in ſeiner Laufbahn nicht glücken, und andern Theils hatte ſeine Erziehung, die in

den Feldlagern ſich vollendete, nicht die Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in ſeinem Werke eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leſer bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden beſondern Thatumſtand auszumalen verſteht, dieſe Memoiren zur angenehmen Lektüre machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verſchmelzen gewußt haben; der Sergent hat aber, von den Ereigniſſen entgegen geſetzter Natur verſchiedenartig ergriffen, für jeden Umſtand beſondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Stil, faſt ohne allen Übergang, in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herab ſinkt, ſo erhält dadurch, unſers Bedünkens, ſeine Schilderung nur mehr Leben und

Originalität, und Alles läßt glauben, daß das Publikum ein gleiches Urtheil fällen werde.

Da wir durch Vorstehendes genugsam von Art und Weise, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet sind, so könnten wir es wol dabei bewenden lassen, um so mehr, als das, was wir zu sagen haben, einiger Maßen bedenklich ist. Der Leser, wenn er irgend etwas Geschichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigstens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinstimmend ansehen. Gilt dieß sogar von Roman und Gedicht, warum sollte es nicht von einer Lebensbeschreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unsern Sergenten, dem wir eine besondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir

hierbei meinen oder glauben, früher oder ſpäter zur Sprache kommen muß: ſo halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Perſönlichkeit des Sergenten, ſie geht ſo treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erſcheinen überall wieder. Ein kühner, thätiger und doch immer ſubaltern-genügſamer Sinn zeigt ſich überall, und beſonders vom Anfange herein folgen wir der Erzählung mit getroſtem ſichern Schritte; nur wenn er in der Folge bei höchſt bedeutenden Weltereigniſſen mitwirkend oder zuſchauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerſt, ſchütteln dann den Kopf und glauben endlich, einen höhern Sinn, einen weitern Verſtand, einen freier umſchauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem ſei nun, wie ihm wolle; das

Werk geht an einem einfachen natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft ist, können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig schien uns, daß keine Absicht auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Interesse zu wirken, nur im Mindesten bemerklich sei; es gilt bloß, die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen sich selbst und gegen das Vergessen, gegen das völlige Auslöschen zu retten, wodurch besonders in neuester Zeit ein Tag den andern übertüncht und das Unnützeste über das Trefflichste, als müßte es so seyn, sorgles hin pinselt. Wir erkennen also mit Zufriedenheit und Beifall, daß sich an den heitern und harmlosen Lebensfaden eines untergeordneten Menschen die wichtigsten, halb bekannten und unbekannten Ereignisse und Persönlichkeiten nach und nach aufreihen, und über die Abgründe des Vergangenen gar mannichfaltige Betrachtungen veranlassen.

Ins Einzelne dürfen wir nicht gehen, Überraſchung und Antheil ſei dem Leſer unverkürzt bewahrt; aber Eines gedenken wir, um dieſes Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen: daß auch dieſer Kriegsmann auf der Inſel Cabrera erſcheint und uns Nachricht gibt von einem auf franzöſiſche Weiſe ſich conſtituirenden Urſtat, deſſen geſetzliche Beſtimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutſchen Verbannten bekannt geworden, höchſt merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlaſſen.

Übrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieſes Werk zu bringen geſucht, indem die angehängten Dokumente auf die Einwirkung eines höheren Kreiſes und auf entſchiedene Zwecke bedeutender Perſonen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes, das auf jede Weise schätzbar ist, und einem Schriftsteller, der in dieser Art des Halbromans sich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieser problematischen Produktion sich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Weimar, den 9. März, 1827.

Goethe.

Erſtes Kapitel.

1805.

Beweggründe, welche Guillemard beſtimmt haben, dieſe Memoiren zu ſchreiben. — Sirſour während der Revolution. — Die Familie Guillemard. — Die Familie Rymbaud. — Miette. — Die Conſcription. — Stimmung der Conſcribirten. — Guillemard muß marſchiren. Er kommt nach Perpignan und tritt ins Regiment. Seine Einſchiffung. Sein Camerad Rymbaud.

Ungern habe ich meine Heimath verlaſſen; der Gedanke an ſie begleitete mich auf meinen weiten Zügen unter Frankreichs Adlern und in die Gefangenſchaft; immer kehrte ich mit neuem Vergnügen dahin zurück; und jetzt, wo ich unwiderruflich in derſelben mich feſtge-

ſetzt habe, entrückt mich, in Folge eines unerklärlichen Widerſpruches, meine Phantaſie derſelben unabläſſig. Ich beginne meine vielfältigen Wanderungen, am Ziele derſelben kaum angelangt, im Geiſte von Neuem; ziehe durch Frankreich, Italien, Deutſchland, Schweden, Spanien; begebe mich auf die Felſen von Cabrera, ins Innere Siberiens; ſehe die Freunde meiner Jugend, die Gefährten meiner Mühſale wieder und ganz noch ſo, wie wir damals waren, voll Hoffnung und feurigen Muthes. Ich wähne an jenen unſterblichen Schlachttagen noch Antheil zu nehmen, durch welche das große Reich ſich verewigen zu wollen ſchien, und zu deren glänzendem Erfolge beigetragen zu haben, unſer Stolz war; ich glaube noch die Stimme jenes Königs der Könige zu vernehmen, der nur der erſte Soldat ſeiner Armee war und unſere Mühſale theilte, wie wir ſeinen Ruhm. Dann ſagte ich mir wohl, voll hohen Selbſtgefühls: „auch du gehörteſt zu dieſer großen Armee!“ aber ein Blick auf die Gegenwart belehrt mich bald, daß die glänzenden Täuſchungen, denen ich mich mehr, als einmal hinzugeben Veran-

faſſung hatte, jetzt im Schooße eines armen Dörfchens erloſchen ſind.

Hier iſt es, wo ich in Stunden der Muße, meine ſonſtigen Hoffnungen mit meiner gegenwärtigen Lage vergleiche; es drängen ſich mir dann unwillkürlich meine Rückerinnerungen auf, und ich werde verſucht, ſie mit denen jener Männer zu vergleichen, welche die Theigen der Welt bereits vorgelegt haben. Wie kommt es, daß ſie die Dinge oft anders, als ich erblickt haben? Sollte vielleicht jeder, je nach ſeiner beſondern Stellung in der Geſellſchaft, die Dinge mit einem andern Auge betrachten? Wie kommt es, daß ich beim Leſen der Memoiren ſo vieler im Staat hoch Geſtellter, in der Darlegung der Thatſachen, faſt niemals die einzelnen Umſtände wieder gefunden habe, die mich am meiſten ergriffen hatten, ja daß ich oft weder die Ereigniſſe, noch die Menſchen wieder erkannt habe? Bei der großen Verſchiedenheit in der Beurtheilungsart von Seiten derer, welche die Ereigniſſe bloß beſchrieben, und derer, welche ſie mit erlebt haben, aber geſchickter waren, ſie aufzufaſſen, als zu beſchreiben, wohin der

gröſsere Theil der Zeitgenoſſen zu rechnen iſt, läſst ſich ohne Zweifel von der Zeitgeſchichte keine Treue erwarten. Um Materialien zu vervollſtändigen, müſste man die Rückerinnerungen aller Klaſſen der Staatsbürger mit benutzen. Und wenn ſo viele Generale aus dem Innern ihrer Paläſte heraus die Erzählung von Ereigniſſen, welche ſie leiteten, an ihre Waffengefährten richten, ſteht es mir da, als ihrem Kampfgenoſſen, nicht frei, in meinem beſchiedenen Aſyle dieſen Schilderungen den letzten Pinſelſtrich hinzu zu fügen und ſie gemeinverſtändlicher zu machen, indem ich ihnen das Licht gebe, in welchem die Ereigniſſe, in meiner Lage und auf meinem militäriſchen Standpunkte, ſich mir dargeſtellt haben? Und weil ich der erſte gemeine Soldat bin, der ſeine Stimme erhebt, ſollte ich darum weniger Zuhörer finden? Ich überlaſſe übrigens Andern die Anmaſsung, Geſchichte zu ſchreiben, und theile nur Memoiren mit, aus Bemerkungen zuſammengeſtellt, die ich während meiner ganzen Dienſtzeit aufzuzeichnen pflegte, und für deren Richtigkeit ich bürgen kann. Doch zuvor ſei es mir verſtattet, dem Leſer

zu ſagen, wer ich bin, und ihn in mein Geburtsdorf einzuführen.

Sixfour liegt auf einem kleinen zuckerhutförmigen Berge, der eine Stunde von Toulon entfernt, ſich in einer mit Dörfern überſäeten Ebene erhebt. Funfzig in Trümmern zerfallende Häuſer und eine alte Kirche, welche mit dem ſie tragenden Felſen ein Ganzes auszumachen ſcheinen, bilden das kleine Dorf, in welchem ich geboren wurde. Einſt ſoll es eine Art von Stadt geweſen ſeyn; aber jetzt gerathen ſeine Häuſer, wie ſeine Bevölkerung, jeden Tag mehr in Verfall. Letztere ziehet, in der Hoffnung eines minder mühſeligen Lebens, in die Ebene, und die Steine der Häuſer rollen hinab, in Folge ihrer eignen Schwere und durch den Zahn der Zeit aus ihren Fugen getrennt. Ganz Sixfour wird bald in Ruinen liegen, denn man gibt ſich hier nicht die Mühe, auszubeſſern, geſchweige denn zu bauen.

Es befand ſich ſonſt ein Domkapitel hier, aber die Mönche, durch den Sturm des Jahres 1793 verſcheucht, ſind mit der Windſtille 1814 nicht wieder zurück gekehrt. Ein herr-

liches Ballonſpiel, ſonſt von Liebhabern dieſes Zeitvertreibs aus allen Dörfern, zwei Stunden in der Runde, beſucht, iſt jetzt ein Spielplatz für Kinder, oder für einige Greiſe, die ſich im Winter dahin begeben, um die Sonnenwärme zu genießen. Alles ſcheint darauf hinzudeuten, daß vielleicht in dreißig Jahren dieſes ganze Dorf gänzlich verödet ſeyn werde. Seine Lage und der Charakter ſeiner Bewohner ſind indeſſen in den Augen desjenigen nicht ohne Reize, der eine herrliche Gegend, eine geſunde Luft und Freimüthigkeit zu ſchätzen weiß. Sixfour vereinigt dieſe drei Dinge. Seine Einwohner ſind einfach und bieder; und wenn man in der Umgegend tauſend luſtige Anekdoten über ihre Leichtgläubigkeit und Treuherzigkeit erzählt, ſo hört man ſicherlich keine einzige, welche ihre Moralität verdächtig zu machen geeignet iſt. Die Ausſicht, deren man zu Sixfour genießt, iſt in der That prächtig: man überſchaut eine unermeßliche Strecke des mittelländiſchen Meeres, ſeine mit weißen Felſen eingefaßten Küſten, abwechſelnd mit Luſthäuſern, Olivenpflanzungen und Fichtenwäldern; hier Toulon, mit einem Amphithea-

ter von Bergen umgeben, ſeine Feſtungswerke, die Bewegung und das rege Treiben ſeiner Schiffswerften und ſeines Arſenals, und endlich ſeine ſchöne Rhede, bedeckt mit Schiffen und Fahrzeugen aller Art. In größerer Entfernung zur Linken erblickt man das niedliche Städtchen Ollioules am Eingange der Gebirgsſchluchten gleiches Namens und gleichſam auftauchend aus ſeinen Orangen- und Zitronenwäldern, die im Mittelpunkte eines Halbkreiſes vulkaniſcher Gebirge wachſen.*)

Mein Vater, Peter Guillemard, war vor, während und nach der Revolution Maire von Sixfour; ſein Vater und ſein Großvater hatten dieſe Ehrenſtelle ebenfalls bekleidet, und ſie ſchien ſeit Jahrhunderten das Erbtheil der Guillemards zu ſeyn, wie auch das Amt eines Notars, welches ſeit Heinrich III. von dem Vater auf den Sohn übergegangen war.

Mein Vater ſah die Vorläufer der Revolution, ohne ihre Folgen zu ahnen, mit Vergnügen, gleich vielen Andern, die ſpäterhin

*) Vergleiche die Anmerkung A am Ende dieſes Bandes in den hiſtoriſchen Erläuterungen.

enttäuscht wurden und besonders jetzt ganz anders darüber denken. Er bekleidete indessen die erste, oder eigentlich die einzige Beamtenstelle zu Sirfour. Er war dabei reich; denn seine Praxis und sein Vermögen brachten ihm über 1900 Thaler Einkommen, was in meiner Gegend für ein ansehnliches Vermögen galt; aber mein Vater war nicht selbstsüchtig und sah mit Wohlgefallen einer Ordnung der Dinge entgegen, welche, ohne große Verletzung der Interessen der Minorität, für den größten Theil seiner Landsleute eine Verbesserung ihres Zustandes versprechen zu wollen schien. Alle unsere Nachbarn (und in einem Dorfe von 50 Häusern sind Alle uns Nachbarn) theilten seine Gesinnungen; selbst Herr Berenguier, unser würdiger und alter Pfarrer, lobte im Jahr 1789 die edle Festigkeit des dritten Standes und das uneigennützige Benehmen eines großen Theils der Geistlichkeit. Selten verfehlte er, seinen Abend in dem Hause zuzubringen, in welchem sich auch die hellen Köpfe und die Politiker von Sirfour zu versammeln pflegten. Man las die Zeitungen von Ducos, commentirte sie und stritt

ſelbſt manchmal bis gegen 10 Uhr ziemlich hitzig. Aber faſt immer pflegte ſich ein ſolcher Streit damit zu endigen, daß man der Meinung des Maire's beitrat und eben ſo zufrieden mit einander, als mit den vernommenen Neuigkeiten ſich trennte. Den Domherren allein wollten dieſe Vorzeichen nicht behagen; denn da ſie eben ſo fett und eben ſo reich, wie ihre geiſtlichen Mitbrüder in den andern Theilen Frankreichs waren: ſo bedurfte es eben keines beſondern Scharfblickes, um einzuſehen, daß ſie bei einer Veränderung viel verlieren, aber nichts gewinnen könnten; auch machten ſie keine gute Miene dazu, kamen nicht zu uns und entſchädigten ſich für die Entbehrungen, die ſie für die Zukunft fürchteten, durch einen doppelt ſo guten Tiſch.

Dieſer einzelnen Umſtände habe ich mich nach der Zeit erinnert, oder ſie erzählungsweiſe vernommen; denn ich war zu jener Zeit noch zu jung, um viel darauf zu achten. Ich erinnere mich indeſſen, daß mein um 8 Jahre älterer Bruder, welcher zum Notar beſtimmt war, die Zeitung las und an den Discuſſionen Antheil nahm, welche meine Schweſter

Henriette und ich durch unsere Kinderspiele und Zänkereien oft unterbrachen.

Der würdige Pfarrer Berenguier, obgleich er den Eid geleistet hatte, den die Constitution verlangte, mußte anfänglich sich verbergen und dann in fremden Landen eine Zuflucht suchen. Mein Vater verlieh ihm die Mittel dazu, bedang seine Überfahrt nach Livorno auf einer genuesischen Tartane, verschaffte ihm einen Paß und streckte ihm Geld vor; denn der würdige Mann war nicht reich und pflegte mit den Armen der Gegend das kleine Einkommen seiner Pfarrstelle zu theilen. Als sich die beiden alten Freunde Lebewohl sagten, gestanden sie sich ein, daß man sich zur Regeneration Frankreichs etwas gewaltsamer Maßregeln bediene, und ohne sich ihre Besorgnisse mitzutheilen, sprachen sie den Wunsch eines baldigen Wiedersehens aus. Bereits seit geraumer Zeit hatten auch die Domherren ihr Kapitel geräumt und ihr Unterkommen anderswo gesucht.

Einige Zeit nach der Flucht des Pfarrers wurde die ganze Gemeinde Sixfour von Fréron im Convente des übertriebensten Mahera-

tismus beſchuldigt. Die Folge davon war, daß der Maire, nebſt einem Dutzend Bauern, ins Gefängniß geworfen wurden. Der größte Theil derſelben glaubte ſteif und feſt, daß ein Irrthum begangen worden ſei, und wußte gar nicht, wie man Mäßigung zum Verbrechen ſtämpeln könne. Statt ihnen dieß begreiflicher zu machen, fand man es indeſſen bequemer, ſie zu guillotiniren. Meinen Vater erwartete ein gleiches Loos, als ihm glücklicher Weiſe der 9te Thermidor die Freiheit wiedergab und ihn in ſein Amt zurück führte. Die lange und ſchwere Gefangenſchaft hatte zwar ſeine Geſundheit, nicht aber ſeinen Charakter, erſchüttert. Er übernahm wieder die Verwaltung von Sixfour, wie ſeine Notariatsgeſchäfte, und beſorgte ſein Eigenthum mit der Ruhe, die bis daher ihn in allen ſeinen Handlungen begleitet hatte; und diejenigen, welche in der Folge ſeiner bedurften, haben nicht empfunden, daß die Ungerechtigkeit, deren Opfer er geweſen war, im geringſten ſeine Menſchenliebe und Gefälligkeit verändert gehabt hätte. Ich will nicht von den Dienſten ſprechen, die er geleiſtet hat; dieß liegt außer meinem Zweck;

ich will mich auch darüber nicht auslassen, daß er nichts, als Undank gefunden hat, denn dieß ist der Weltlauf.

Seit diesen Ereignissen war bereits eine geraume Zeit verstrichen und Alles zu Sixfour wieder ganz ruhig. Ich hatte das 18te Jahr erreicht, als eines Tages mein Vater gerufen wurde, um den Ehecontrakt zwischen Rosalie Rymbaud und meinem Jugendfreund Jauffret, dem Sohn eines reichen Grundeigenthümers zu Sixfour, aufzusetzen. Wenn ich eines ganz persönlichen und vielleicht wenig interessanten Ereignisses erwähne, so möge mir der Leser verzeihen und sich mit der Versicherung beruhigen, daß ich in diesen Fehler nicht oft verfallen werde. Aber in meinem Alter versetzt man sich so gern in die Jahre der Jugend zurück!

Die Familie Rymbaud wohnte auf einem schönen Landgute in der Nähe von Olioules. Hier wurde die Hochzeit gefeiert, und ich begleitete meinen Vater dahin. Ich hatte oft Miette, die jüngere Schwester Rosaliens, gesehen, aber damals erblickte ich sie zum ersten Mal mit den Augen eines achtzehn-

jährigen Jünglings. Sie hatte eine sorgfältigere Erziehung erhalten, als man sie bei den Mädchen unserer Gegend anzutreffen pflegte. Dazu kam noch, daß sie Mutterwitz besaß, der bei den Einwohnern des Südens weit häufiger als Bildung angetroffen wird. Bei Tische erhielt ich meinen Platz zwischen ihr und ihrem Bruder, der mehr als ein Jahr jünger und für die Marine bestimmt war. Ich war sein älterer Spielgenosse und suchte eine engere Freundschaft mit ihm anzuknüpfen. In der That liebte ich ihn auch damals, wie ich Alles liebte, was mit Mietten in näherer Verbindung stand. Mit ihr sprach ich wenig, aber die Verlegenheit, in welcher ich mich neben ihr befand, hatte ihr Angenehmes. Wir entfernten uns sehr spät; entzückt über den heutigen Tag und als ob ich ein neues Daseyn beginnen sollte, kehrte ich nach Hause zurück.

Von jetzt an kamen wir öfter mit der Familie Rymbaud zusammen. Sie mißbilligte meine Neigung nicht, weil sie mir die Gelegenheit, Mietten zu sehen, nicht zu benehmen suchte. Aber ich war damals sehr jung;

noch nicht selbstständig und hatte nicht einmal ernsthaft noch daran gedacht, was ich für die Zukunft ergreifen wollte. Bei jungen Leuten, welche die Seehäfen besuchen, entsteht die Neigung zur Marine ganz natürlich, und so bekam auch ich Lust dazu. Mein Onkel, Bernard Egguier, diente in der Marine seit seiner Kindheit. Er war 15 Jahre lang Oberſteuermann geweſen, als er, bei der neuen Ordnung der Dinge, überzähliger Schiffsfähndrich (enseigne auxiliaire) wurde. Was er von ſeinen Fahrten und den Ländern erzählte, die er beſucht hatte, ferner die merkwürdigen Sachen, die er jederzeit mit zurück brachte, erregten in mir den lebhaften Wunſch, ihm folgen und Seemann werden zu können. Dieſer Wunſch wurde noch höher geſteigert, als mein Freund Rymbaud auf einer Fregatte als Seecadett in die Dienſtliſte eingetragen ward. Ich ſpeiſte mehrmals mit ihm und ſeinen Cameraden am Bord. Das Anſehen, welches dieſe jungen Leute, kaum den Kinderjahren entwachſen, über Männer ausübten, ihre Heiterkeit, ihre Zukunft, die Gefahren, denen ſie entgegen gingen, und vor Al-

lem ihre ſchöne Uniform ließen es mich auf das lebhafteſte bedauern, nicht früher einem Stande mich gewidmet zu haben, für welchen ich mich geſchaffen glaubte. Mit welcher Freude würde ich, nach einer langen Reiſe, oder nach einem Seetreffen auf das Landgut der Familie Rymbaud geeilt ſeyn! Wie würde die Schilderung meiner Gefahren Mietten intereſſirt haben!

Aber ich hatte damals das 19te Jahr zurück gelegt und war folglich etwas zu alt für eine Laufbahn, die man ſchon in früher Jugend betreten muß, und auf welcher ſich das Leben ſo raſch abnützt. Ungeachtet der Abneigung meines Vaters, wurde ich auf der Corvette Rhinoceros enrollirt und erhielt die Erlaubniß, am Lande zu bleiben, um für mich das Examen eines Seecadetten der zweiten Klaſſe vorzubereiten. Ich war raſtlos fleißig und genoß ſchon im Voraus das Entzücken, das nur vorbehalten war, wenn ich mich zum erſten Male Mietten mit dem Degen an der Seite vorſtellen würde. Dieſe lockende Ausſicht und dieſe glücklichen Träume wurden ſehr grauſam getäuſcht: der Examinator konnte ſich

zu der Zeit, wo man ihn erwartete, nicht nach Toulon begeben; das Examen der jungen Leute, welche sich der Marine widmen wollten, wurde um 6 Monate weiter hinaus geschoben; und da ich unterdessen mein 20stes Jahr erlangt hatte, so stand ich unter der Conscription.

Es blieb mir noch eine Hoffnung, nämlich eine hohe Nummer zu ziehen, so daß ich mich nicht gleich zur Armee zu begeben brauchte. Ich hatte auch wirklich eine der höchsten in meiner Klasse gezogen und glaubte mich deshalb sicher, aber ich hatte meine Rechnung ohne das Revisionscollegium gemacht. Fast alle Nummern, welche das Contingent bilden sollten, waren jungen Leuten aus reichen Familien, oder solchen zu Theil geworden, die mit irgend einem einflußreichen Manne verwandt waren. Die meisten wurden frei gegeben, z. B. ein breitschultriger junger Mensch, von der Gestalt eines Herkules, wurde als schwindsüchtig zurückgewiesen; ein Anderer mit Luchsaugen wurde für kurzsichtig erklärt, so daß ich endlich, vermöge meiner Nummer, in den aktiven Dienst treten mußte. Vergebens

wollte ich meine physische Beschaffenheit, die damals noch keineswegs robust genannt werden konnte, vorschützen; ich mußte das Contingent mit ergänzen helfen, wurde vom Revisionscollegium dahin eingewiesen und erhielt, dem gemäß, den Befehl, mich bereit zu halten, den 1sten Mai 1805 nach dem Armeecorps zu marschiren, welches mir angewiesen werden würde.

Mein Vater wollte mir einen Stellvertreter kaufen, aber sie waren damals noch sehr theuer, und er würde deßhalb seinem Vermögen, in einer so schwierigen Zeit, einen großen Stoß gegeben haben. Ich gab es deßhalb nicht zu und machte mich marschfertig. Nicht ohne schmerzhaft ergriffen zu werden, schickte ich mich an, meine Heimath, meine Familie und vor Allem Mietten zu verlassen. Ich schloß ihr endlich mein Herz in dem Augenblick auf, wo ich sie vielleicht für immer verlieren sollte. Sie wußte, wie theuer sie mir sei und liebte mich ebenfalls; ich erhielt ihr Geständniß, und wir schmeichelten uns mit der Hoffnung, daß irgend ein glückliches Ereigniß uns bald wieder vereinigen würde; wir

versprachen uns eine unverbrüchliche Treue und machten Plane für die Zukunft: ein Jahr, oder höchstens 18 Monate, wollte ich ausbleiben, aber nach dieser Zeit nach Sirsour zurück kehren, um sie anhalten und Tage mit ihr verbringen, deren Reiz durch die Erinnerung an unsere Trennung noch erhöht werden sollte. Nach der Zeit habe ich wohl andere Plane gemacht, die eben so wenig, wie jene, zur Ausführung gekommen sind, aber keiner derselben hat mir so selige Augenblicke gewährt.

Die Conscribirten meiner Klasse versammelten sich den 1sten Mai 1805 zu Toulon, und ich wurde mit 119 meiner Kameraden für ein Linienregiment bestimmt, dessen Depot zu Perpignan lag. Als wir eben abmarschiren sollten, hielt uns der Oberste eine sehr schöne Rede über unsere Treue und den Eifer, mit welchem wir zur Vertheidigung des Vaterlandes herbei eilten. Diese Rede rührte mich kaum, und ich dachte, daß, wenn alle meine Kameraden mir ähnlich wären, man keine Ursache habe, uns zu loben. Ich verschloß indessen diese Gedanken in mein Inne-

res und machte, wie man ſagt, gute Miene zu böſem Spiele. Während deſſen rühmten alle Zeitungen und alle Proclamationen des Chefs der Regierung nur den Wetteifer der jungen Conſcribirten, welche von allen Seiten freiwillig die Waffen ergriffen, der Aufforderung zuvorkämen und alle Straßen bedeckten, um ſich nach den verſchiedenen, ihnen angewieſenen Corps zu begeben. Ich muß geſtehen, daß ich mich Anfangs ein wenig ſchämte, in der Mitte eines ſo allgemeinen Aufſchwunges allein ſo kalt dazuſtehen. Wie viel daran ſei, lernte ich indeſſen bald kennen, wie ich nach der Zeit ſo manche andere Hingebung habe würdigen lernen, von welcher ein Volk, oder eine Armee begeiſtert ſeyn ſoll, ohne daß man daran zweifelt.

Mein Bruder und einige Freunde begleiteten das Detaſchement bis nach Ollioules, wo wir uns, nach dem Frühſtück, von einander trennten, ſie, um an ihre friedlichen Beſchäftigungen nach Sixfour zurück zu kehren, ich, um in den Stand eines Soldaten zu treten und die militäriſche Pilgerreiſe zu beginnen, welche nach 20 Jahren mich, mit Wun-

den bedeckt, ohne Vermögen und aller Aussicht in die Zukunft beraubt, wieder in mein Dorf zurück führen sollte.

Im ersten Nachtquartiere kam ich mit drei andern Conscribirten des Detaschements zusammen zu liegen; und man urtheile über mein Erstaunen, als ich noch denselben Abend vernahm, wie lebhaft sich meine Tischgenossen in ihre Heimath zurück sehnten, in den ungemessensten Ausdrücken sich über das Gesetz beklagten, welches sie der Heimath entführe, und schon Plane schmiedeten, um zu desertiren! Einer von ihnen, bis zum Depot mein Schlafkamerad, war ein gewisser Moutet aus Hyères, ein derber Bursche, welchem die Conscription den ersten Kummer seines Lebens verursacht hatte. Seinen Reden nach hätte man glauben sollen, daß er keine 14 Tage Soldat bleiben würde, er ist es indessen bis auf die heutige Stunde noch. Die Äußerungen der Conscribirten unter einander stimmten gar nicht mit der Rede des Obersten, den Zeitungen und den Tagsproclamationen. „Wir sind unserer demnach schon vier im Detasche-

ment," ſagte ich zu mir, „die den allgemeinen Enthuſiasmus nicht theilen. Dieß hätte ich nie geglaubt und mich für den einzigen gehalten." Aber ſo gab es noch viele Andere. Wie ich und Moutet dachten alle unſere Kameraden, von welcher Beſchaffenheit auch übrigens ihr Schickſal und ihr Vermögen ſeyn mochte. Mit demſelben Widerwillen verließen alle jungen Leute ihren heimiſchen Herd, und es war weiter nichts, als eine Myſtification, wenn man ihren muthigen Aufſchwung lobte. Aber man muß der Wahrheit die Ehre geben: dieſer Widerwillen verſchwand unmerkbar. Man gewöhnte ſich nach und nach an den Dienſt, an das militäriſche Leben, und endlich betrachteten die Soldaten, wie ſie ſich ſelbſt auszudrücken pflegten, den Adler ihres Regiments als den Kirchthurm ihres Dorfes, ihre Compagnie als eine Famille und manchmal ihren Capitän als einen Vater. Die Erklärung dieſes Widerſpruchs in einem Nationalcharakter, welcher leicht von neuen Eindrükken gefeſſelt wird, die Veränderung liebt, ſich für den Ruhm begeiſtert, und welchen die mannichfaltigen und beweglichen Bilder des

militärischen Lebens nothwendig bestehen und fesseln müssen, ist leicht zu erklären.

Den Beweis für das eben Gesagte gab mir unser Detaschement. Mit jedem Tage und je weiter wir vorschritten, verlor sich die Sehnsucht nach der Heimath immer mehr, und die Heiterkeit trat an die Stelle derselben. Man wurde mit einander bekannt und schloß sich inniger an. Da wir aus demselben Departement waren, so erinnerten wir uns manchmal, daß wir uns auf den Festen der verschiedenen Dörfer getroffen hatten; wir sprachen immer davon mit Vergnügen, und letzteres fing jetzt an, nicht mehr mit Schmerz gemischt zu seyn. Und hatte man sich ohnedieß nicht wirklich darüber zu freuen, bei der Rückkehr in die Heimath die Welt gesehen, am Kriege Theil genommen zu haben und die Schlachten erzählen zu können, an denen man vielleicht Antheil genommen hatte?

Wir wurden von einem Lieutenant, der ungefähr ein Vierziger seyn mochte, von zwei Sergeanten und vier Corporalen geführt. Alle diese Männer befanden sich schon seit langer Zeit im Dienste. Der Lieutenant und einer

der Sergeanten hatten den ägyptischen Feldzug mitgemacht, und ihre Erzählungen verkürzten uns öfters die langen Märsche. Sie behandelten uns mit vieler Freundlichkeit und suchten uns Geschmack für das Soldatenleben einzuflößen. Man bezeigte uns damals die Aufmerksamkeit, uns wie Männer zu behandeln, die schon ihre Probe abgelegt haben; denn derjenige, im Militär, wie in jedem andern Stande, welcher Nichts ist und Nichts gethan hat, zeigt nur seine Superiorität durch Verachtung und durch Plackereien, und der Untergeordnete verwünscht nicht nur die Person, sondern auch die Befehle eines solchen Vorgesetzten.

Den 15ten Mai langten wir zu Perpignan an und wurden, nachdem wir die Revue des Groß-Majors*) passirt waren, von dem Quartiermeister unter verschiedene Compagnien vertheilt. Kurz darauf wurden wir eingekleidet und von Unteroffizieren des Tags zwei-

*) Der Groß-Major bleibt stets beim Depot und steht, dem Range nach, zwischen dem Obersten und Oberstlieutenant.

mal exercirt. Glücklicher Weise war ich bald damit fertig. Ungefähr in einem Monat hatte ich die Handhabung der Waffen erlernt und theilte nun bloß die Waffenübungen meiner Compagnie, welche mit dem Bataillon, zu welchem sie gehörte, Anfangs September und vier Monate nach meinem Eintritt ins Armeecorps, nach Port-Vendres abmarschirte.

Wir hatten kaum einige Tage in diesem kleinen Seehafen als Besatzung gestanden, als Transportschiffe und einige Fregatten in denselben einliefen. Das Bataillon wurde, nicht ohne Unzufriedenheit, eingeschifft; denn der französische Soldat macht sich immer von den Entbehrungen und Mühsalen des Seemannes eine übertriebene Vorstellung und betrachtet mit äußerstem Widerwillen eine solche Veränderung seiner Bestimmung. Trotz unsers Murrens mußten wir uns fügen. Unsere Vorgesetzten, die ohne Zweifel recht gut wußten, woran sie waren, versicherten, um unsern Verdruß zu beschwichtigen, daß dieser Zustand nicht lange dauern werde, und daß man uns nur auf die Küsten der Bretagne übersetzen wolle, wo ein Feldlager gebildet werde, zu

welchem wir ſtoßen ſollten. Wir erfuhren bald, welchen Glauben dieſe Zuſicherung verdiene. Den 3ten Oktober liefen wir mit Tagesanbruch in die Bay von Cadix ein, wo ſich eine prächtige franzöſiſche und ſpaniſche Flotte unter dem Oberbefehle des Viceadmiral Villeneuve verſammelt hatte. Der Spanier Gravina, ſchon bekannt durch große Tapferkeit und glänzende Thaten, commandirte unter ihm.

Denſelben Tag verließ unſer Bataillon die Transportſchiffe, um auf die Schiffe der Flotte überzugehen. Meine Compagnie machte einen Theil der Beſatzung der Redoutable von 74 Kanonen, unter dem Commando des Schiffscapitäns Lucas, aus.

Der Seedienſt, welcher für mich ſo viele Reize gehabt hatte, erſchien mir nun, nachdem ich als Soldat auf einem Schiffe mich befand, mühſam und widerwärtig. Ich konnte den Gegenſtänden, die mich umgaben, kein Intereſſe abgewinnen, weil ich ſie nur augenblicklich ins Auge faſſen durfte, und mein Dienſt mit ihnen nichts gemein hatte. Jede Bewegung und jedes auf dem Schiffe ausge-

führte Manöuvre ließ mich nur um so mehr bedauern, daß die Umstände mich einem Stande entführt hatten, dem ich nur auf eine kurze Zeit angehörte, um alles Unangenehme desselben zu erfahren und kennen zu lernen.

Der junge Adolph Rymbaud war schon seit einiger Zeit auf dem Redoutable, als ich dahin kam. Das Zusammentreffen mit ihm, welches ich gar nicht erwartet hatte, machte mir große Freude. Es würde mir äußerst angenehm gewesen seyn, mich mit ihm weitläufig über unser früheres Beisammenseyn, über Sixfour und über unsere Familien zu unterhalten, aber ich wurde bald gewahr, daß er in eine Art von Verlegenheit gerieth, wenn ich ihn anredete, daß er sich sehr kalt gegen mich benahm und, ohne mich gerade zu vermeiden, doch immer die erste und geringfügigste Veranlassung ergriff, sich von mir zu entfernen, wenn ich ihn getroffen hatte. Deßhalb kamen wir nicht häufig zusammen. Adolph hatte indessen ein vortreffliches Herz und konnte unmöglich seinen Jugendfreund vergessen haben, aber er besaß schon einen gewissen Stolz und das vornehme Wesen eines

Seeoffiziers. In dieſes, durch ſeine Talente, wie durch ſeine Tapferkeit ausgezeichnete, Corps ſchien ſich zu Anfang der Revolution die kalte Zurückhaltung und der ernſte Stolz unſeres alten Adels zurückgezogen zu haben. Ein Seekadett von 18 Jahren redete einen Steuermann mit weißen Haaren, ehrwürdig durch ſeine Leiſtungen, ſeine Treue und ſeine langjährigen Dienſte, nur mit Du an, während ein Oberoffizier der Infanterie, ſelbſt ein General es nie unterläßt, den Soldaten die Rückſichten und die Art von Achtung zu bezeigen, welche der Franzos nur ſehr ungern bei Seite geſetzt ſieht. Woher kommt dieſer Unterſchied? Ohne Zweifel daher, daß alle Ehrenſtufen der Armee dem Soldaten zugänglich ſind und daß ſie, ſo zu ſagen, eine Kette bilden, deren Ringe er nach und nach durchlaufen kann; daß auch der Vorgeſetzte es nie aus dem Auge verliert, daß der Untergeordnete, mit welchem er ſpricht, kein Hinderniß vor ſich hat, einſt ſeines Gleichen zu werden. Aber die Matroſen und ihre Offiziere bilden beſtändig zwei verſchiedene und beſondere Klaſſen; eine unüberſteigliche Kluft iſt zwiſchen ihnen befe-

ſtigt, und keiner, welcher zur untern Klaſſe gehört, darf ſich demnach jemals Hoffnung machen, in die obere zu gelangen. Die Revolution, welche den Tapfern unſerer Landheere eine ſo unermeßliche Laufbahn eröffnete, hat für den Ehrgeiz und das Glück des Matroſen wenig gethan. Ein einziges Mal, nach der Auswanderung des franzöſiſchen Adels, hat man aus dieſer Klaſſe Offiziere ausgehoben, und dieſe bürgerlichen Offiziere ſind gerade nicht diejenigen, welche zum Ruhm der franzöſiſchen Flagge am wenigſten beigetragen haben. Seit dieſer Zeit haben die Special-Schulen immer Seeoffiziere geliefert und der Poſten eines Steuermannes war das Höchſte, was ein Matroſe erlangen konnte.

Zweites Kapitel.

1805.

Die verbündete Flotte verläßt den Hafen von Cadix. — Anordnungen zur Schlacht. — Schlacht von Trafalgar. — Tod Nelson's. — Guillemard wird zum Gefangenen gemacht. — Er wird Sekretär des Admiral Villeneuve. —

Die Langeweile begann, mich und meine Kameraden zu plagen, und unsere Lage schien sich eben nicht bald ändern zu wollen. Man behauptete, daß wir in den Kanal bestimmt seien, um den Übergang nach England zu decken, von welchem damals Jedermann sprach; aber eine engländische Flotte unter dem Oberbefehl Nelson's blokirte den Hafen und verhinderte uns, auszulaufen; auch wollte man wissen, daß es dem Vice-Admiral Ville-

neuve ausdrücklich verboten sei, sich in eine Schlacht einzulassen.

Am 20. Oktober verbreitete sich indessen überall das Gerücht, daß wir morgen auslaufen und die Engländer angreifen würden. Die häufigen Signale, welche der Bucentaur gab, auf welchem sich der Admiral befand, die Versammlung der Capitäne der Flotte am Bord des Admiralschiffes, die Bewegungen und die Vorbereitungen, die auf den verschiedenen Schiffen Statt fanden, schienen dieses Gerücht zu bestätigen.

Den 21. Oktober früh um 10 Uhr verließ die verbündete Flotte auch wirklich den Hafen von Cadix, um den Engländern die Schlacht anzubieten. Sie bestand aus dreißig Schiffen, von denen zehn spanische waren, welche den linken Flügel bildeten. Sechs Fregatten beider Nationen segelten auf den Flügeln dieses prächtigen Heeres, um während des Gefechtes Hilfe zu leisten, wo es nöthig seyn würde. Unsere Linie breitete sich über eine Stunde weit aus und befand sich gegen Mittag auf Kanonenschußweite von der ungefähr eben so starken englándischen Flotte.

Beide Flotten manövrirten ungefähr eine Stunde lang einander gegenüber, um sich gehörig zu stellen und die Vorbereitungen einer nun unvermeidlichen Schlacht zu treffen. Der Redoutable befand sich in dem Mittelpunkte und etwas vor der französischen Linie, die durch eine letzte Anordnung des Admirals einen Halbkreis beschrieb. Ihm gegenüber stand ein englándischer Dreidecker mit der Vice-Admiralsflagge, und demnach mußte sich Nelson darauf befinden. Dieses Schiff nahm in der englándischen Flotte dieselbe Stellung ein, wie der Redoutable in der Schlachtordnung des verbündeten Heeres. Plötzlich gab es Signale, die augenblicklich wiederholt wurden, und kam mit vollen Segeln auf uns zu, während die andern Schiffe diese Bewegung nachahmten. Seine Absicht war offenbar, durch den Angriff auf den Redoutable unsere Linie zu durchbrechen. Dieser machte aber eine Wendung und gab ihm seine erste Salve.

Somit war das Signal zur Schlacht gegeben. Das englándische Schiff erwiderte die Salve und in demselben Augenblick verbreitete sich auf beiden Linien ein Artilleriefeuer, das

nur mit der Vernichtung einer der beiden Flotten endigen sollte. Schon erhob sich auf dem Verdeck und in den Batterien des Redoutable das Geschrei des Schmerzes und des Todes. Gleich die erste feindliche Lage hatte einen Offizier und über dreißig Matrosen und Soldaten theils getödtet, theils verwundet. Ich stand jetzt zum ersten Mal im Feuer; eine noch nie gefühlte innere Bewegung verursachte mir heftiges Herzklopfen. Einigen Antheil mochte die Furcht haben, mehr aber noch andere Empfindungen, von denen ich mir keine Rechenschaft ablegen konnte. Es war mir peinlich, auf einem Posten zu stehen, wo ich außer dem Pelotonfeuer auf das engländische Verdeck, nichts Anderes vornehmen durfte. Ich hätte mir einen thätigern Dienst die Freiheit, auf dem Schiff umher zu gehen, und eine Kanone zu bedienen gewünscht. Bald wurden meine Wünsche erfüllt: Die Mastkorbwächter auf dem Besanmast waren getödtet worden; ich ward nebst drei andern Soldaten und zwei Matrosen beordert, sie zu ersetzen. Als wir hinauf stiegen, flogen Kugeln und Kartätschen um uns her, rissen von den Masten und Se-

gelfangen große Splitter ab und durchschnitten das Takelwerk. Einer meiner Kameraden ward an meiner Seite verwundet und zerschmetterte sich, durch einen 80 Fuß tiefen Sturz aufs Verdeck, den Kopf.

Kaum im Mastkorb angelangt, suchte ich auch schon das Schauspiel, welches die beiden Flotten darboten, schärfer ins Auge zu fassen. Über eine Stunde weit lag ein dichter Rauch verbreitet, aus dem ein Wald von Masten, Takelwerk, Flaggen, Signalen und Wimpeln der drei Nationen emporstieg. Tausende bald näherer, bald entfernterer Blitze durchzuckten diese Wolke unaufhörlich und ein Rollen, gleich dem eines ununterbrochenen Donners, nur weit stärker, drang aus ihrem Schooß hervor. Das Meer war ruhig und der schwache Wind der Ausführung der Manövres nicht sehr günstig.

Die engländischen Mastkorbwachen, von denen wir nur um einige Toisen weit entfernt waren, machten, als sie uns bemerkten, ein sehr lebhaftes Feuer, auf welches wir nicht minder heftig antworteten. Ein Soldat aus meiner Compagnie und ein Matrose wurden neben

mir getödtet und zwei andere verwundet, konnten jedoch noch an dem Tauwerk hinabsteigen. Unsern Gegnern schien es indessen noch schlimmer ergangen zu seyn, denn bald sah ich den engländischen Mastkorb erledigt, ohne daß er wieder besetzt wurde. Ich betrachtete nun das engländische Schiff und das unsrige: bald hüllte sie der Rauch ein, bald zerstreute er sich und kehrte bei jeder neuen Salve wieder dichter zurück. Beide Verdecke waren mit Leichen bedeckt, und man nahm sich nicht die Zeit, sie ins Meer zu werfen. Ich erkannte unsern Commandanten, Herrn Lucas, der unbeweglich an seinem Posten stand, und einige schon verwundete Offiziere in seiner Nähe, die noch immer das Commando führten. Auf dem Hinterdeck des engländischen Schiffes erblickte ich einen mit Orden bedeckten Offizier, der nur einen Arm hatte. Nach dem zu urtheilen, was ich von Nelson hatte erzählen hören, konnte es kein Anderer seyn. Er war von mehrern Offizieren umgeben, denen er Befehle zu geben schien. In demselben Augenblick, wo er mir bemerklich wurde, stürzten in seiner Nähe, von den Kugeln des Re-

doutable getroffen, mehrere Seeleute. Da ich keinen Befehl, herabzusteigen, bekam und mich im Mastkorbe vergessen sah, hielt ich es für meine Pflicht, das Hintertheil des engländischen Schiffes, das ich sehr deutlich und nahe vor mir sah, zu beschießen. Ich hätte sogar auf Einzelne zielen können, begnügte mich aber, mehrere Schüsse auf verschiedene Gruppen von Seeleuten und Offizieren zu thun. Mit einem Mal bemerkte ich auf dem Victory eine große Bewegung; man drängte sich um den Offizier, den ich für Nelson gehalten hatte. Er war gefallen, man hatte ihn mit einem Mantel bedeckt und trug ihn weg. Der Zusammenlauf, den ich jetzt wahrnahm, bestätigte meine Vermuthung. Kurz darauf schwieg das Feuer des Victory, das Verdeck ward ganz leer und ich schloß, daß die Bestürzung über den Fall des Admirals die Ursache dieser plötzlichen Unthätigkeit sei. Eiligst stieg ich deßhalb herab, um dem Commandanten Lucas die Lage des Feindes zu melden. Er glaubte mir um so leichter, als das Schweigen der Kanonen des feindlichen Schiffes ein sehr wichtiges Ereigniß auf demselben ankün-

digte, welches die Feinde von der Fortsetzung des Kampfes abhielt. Sogleich gab er den Befehl zu entern; Alles wurde augenblicklich dazu vorgerichtet. Man versichert sogar, daß der junge Fontaine, ein Seecadett des Redoutable, durch die Stückpforte in der Batterie der Vierundzwanzigpfünder des englándischen Schiffes eingestiegen sei, dieselbe verlassen gefunden, einige Schritte vorwärts gethan habe und dann mit der Nachricht zurück gekehrt sei, daß sich das Schiff ergeben habe. Da Fontaine einige Augenblicke nachher getödtet ward, so erfuhr man diese Umstände erst aus dem Munde eines Matrosen, der davon Augenzeuge gewesen seyn wollte.

Als eben ein Theil unserer Mannschaft, von zwei Offizieren angeführt, im Begriff war, sich auf das feindliche Verdeck zu werfen, begann indessen das Feuer von Neuem und mit einem Nachdruck, den es von Anfang der Schlacht noch nicht gehabt hatte. Zu gleicher Zeit legten sich zwei Schiffe von 80 Kanonen, ein englándisches und ein französisches, das erste an den Redoutable, um ihn zwischen zwei Feuer zu bringen, und das andere

an den Victory, in derselben Absicht. Nun bot sich ein Schauspiel dar, wie es wohl seit Menschengedenken in einer Seeschlacht nicht vorgekommen ist und schwerlich je wieder vorkommen wird: vier Schiffe in einer Linie, dicht neben einander, sich stoßend, mit den Segelstangen sich verwirrend und mit einer Wuth kämpfend, von welcher man keine Vorstellung hat! An Manöuvres wurde nicht mehr gedacht, alle Matrosen, alle Soldaten bedienten das schwere Geschütz, und selbst die Offiziere, die in diesem fürchterlichen Kampfe nichts zu versehen, nichts zu befehlen hatten, schlossen sich ebenfalls an. Mitten unter beinahe 400 Kanonen von schwerem Kaliber, welche innerhalb eines kleinen Raumes zugleich gelöst wurden; unter dem Krachen der Kugeln, welche die Seitenwände des Redoutable trafen und große Löcher schlugen; unter den Trümmern, die von allen Seiten und nach allen Richtungen, wie aus Wurfgeschützen geschleudert, umher flogen; bei der Erschütterung der Schiffe, die bei ihrem Schwanken alle Augenblicke an einander stießen und zu bersten drohten, — strebte ein Jeder nur dahin, den Feind

zu vernichten, und das Geschrei der Verwundeten und der Sterbenden wurde ganz überhört. Sie fielen, und wenn sie dann der Bewegung des, von ihnen bis dahin bedienten Geschützes im Wege lagen, schob sie der Nächste vielleicht mit den Füßen bis in die Mitte der Batterie und stellte sich stumm und in der größten Wuth an eben denselben Posten, wo er bald selbst wieder sank.

In weniger als einer halben Stunde war unser Schiff, ohne seine Flagge gestrichen zu haben, durch seinen Zustand selbst dem Feind übergeben. Das Feuer war nach und nach schwächer geworden und hatte endlich ganz aufgehört. Beide Batterien waren mit den verstümmelten Leichen meiner Kameraden, mit zertrümmerten und von ihren Lavetten herabgestürzten Kanonen, mit noch brennenden Lunten und mit zerrissenen Gliedmaßen bedeckt. Einer unserer Sechsunddreißigpfünder war gegen das Ende des Kampfes zersprungen und die dreizehn Mann, welche ihn bedienten, lagen, von seinen Trümmern getödtet, um seine umgestürzte Lavette herum. Die Verbindungstreppen zwischen den verschiedenen

Batterien waren zerbrochen und weggerissen; der Fockmast und der Hauptmast waren gefallen und bedeckten das obere Verdeck mit Kloben und Trümmern des Tauwerks. Von den am Vordertheile oder an den Schiffswänden aufgehangenen Booten war außer einigen Trümmern der Bekleidung nichts mehr zu sehen. Von 800 Mann, aus denen die Schiffsbesatzung bestanden haben mochte, waren höchstens 150 noch am Leben, alle mehr oder weniger schwer verwundet, und zu diesen gehörte auch Herr Lucas.

Es war fünf Uhr des Abends, als der Kampf aufhörte. Ich durchwanderte das Schiff, wo Alles das Bild der Zerstörung darbot. Auf den Gesichtern derer, die in dem fürchterlichen Kampfe, mit welchem ich meine militärische Laufbahn begonnen hatte, dem Tod entgangen waren, malte sich stille Verzweiflung. Unter den Todten fand ich den unglücklichen Rymbaud, den Gespielen meiner Kindheit. Er war damals kaum achtzehn Jahr alt. Sein Degen war bei seinem Falle zerbrochen; von einer Kugel in die rechte Seite der Brust getroffen, mochte er gegen das Rad einer Ka-

none gestürzt seyn. Seine verzerrten Züge ließen vermuthen, daß er einen schrecklichen Todeskampf bestanden habe.

Dieser Anblick regte in mir schmerzhafte Gefühle und eine Menge theurer und bitterer Erinnerungen auf. Ich entfernte mich und gestehe, daß sich meine Augen mit Thränen füllten. Ich hatte noch nicht jene Gleichgiltigkeit erlangen können, welche der Anblick solcher Scenen beim Soldaten hervorbringt.

Gegen Abend kamen engländische Schaluppen, um den Rest unserer Schiffsmannschaft abzuholen und auf verschiedene Schiffe zu vertheilen. Ich ward auf den Victory gebracht, wo ich Nelson's Tod erfuhr. Eine Kugel war von der rechten Schulter in schräger Richtung nach dem Rückgrath gedrungen und hatte es zerbrochen. Nachdem er den Wundärzten übergeben worden war, hatte er dem Oberwundarzt, Herrn Betty, befohlen, ihm ohne Umschweife und Schonung seine Lage zu entdecken. Den Ausspruch, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe, vernahm er kalt und ruhig, ließ Herrn Hardy, seinen Flaggen-Capitän kommen, und nachdem er von ihm

den Zuſtand der beiden Flotten erfahren hatte, verbot er, ſeinen Tod der engländiſchen Armee bekannt zu machen, befahl auch, nach dem Gefecht an demſelben Platze, wo es Statt gehabt hatte, vor Anker zu gehen. Herr Hardy verſprach zwar, dieſem Befehle pünktlich nachzukommen, wagte es aber ſpäter nicht, eine ſolche Verantwortlichkeit auf ſich zu nehmen, ſondern ſignaliſirte den Tod des Admirales. Der General Collingwood übernahm das Commando und hielt es nicht für gut, die Anker auszuwerfen, indem es vielleicht, wegen des Windes, der ſich in der Nacht erhob, gefährlich geweſen wäre.*)

Nelſon's Tod ward von den Engländern als ein allgemeines Unglück betrachtet, für welches der Sieg keinen Erſatz geben könne. Die Matroſen beweinten ihn, wie einen Va-

*) Der Leichnam des Admirals wurde in einem Rumfaß mit nach England genommen und dort, nach einem prächtigen Leichenbegängniß, in der Weſtminſter-Abtei beigeſetzt. Die von Herrn Betty ausgezogene Kugel wurde dieſem Arzt in einem mit Gold verzierten Kryſtallgefäß von der Regierung überreicht.

ter und die Offiziere wie einen Anführer, deſſen Talente den Ruhm und den Wohlſtand ihres Vaterlandes begründet hatten, und den auf lange Zeit kein anderer Marine-General zu erſetzen vermöge. Der Mann, deſſen Verluſt eine ganze Nation beklagt, den alte, den Gefühlen der Zuneigung wenig zugängliche, Krieger beweinen, muß ſelbſt bei ſeinen Feinden Theilnahme erregen. Als Menſch konnte ich mich auch nicht enthalten, an der auf dem Victory herrſchenden Betrübniß einiger Maßen Theil zu nehmen, als Franzoſe dagegen mußte ich mich über dieſen Tod freuen, der mein Vaterland von einem ſeiner gefährlichſten Feinde befreit hatte. Der Augenblick, in welchem Nelſon getroffen worden war, der Ort ſeiner Verwundung — Alles ließ mich übrigens nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß er von meiner Hand gefallen ſei. Ich bin jederzeit davon feſt überzeugt geweſen. Aber obſchon ich dadurch meinem Vaterlande einen Dienſt erzeigt hatte, ſo war ich doch weit entfernt davon, auf dieſe Handlung ſtolz zu ſeyn. Bei der allgemeinen Verwirrung konnte ſich übrigens auch jeder Andere dieſe That zueignen.

Man hätte meiner Aussage vielleicht keinen Glauben beigemessen. Theils aus diesem Grunde, theils auch, weil ich die Spötterein meiner Kameraden befürchtete, hielt ich es für besser, weder mit ihnen, noch mit den auf dem Victory befindlichen französischen Offizieren darüber zu sprechen. Und so haben mich Sorglosigkeit und falsche Scham mehr als Einmal um die Vortheile gebracht, die ich wohl hätte ansprechen können.

Des Abends erhob sich ein äußerst heftiger Wind, der die ganze Nacht anhielt und die Trümmer unserer Niederlage, mit denen das Meer bedeckt war, bald zerstreut hatte. Erst den folgenden Tag wurden uns die einzelnen Umstände der Schlacht näher bekannt. Fünf französische Schiffe hatten an derselben nicht Theil nehmen können; der größte Theil der spanischen hatte es nicht gewollt, die übrigen hatten den Angriff eines an Zahl überlegen gewordenen Feindes, denn die ganze englische Flotte war im Gefecht, mit der größten Tapferkeit ausgehalten. Der spanische Dreidecker Trinita vom Admiral Gravina

befehligt, wurde, nach einem langen Widerstande gegen drei engländische Schiffe, in den Grund gebohrt. Der Admiral rettete sich und starb einige Zeit nachher in Cadix an seinen Wunden. Als er das Schiff seiner drei Maste beraubt sah, soll er gesagt haben: „Eben war ich noch auf einem Schiffe, jetzt bin ich in einer Festung, die ich nicht eher verlassen werde, als bis sie unter meinen Füßen versinkt." — Er hat auch Wort gehalten.

Das französische Schiff Aigle von 74 Kanonen schlug sich ebenfalls gegen drei englándische, verlor fast seine ganze Mannschaft, wurde genommen und scheiterte des Nachts an der spanischen Küste, wo Franzosen und Engländer mit einander ertranken. Der Indomptable versank mit 1500 Verwundeten, von denen nicht ein Einziger gerettet werden konnte. Der Intrepide, vom tapfern Infernet befehligt, versank ebenfalls nach einem fürchterlichen Widerstande gegen mehrere englándische Schiffe, die ihn nach einander beschossen hatten. Infernet und einer seiner Söhne wurden aus den Wellen gerettet und an Bord

eines engländiſchen Schiffes gebracht, wo er alle Offiziere durch ſeine freimüthigen, derben, kühnen und originellen Äußerungen in Erſtaunen ſetzte.

Der Achille, auf welchem ſich eine Abtheilung des 67ſten Linienregiments befand, gerieth während des Gefechtes in Brand. Die Engländer, welche mit ihm kämpften, zogen ſich zurück, und von den 800 Mann, aus denen ſeine Beſatzung beſtand, retteten ſich höchſtens zwanzig. Als alle Hoffnung, dem Feuer Einhalt zu thun, verſchwunden und der Tod unvermeidlich war, erſchoſſen ſich mehrere Offiziere, um den Ausgang nicht abzuwarten; andere ſtürzten ſich in die Flammen, welche den Vordertheil des Schiffes verzehrten; mehrere Matroſen ſtiegen in den Schiffsraum hinab und ſuchten bei den Rumfäſſern in völliger Trunkenheit den Gedanken an ihren nahen Untergang zu verſcheuchen. Um 6 Uhr ergriff das Feuer die Pulverkammer; das Schiff flog auf und verſchwand. Unter andern Umſtänden hätte man die Unglücklichen leicht retten können, allein jetzt waren die

nächsten Schiffe, ohne sich um das Loos derselben zu bekümmern, nur darauf bedacht, sich einander zu vernichten. *)

Den Tag nach der Schlacht brachte man den Viceadmiral Villeneuve an Bord des Victory. Er hatte eben so viel Unerschrockenheit, als Talent und Vaterlandsliebe bewiesen. Die Engländer empfingen ihn mit allen Zeichen der Achtung, welche der Tapferkeit und dem Verdienst im Unglück gebühren. Er war an der rechten Hand verwundet, schien von seiner Niederlage sehr ergriffen und für die achtungsvolle Aufmerksamkeit, die man ihm bezeigte, wenig empfänglich zu seyn. Noch denselben Tag ließ er nachfragen, ob sich unter den französischen Gefangenen an Bord ein Unteroffizier befinde; es fand sich aber keiner.

---

*) In der Anmerkung B. der historischen Erläuterungen theilen wir über die Schlacht von Trafalgar einige wenig bekannte Umstände mit, die uns von einem Seeoffizier, welcher dem Admiral Villeneuve zur Seite stand, mitgetheilt worden sind.

Er verlangte darauf irgend einen andern Soldaten, dem er diktiren könne, und ich erbot mich dazu. Nach einigen Fragen sagte er mir, daß ich bis auf weitern Befehl sein Schreiber seyn solle und mich deßhalb täglich in der ihm angewiesenen Cajüte einzufinden habe.

Drittes Kapitel.

1806.

Abreise nach England. — Rückkehr nach Frankreich. — Der Admiral Villeneuve wird zu Rennes ermordet. — Guillemard kommt in Paris wieder zu seinem Corps. — Er wird vom Kaiser gefragt und zeigt ihm den Mörder des Admirals an. —

Am 22sten Oktober ging der Victory mit dem Reste des engländischen Geschwaders nach England unter Segel. Die Überfahrt war langwierig und beschwerlich, besonders für die französischen Gefangenen, von denen einige die Pontons schon kannten, welche ihrer warteten. Mein Dienst beim General Villeneuve ersparte mir viel Unannehmlichkeiten, denen meine Kameraden ausgesetzt waren, und

verſchaffte mir auch eine beſſere Behandlung. Ich ſah den General täglich und brachte oft ganze Tage bei ihm zu, um die verſchiedenen Theile einer langen Abhandlung niederzuſchreiben, welche er über die Schlacht von Trafalgar bekannt machen wollte. Gleich Anfangs hatte er mir über den Hergang derſelben einen ſummariſchen Bericht diktirt, welcher ſogleich durch einen Parlementär nach Cadix geſchickt worden war.

Mit den engländiſchen Offizieren hatte er wenig Umgang, und ſein Kummer nahm täglich zu; wenn er indeſſen ganze Stunden lang und äußerſt anhaltend damit beſchäftigt geweſen war, mir mehrere Briefentwürfe und Bruchſtücke für ſeine Abhandlung zu diktiren, dann ſchien er zuweilen ſich zerſtreuen zu wollen und veranlaßte mich, über Gegenſtände zu ſprechen, die auf die vorigen Geſchäfte keinen Bezug hatten. Als er meine Heimath erfuhr, ſprach er oft von Toulon, wo er die Flotte commandirt hatte, von allen Umgebungen dieſer Stadt und ſelbſt von Sixfour, deſſen Lage ihm vollkommen bekannt war.

Den 27ſten November ging der Victory

bei Plymouth vor Anker, und den andern Tag nach London unter Segel, zuvor wurden aber die, bei Trafalgar zu Gefangenen gemachten, französischen Seeleute und Soldaten an die auf der Rhede liegenden Pontons abgegeben. Die Offiziere erhielten Pässe, um auf ihr Ehrenwort sich nach verschiedenen kleinen, ihnen zum Aufenthalt angewiesenen, Städten des Innern zu begeben. Der General ging nach Alresford in Devonshire und erhielt die Vergünstigung, mich und seinen Bedienten, Prieur, mitnehmen zu dürfen.

Sein erstes Geschäft war, sich an den transport-board*) zu wenden, um die Erlaubniß zu erhalten, nach Frankreich zu gehen, wo er ein Kriegsgericht zu fordern Willens war. Er versprach auf sein Ehrenwort, zurück zu kehren, wenn in der bestimmten Frist seine Auswechselung nicht bewirkt sei.

Seine Gesuche und vielfältigen Schritte

*) Der transport-board besteht aus einer Commission, welche unter andern Obliegenheiten, auch mit der Verpflegung und der Aufsicht über die Kriegsgefangenen beauftragt ist.

blieben Anfangs ohne Erfolg und selbst ohne Antwort. Endlich wurde eine Menge Schwierigkeiten aufgestellt, weßhalb man seinem Gesuche nicht willfahren könne. Neue Reclamationen, neue Schreiben von Seiten des Generals, um die Schwierigkeiten zu beseitigen! So vergingen fast fünf Monate, während welcher der General unabläſſig bemüht war, eine Vergünſtigung zu erlangen, auf die er einen ſehr hohen Werth ſetzte. Die Langſamkeit, mit welcher dieſe Angelegenheit von Seiten der Commiſſion betrieben wurde, und die Schwierigkeiten, die, kaum beſeitigt, von Neuem ihm entgegen geſetzt wurden, trugen ſichtlich dazu bei, ihn zu erbittern und ſeine Laune düſter und ungleich zu machen. Seine Gemüthsſtimmung mochte auf ſeinen Körper wirken, denn ſeine Wunde, die unter andern Umſtänden ſchon lange hätte vernarbt ſeyn müſſen, wollte nicht heilen. Doch gerade zu der Zeit, wo er an der Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches zu verzweifeln begann, erhielt Hr. Chilcott, der über die Gefangenen zu Alresford geſetzt war, den Befehl, ihm einen Paß nach Plymouth auszuſtellen und

ihn ein Verſprechen unterſchreiben zu laſſen, dahin lautend, daß er in drei Monaten wieder zurück kehren wolle, im Falle die franzöſiſche Regierung nicht für ſeine Auswechſelung ſorge. Prieur und ich waren in dieſe Verfügung mit eingeſchloſſen und auch im Paſſe des Generals namentlich mit aufgeführt. Es wurden ſogleich Reiſeanſtalten getroffen, und nach drei Tagen waren wir in Plymouth, wo ein Parlementär nur des Generals Ankunft erwartete, um die Anker zu lichten und nach einem franzöſiſchen Hafen zu ſteuern. Wir begaben uns ſogleich an Bord und gingen noch denſelben Tag unter Segel.

Den 7ten Mai landeten wir zu Morlaix, begaben uns den folgenden Tag auf den Weg nach Rennes, wo wir den 10ten anlangten und im Hôtel du Brésil abſtiegen. Die vaterländiſche Luft ſchien dem General eine Heiterkeit zu verleihen, die ich in der ganzen frühern Zeit noch nicht an ihm bemerkt hatte. Seine Wunde verurſachte ihm immer heftige Schmerzen; er verſuchte einige Briefe zu ſchreiben, ſah ſich aber genöthigt, ſie mir zu diktiren. Von folgendem habe ich kein einziges

Wort vergeſſen. Einige ſpätere Ereigniſſe haben mir oft die Ausdrücke desſelben ins Gedächtniß zurück geführt, indem ich im Zweifel war, ob ſie mit ihnen in unmittelbarer Beziehung ſtänden. Ich theile denſelben hier mit:

An den Conſreadmiral Lucas.

„Lieber General! Ich bin erſt ſeit zwei Tagen in Frankreich und erfahre eine mir angenehme Nachricht: Ihre Tapferkeit iſt belohnt worden, und der Chef der Regierung hat Ihnen dieſe Belohnung in eben ſo ſchmeichelhaften, als wohlverdienten Ausdrücken angekündigt. „„Wenn alle Schiffscapitäne, hat er geſagt, ſich wie Sie betragen hätten, würde der Sieg keinen Augenblick unentſchieden geblieben ſeyn.““ Das weiß ſicherlich Niemand ſo gut, als ich, und ich freue mich, daß ich durch den ſummariſchen Bericht, welchen ich unmittelbar nach dem Vorgang abſtattete, dazu beigetragen habe, daß man ihnen dieſe Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich habe nun noch eine ſehr unangenehme Pflicht zu erfüllen, nämlich diejenigen zu bezeichnen, deren Benehmen den Erfolg meiner Anord-

nungen vernichtet und die Zerstörung der Flotte, wie die Demüthigung der französischen Flagge herbei geführt hat. Meine persönliche Rechtfertigung, das Interesse des Dienstes, die Ehre Frankreichs und besonders seiner Marine verlangen gebieterisch, daß ich, wie schmerzhaft es auch für mich seyn mag, die Strenge herbei rufe, wo ich gern nur um Belohnungen angehalten hätte."

„Vielleicht haben sie schon, ehe Ihnen dieser Brief zukommt, eine Bestimmung erhalten. Da ich aber bei dem Kriegsgericht, auf welches ich anzutragen im Begriff bin, so wie auch zur Unterstützung meiner Anklage gegen diejenigen, welche an unserer Niederlage schuld sind, mich auf Ihr Zeugniß berufen will, so ersuche ich Sie, Ihr Möglichstes zu thun, um noch einige Tage in Paris zu verweilen, wo ich nicht säumen werde, Sie bald in die Arme zu schließen."

Ich bin ꝛc.

Rennes, den 11ten Mai 1806.

Der General wollte wirklich nur zwei Tage in Rennes ausruhen und den dritten nach

Paris abreisen, wohin ich ihn begleiten sollte. Diese zwei Tage verflossen, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre. Der General ging wenig aus, schien sehr in seinem Innern beschäftigt zu seyn, und ich verließ ihn fast gar nicht. Die geringen Reiseanstalten waren getroffen, die Koffer auf eine Chaise gepackt, welche der General gekauft hatte, und Morgen mit Tagesanbruch wollten wir abreisen.

Den Nachmittag vor dieser Abreise kamen vier Männer mit Schnurrbärten und anständiger bürgerlicher Kleidung, die sie jedoch nicht gewohnt zu seyn schienen, in den Gasthof. Übrigens konnte man sie, ihrer Betonung, ihren Manieren und ihrer dunkeln Gesichtsfarbe nach, keinen Augenblick für Franzosen halten. Der Eine von ihnen that an mich eine Menge Anfangs gleichgiltiger Fragen, später aber mehrere in Beziehung auf den General. Als er vernahm, daß unsere Abreise für morgen bestimmt sei, konnte er seine Überraschung nicht verbergen und erkundigte sich äußerst ausführlich nach der jetzigen Lebensweise des Generals, ja sogar nach der Einrichtung sei-

nes Zimmers. Später ist mir dieser Umstand sehr aufgefallen; damals hielt ich diese Fragen bloß für Folge der Neugierde, die sich gern mit den geringsten Handlungen eines Mannes beschäftigt, dessen Thaten einige Aufmerksamkeit erregt haben, und ich beantwortete deßhalb alle diese Fragen, die mir, wie gesagt, ohne Wichtigkeit zu seyn schienen.

Als dieser Mann sich in seinen Fragen, ohne Zweifel, erschöpft hatte, ging er fort, kehrte aber nach einer halben Stunde mit einem andern Manne zurück, dessen Äußeres mir auffiel. Dieser war ein Franzose, wenigstens konnte man aus seiner stark betonten Aussprache abnehmen, daß er aus den südlichen Provinzen stamme. Meiner' Meinung nach mußte er aus Rouerque gebürtig seyn. Er mochte ungefähr ein Alter von 45 Jahren haben, war klein, von barschem Benehmen, grauköpfig und gepudert, trug einen schwachen, kurzen und spitzen Zopf, hatte unedle Züge, einen lebhaften und durchdringenden Blick, eine Gesichtsfarbe wie ein Trunkenbold und dünne Beine. So sah dieser Mensch aus, den ich nach der Zeit wieder gesehen habe,

dessen zurückstoßendes und niedriges Äußeres ich aber ohnehin nie vergessen hätte. Er betrachtete mich Anfangs vom Kopf bis zum Fuß und wiederholte dann in einem vornehmen Ton alle die Fragen, die schon der Andere an mich gethan hatte, und noch eine Menge andere. Er fragte mich z. B., ob ich sicher wisse, daß der General morgen abreisen werde? Ich bejahte es, und er verließ mich sodann, ging noch einen Augenblick mit seinem Gesellschafter auf und ab, sprach mit ihm leise, jedoch äußerst lebhaft. Die drei Andern schlossen sich endlich an ihn an und alle bezeigten ihm Achtung und Ehrfurcht. Sie gingen bald darauf zusammen fort, kamen nach einer Stunde wieder zurück, begaben sich auf ihre Zimmer, hatten lange Unterredungen und trennten sich endlich.

Da der General mit Tagesanbruch aufstehen wollte, so ging er um 10 Uhr zu Bette. Um die Pferde recht früh anschirren zu lassen, brachte Prieur die Nacht auf der Post zu, wo sich auch die Reisechaise befand und von wo aus er uns abholen sollte. Ich half dem General beim Auskleiden; er behielt mich noch

einige Augenblicke zurück und verabschiedete mich mit der Bitte, mein Licht brennen zu lassen, seine Thüre nicht zu verschließen und ihn, sobald Prieur gekommen seyn würde, zu wecken. Ich begab mich eine Treppe höher in meine Schlafkammer, und nach zehn Minuten lag ich im tiefen Schlafe.

Plötzlich erweckte mich ein großer Lärm, der mir von des Generals Zimmer her zu kommen schien. Er ward immer lauter, verworrene Stimmen kamen hinzu, bald ließ mir Schmerzensgeschrei keinen Zweifel; ich sprang aus dem Bette, ergriff das Licht und einen Säbel, den mir der General in Morlaix gekauft hatte, und eilte die Treppe herab nach seinem Zimmer. Sehr deutlich hörte ich die eilenden Schritte mehrerer Menschen und sah unter mir den oben beschriebenen Mann, der den Abend vorher mit mir gesprochen hatte, behende ins Erdgeschoß hinab steigen. Seitdem ist es mir aufgefallen, daß seine Kleidung unverändert war und er sich also gar nicht entkleidet haben mußte. Eine innere Stimme gebot mir, ihn zu verfolgen, allein ein stärke-

rer Drang trieb mich zu dem General, deſſen Zimmerthüre offen ſtand. Ich trat ein und fand den Unglücklichen, den die Kugeln bei Trafalgar verſchont hatten, blaß und blutend auf ſeinem Bette, ſeine Decke am Boden des Zimmers. Zuckend und todtenbleich ſträubte er ſich noch gegen die Schmerzen des letzten Augenblicks. Er erkannte mich, verſuchte, ſich aufzurichten, ſprach einige unzuſammenhängende Worte, von denen ich nur Commiſſär oder Sekretär verſtehen konnte, und hauchte den Geiſt aus, ehe ich daran denken konnte, die geringſte Hilfe zu verſchaffen. Fünf tiefe Wunden waren in ſeiner Bruſt, und kein Dolch, keine Waffe ward um ihn her gefunden. Nun rief ich und ſchellte aus allen Kräften; augenblicklich füllten die Wirthsleute und die im Hauſe logirenden Fremden das Zimmer: die Beſtürzung war ungemein und die erſte einzige Anſicht die, daß der General ermordet worden ſei; und doch ſah ich ihn mit eben ſo vielem Erſtaunen als Schmerz an demſelben Tage ohne Feierlichkeit und Begleitung begraben; ja im ſeltſamen Widerſpruche mit den Äußerungen in der Nacht, hörte ich

allgemein ſagen: er habe ſein Leben ſelbſt verkürzt und ſich durch fünf Dolchſtiche getödtet. So oft ich meine Gedanken über dieſen Gegenſtand ausſprechen wollte, weigerte man ſich, mir Gehör zu geben und lenkte das Geſpräch auf andere Dinge. Eben ſo wenig wurden meine Fragen über den kleinen Mann und ſeine vier Spießgeſellen berückſichtigt; man umging es, mir irgend eine Frage in dieſem Betreff zu beantworten, und wollte meinen Zweifeln kein Gehör geben. Späterhin habe ich mich ſelbſt gewundert, daß ich meine Nachforſchungen nicht weiter trieb, daß ich die Polizei nicht zu unterrichten verſuchte; allein wenn der Leſer bedenkt, wie ſehr mir damals alle Erfahrung fehlte und wie ſchnell ich Rennes zu verlaſſen genöthigt war, ſo wird er mein Betragen begreifen. Der Tod des Generals hatte mich auch ſo unendlich betrübt, daß ich während mehrerer Tage gar keines Nachdenkens fähig war. Ich beklagte ihn als das Opfer eines Verbrechens, deſſen Beweggrund mir verborgen war; ich trauerte um ihn wie um einen Wohlthäter — denn gewiß wäre er mir das geworden, wenigſtens hatte ich es ihm

zu verdanken, daß ich nicht zehn Jahre auf den engliſchen Pontons zubringen mußte.

Dieſe Begebenheit hätte auf mein Schickſal Einfluß bekommen können, und meiner Überzeugung nach hatte ich das Leben, oder wenigſtens meine Freiheit dem Umſtande zu danken, daß man mich für völlig unbedeutend hielt.

Noch am Todestage des Generals wurden alle ſeine Habſeligkeiten und alle ſeine Papiere verſiegelt und — ich weiß nicht wohin geſchickt; ich dagegen erhielt Tags darauf von dem Kriegskommiſſär eine Marſchroute nach dem Depot meines Regiments, welches damals in Paris lag. Ich begab mich noch denſelben Tag auf den Weg, und kam den 19. Mai daſelbſt an.

Einige Tage darauf befahl mir beim 10 Uhr Appel der Sergeant-Major aus der Linie heraus zu treten und ihm zum Gros-Major zu folgen. Hier fand ich einen Bataillons-Chef, der mich erſt um meinen Namen fragte, dann mit ihm zu gehen befahl. Vor der Caſerne ſtieg er in einen ſehr ſchönen Wagen und mußte dem mir gegebenen Zeichen, ebenfalls

einzusteigen, noch einen förmlichen Befehl hinzu fügen, ehe ich mich dazu entschloß. Ich war nicht ohne Sorge über die Folgen einer Begebenheit, die so seltsam begann, und das strenge Stillschweigen, welches der Offizier beobachtete, war eben nicht geeignet, mich zu beruhigen. Die Schnelligkeit unserer Fahrt vermehrte noch meine Unruhe, denn ich muß es gestehen, es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich in einem so prächtigen Wagen fuhr, und selbst die Bequemlichkeit eines Miethwagens kannte ich nur aus der Beschreibung. Ich hatte nicht Zeit, lange Betrachtungen anzustellen. Nachdem wir über einen großen Platz gefahren waren, hielten wir vor einem großen Palast, vor welchem mehrere Wachtposten standen. Es waren die Tuilerien, die ich noch nicht gesehen hatte. Wir stiegen aus; der Bataillons-Chef ließ mich in eine Wachtstube eintreten und befahl mir, hier zu warten. Die dunkle Furcht, welche ich gleich Anfangs empfunden hatte, ward mit jedem Augenblick größer. So wartete ich über zwei Stunden und wußte nicht, ob ich frei sei, oder unter der Aufsicht des Wachtpostens stehe,

dessen Soldaten mich übrigens wenig zu beachten schienen. Endlich trat ein junger Oberster vom Genie-Corps eilig ein und rief: „Guillemard!“ „Hier,“ antwortete ich und folgte ihm. Nachdem wir durch mehrere Zimmer gegangen waren, erreichten wir endlich einen Saal, wo er mir, ihn zu erwarten befahl. Ungefähr nach einer halben Stunde (ich kann mich aber auch in der Zeitlänge geirrt haben, denn ich gestehe, daß ich mich in einer großen Verwirrung befand,) öffnete er die Thür, durch welche er fort gegangen war, und winkte mir; ich trat in ein Zimmer, wo er mit entblößtem Haupt einige Schritte hinter einer andern, mit Schreiben beschäftigten, Person stehen blieb. Ich stand auch und war nicht wenig verlegen, es gab aber Niemand auf mich Acht. Nach einigen Minuten erhob sich die Person, welche gesessen hatte, rasch von ihrem Stuhl und sagte zu dem Offizier: „Lassen Sie uns allein.“ Dieser verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer. Dieses Wort und der Ausdruck, womit es begleitet wurde, ferner die Ehrerbietung des Offiziers ließen mich plötzlich auf den Gedanken kom-

men, daß ich vor dem Kaiser stehe. Er wendete sich jetzt zu mir und, ungeachtet meiner Verwirrung, erkannte ich die Gesichtsbildung, deren Züge und Ausdruck damals dem Herzen aller Soldaten sich eingeprägt hatten. Nachdem er einen flüchtigen Blick auf mich geworfen hatte, fragte er: „wie heißt du?" Ich hatte in diesem Augenblick meinen Namen fast vergessen und war so ergriffen, daß ich den Mund öffnete, ohne antworten zu können. Er wiederholte seine Frage mit einem sehr gütigen Ton, wodurch ich Muth bekam, meinen Namen zu stammeln. „Warst du mit dem Admiral Villeneuve in Rennes?" — „Ja, General" (denn ich wußte noch nicht, daß man ihn Sire anrede.) — „Was weißt du von seinem Tode? — „Viel," antwortete ich, mit einer stets zunehmenden Zuversicht. Er schien darüber erstaunt und befahl mir, ihm alle Umstände dieser Begebenheit zu erzählen. Mein Bericht war ohne Zweifel nicht sehr beredt, allein wahr und sehr umständlich. Während meiner Erzählung ging der Kaiser mit verschlungenen Armen langsam im Zimmer auf und ab. Mehrmals stand er still, um mir

aufmerksamer zuzuhören; als ich aber von den fünf Männern sprach, die, wie ich glaubte, an dem Tode des Admirals Schuld seyn müßten, und denjenigen zu schildern mich bemühte, welchen ich für den Anführer der Andern hielt, blieb er plötzlich stehen und unterbrach mich eben so rasch mit der Frage: „würdest du ihn wieder kennen?“ — „Ja, General.“ Der Kaiser stampfte mit dem Fuß und ging zweimal zornig auf und ab; hierauf schellte er und sagte zu dem eintretenden Offizier: „Decrés soll kommen.“ Ich mußte wieder in den Saal am Cabinet des Kaisers meinen Abtritt nehmen. Eine Viertelstunde darauf sah ich einen Contre-Admiral eintreten, der sogleich zum Kaiser geführt wurde. Bald nachher mußte ich ebenfalls eintreten und erkannte, daß letzterer der Marine-Minister sei.

Der Kaiser, dessen Gesichtszüge jetzt einen weit finsterern Ausdruck hatten, befahl mir, meinen Bericht zu wiederholen. Bei meinem letzten Wort wendete er sich gegen den Minister und sagte: „Sie hören es, veranstalten Sie also eine Untersuchung; gehen Sie zu Fouché und besorgen Sie, daß diese Leute

vor Gericht gestellt werden." Der Minister nahm das Wort, um zu bemerken, daß offizielle Actenstücke den Beweis darböten, daß ich im Irrthume sei. Aber der Kaiser ließ ihn nicht vollenden und sagte: „Genug, thun Sie, was ich sage." Der Minister begab sich hinweg, und der Kaiser machte mir ein Zeichen, daß ich fort gehen könne. Als ich schon in der Thür stand, fragte der Kaiser: „woher bist du?" — „Von Sisteron." — „Bei Toulon?" — „Ja, Sire," sagte ich jetzt, denn so hatte ihn auch der Minister angeredet. — „Ja, ja, ich bin während der Belagerung daselbst gewesen, um die Stellung der Engländer zu beobachten. Es ist ein wahrer Signalposten, ein Adlerneſt. Was ist dein Vater?" — „Er ist Notarius und Maire des Dorfes," antwortete ich wohlgefällig. — „Wie lange dienst du?" — „Dreizehn Monate." — „Das ist freilich wenig; jetzt gehe ...."

Ich kehrte ganz entzückt zu meinem Depot zurück und glaubte, noch denselben Tag zum Corporal, morgen zum Sergeanten und so von einer Stufe zur andern durch des Kaisers letzten Blick gehoben zu werden; allein der

einzige Vortheil, welcher mir aus dieſer Zuſammenkunft entſtanden, iſt die Erinnerung davon. Die glänzendſten Hoffnungen, mit denen ich mir einige Tage ſchmeichelte, ſcheiterten, ohne Zweifel, an den Geſchäften des Kaiſers, der eben im Begriff war, einen neuen Feldzug gegen die vierte Koalition zu eröffnen.

Vor kurzer Zeit ſind mir die Memoiren des Herrn O'Meara zu Geſichte gekommen. Er erzählt, daß, in einer ſeiner Unterhaltungen mit Napoleon auf St. Helena, letzterer ihm ſehr viel von dem Tode des Admirals erzählt und ihm begreiflich zu machen geſucht habe, wie es dem Admiral möglich geweſen ſei, ſich mit fünf Dolchſtichen zu tödten. Ich bin weit davon entfernt, die Wahrhaftigkeit des irrländiſchen Arztes zu bezweifeln, allein dann hatte Napoleon ſeine Anſicht ſehr geändert, oder die Umſtände meines Berichtes, der ihn doch zu überzeugen und einen ſehr ſtarken Eindruck auf ihn gemacht zu haben ſchien, gänzlich vergeſſen.

Drei oder vier Tage nach dieſem Verhör begegnete ich auf den Boulevards dem bezeich-

OXFORD-TAYLOR INST.

neten Menschen aus Rennes. Dieser Mann trug eine himmelblaue Uniform mit rothem Kragen und silberner Stickerei. Er ging an mir vorüber, ohne, wie es schien, mich zu bemerken. Wie sehr hätte ich gewünscht, ihm, vor meinem Verhör beim Kaiser, begegnet zu seyn! Den ganzen Tag war ich unschlüssig, ob ich mich einem meiner Vorgesetzten anvertrauen solle. Den folgenden Tag ging ich zum Gros-Major, den ich nicht zu Hause fand. Ich ging ein anderes Mal zu ihm, aber er hatte Besuch und konnte mich nicht anhören, — und vielleicht war es mein guter Engel, der mir den Gedanken eingab, keine weitern Schritte in dieser Sache zu thun.

Bis zu diesem Zeitabschnitt hatte ich wenig nachgedacht; die von mir erlebten, übrigens nicht wichtigen Ereignisse hatten auf mich nur den flüchtigen Eindruck gemacht, der von jungen Leuten bald wieder vergessen wird. Ich kannte weder die Menschen, noch die Dinge, aber die heftige Erschütterung der Schlacht von Trafalgar, das traurige Ende eines, durch seinen Rang und seine Eigenschaften ausgezeichneten, Mannes, meine merkwürdige Zusammenkunft

mit dem Kaiser, — dieß Alles trug dazu bei, mich aus der Gleichgiltigkeit heraus zu reißen. Diese Ereigniſſe hatten mich mächtig ergriffen, ich beſchäftigte mich fortwährend mit ihnen, und ſie waren gewiſſer Maßen, die mich zu der Reiſe brachten, den Geſellſchaftszuſtand würdigen zu lernen. Was hatte ich aber auch in dieſen wenigen Monaten erlebt! Das Schickſal Englands in Gefahr durch den Verluſt Nelſon's, der von einem gemeinen Soldaten getödtet worden war; — ein Admiral, deſſen Benehmen und Unglück Belohnung verdienten, ungeſtraft mitten in Frankreich ermordet; — ein Miniſter, welcher unnütze Mühe anwendet, um die Mörder zu entdecken, welche ſich nicht verborgen hatten; — der Kaiſer ſelbſt nach wenigen Tagen aufhörend, ſich mit einer Angelegenheit zu beſchäftigen, die ihn Anfangs lebhaft zu intereſſiren geſchienen hatte *)! Der Tod Nelſon's ſollte indeſſen ohne Fol-

*) Die Zeitungen haben damals ſehr wenig von Villeneuve's Tode geſprochen und ſelbſt der Moniteur hat über dieſen Gegenſtand ein ganz unbegreifliches Stillſchweigen beobachtet.

gen bleiben; ganz Frankreich mußte an die Entleibung Villeneuve's glauben, und die Wahrheit, welche Napoleon aus meinem Munde vernommen hatte, sollte zu nichts führen. Es war das erste Mal, daß ich solche Resultate erlebte, aber nicht das letzte Mal, und ich gewöhnte mich jetzt, bloß über das zu urtheilen, was ich selbst mit angesehen hatte, und dagegen die historischen Gefälligkeiten und die befohlenen Wahrheiten, mit denen das Publikum so leicht zu täuschen ist, in ihrem wahren Lichte zu erkennen.

Diese ernsten Gedanken führten mich endlich auf mich selbst zurück, und trotz der wunderlichen Launen des Schicksals, die ich in der nächsten Vergangenheit hatte kennen lernen, war ich fest entschlossen, ihm zu trotzen und einen Weg zu verfolgen, der bloß militärische Beförderung zum Zweck hatte. In der Folge habe ich mich indessen nur zu sehr überzeugt, daß, ohne Rücksicht auf unsere Entschließungen oder unsern innern Werth, das Schicksal unser Loos blind entscheidet.

Viertes Kapitel.

1807—1808.

Der Aufenthalt in Italien. — Abmarsch zur großen Armee. — Leben eines französischen Soldaten in Deutschland. — Belagerung und Einnahme von Stralsund unter dem Marschall Brune. — Aufenthalt zu Wischendorf. — Valdejo, Kadett unter dem Corps des Marquis La Romana. — Abmarsch nach Spanien. — Duell zu Lyon. —

Es war um diese Zeit ein seltener Fall, daß disponible und waffenfähige Soldaten lange Zeit in ihren Depots blieben; und bereits sprach man vom Marschiren. Noch seltsamer war es, daß man nach Paris zurück kam, wenn man es einmal verlassen hatte. Deßhalb benutzte ich die Gelegenheit, die sich vielleicht nicht wieder darbot, diese Hauptstadt der Welt zu

beſehen. Ich durchwanderte ſie in allen Richtungen und ſah Alles, was ein Soldat nur ſehen kann. Leider gab es damals noch keinen Eremiten der Chauſſée d'Antin, de la Guyanne, du Marais, noch einen Rôdeur. Wie viele unnütze Schritte würden mir dieſe Herren erſpart haben; wenn ich von ihnen ausführlich hätte erfahren können, was die Aufmerkſamkeit eines Fremden verdient, nicht zu gedenken der Unterhaltungen, der Thürſteher und der Damen der Halle!

Während der wenigen Monate, die ich beim Depot ſtand, von einem Appel bis zum andern die Stadt durchſtrich, den Sonntag außerhalb der Barrièren zubrachte, mich einige Mal ſchlug und zugleich auch das Perſonal des Regiments ſtudirte, um mir Hoffnung auf Avancement machen zu können, war die Aushebung des Jahres ſo weit einexercirt worden, daß ſie zur Armee ſtoßen konnte. Obgleich die franzöſiſche Armee, in Folge der Schlacht von Jena, bis Berlin vor gedrungen war, dauerte dennoch der Krieg mit Preußen und Rußland fort. Jeder von uns hätte gern Antheil genommen und wir vernahmen mit Vergnügen,

daß eine ſtarke Abtheilung, zu welcher auch ich gehörte, zum Regiment in Oberitalien ſtoßen ſollte. Vor dem Abmarſch und noch früher hatte ich mehrmals durch ankommende Conſcribirte aus meiner Heimath Nachrichten erhalten. Miette war, den Schilderungen dieſer Landsleute nach, noch immer ſchön, nur, ihren Briefen nach, untröſtlich; mein Vater war noch eben ſo rüſtig, als gütig, — dieß bewieſen mir die kleinen Summen, die er mir ziemlich regelmäßig zukommen ließ; mein Bruder und meine Schweſter ſprachen mit den guten Weibern des Dorfes oft von mir, aber meine arme Mutter wurde täglich ſchwächer und hatte die Hoffnung aufgegeben, mich wieder zu ſehen. Sirfour blieb mir indeſſen immer der ſchönſte Ort auf der Erde.

Den 20. November marſchirten wir zum Regiment ab, und nach vierzig Tagen rückten wir in Novato ein, einer kleinen Stadt vier Stunden von Breſcia, wo der Stab und die Eliten-Compagnien lagen. Gleich nach meiner Ankunft wurde ich den Voltigeurs des erſten Bataillons zugetheilt. Die Füſelier-Compagnien lagen in ungefähr zwanzig grö-

ßern oder kleinern, nähern oder entfernten Dörfern vertheilt und standen theils unter einander, theils mit dem Stab in geringer Verbindung. Das Regiment kam nur zu den großen Manöuvres zusammen, die der Vicekönig von Italien in der Ebene von Montechiaro von den beiden, unter seinen Befehlen stehenden Divisionen oft ausführen ließ. Die verschiedenen, zu diesem Armeecorps gehörigen, Regimenter rückten auf den Befehl, den sie Tags vorher erhielten, schon des Nachts aus ihren Cantonirungsquartieren, um mit Tagesanbruch die Ebene zu erreichen, wo gegen 20,000 Mann sich zu versammeln pflegten.

Ehe die Manöuvres begannen, passirten die Truppen jederzeit eine Revue, bei welcher der Prinz mit der größten Sorgfalt alle Einzelnheiten untersuchte. Sehr häufig hielt er in den Gliedern an, um die Soldaten über ihre Lage, über ihr Linnenzeug und ihre Fußbekleidung, über ihre Löhnung und ihre Montur zu befragen; dabei hörte er sie geduldig an, antwortete ihnen herablassend und ließ allen Reklamationen Gerechtigkeit widerfahren. Zweimal war ich Augenzeuge, daß ihn

seine Gemahlinn bei diesen Revuen begleitete und unsere Linien an seiner Seite durchwanderte. Nachdem diese Special-Revue vorüber war, begannen die großen Manöuvres und das Tirailliren, dauerten bis tief in die Nacht hinein und schienen eben so wohl eine Kriegsübung für den Prinzen, als für uns zu seyn. Nachdem wir die dürre und steinige Ebene von Montechiaro nach allen Richtungen zertreten und zerstampft hatten, kehrten wir in unsere Cantonirungsquartiere zurück, um meisten Theils schon vor Ablauf von acht Tagen uns auf demselben Sammelplatze wieder einzufinden. In diesen Zwischenräumen waren wir, bis auf die Übungen des Pelotons, ganz müßig.

Auf diese Weise vergingen die ersten Monate des Jahres 1807. Mein Regiment gehörte damals zur Division Molitor und zum Observationscorps der großen Armee.

Zu Anfang des Monats April erhielt diese Division plötzlich Befehl, sich nach Trient zu begeben, wo sie eine neue Bestimmung erhalten sollte. Nachdem wir uns längs dem Ufer des schönen Garda-See's hingezogen und die Stadt passirt hatten, nach welcher er

benannt wird, ferner die Städte Lovado und Peschiera, erreichten wir in wenig Tagen die Hauptstadt des italienischen Tyrols und fanden sie mit Truppen angefüllt. Hier blieben wir eine geraume Zeit, bis wir endlich durch einen Tagsbefehl erfuhren, daß die Division jetzt einen Theil des vierten Corps der großen Armee ausmache und nach Magdeburg bestimmt sei. Wir durchschritten nun rasch das deutsche Tyrol, Baiern, Sachsen und einen Theil Preußens. Wir machten doppelte Tagmärsche, brachen häufig mehrere Stunden vor Tagesanbruch auf, marschirten den ganzen Tag und erreichten erst mit der Nacht die Stadt, wo uns einige Stunden Rast vergönnt waren. Ich erinnere mich noch, daß wir zu Landsberg, wo ich mit einigen meiner Kameraden ein Kaffeehaus betrat, eine französische Zeitung fanden und herzlich darüber lachten, als wir lasen, daß die Division Molitor mit der Post fortgebracht werde. Daran war allerdings etwas Wahres, nur daß unsere Schuhe, wie wir uns damals äußerten, die Stelle der Postchaisen vertraten.

Unsere Strapazen, die außerordentlich ge-

nannt werden konnten, ſchienen mir in dieſem Augenblicke das non plus ultra derjenigen zu ſeyn, welche dem Soldaten vorkommen können. Die Feldzüge, welche ich ſpäter gemacht habe, und beſonders der ruſſiſche, haben meine Meinung in dieſer Hinſicht berichtigt. Wie angreifend übrigens aber auch, bei ſtrenger Witterung und ſchlechten Wegen, unſere Märſche ſeyn mochten, ſo blieben doch wenige Soldaten zurück, — ein Umſtand, der auf Rechnung der guten Verpflegung zu ſchreiben iſt, die uns in den Ländern zu Theil wurde, welche wir durchſchnitten. Schon längſt hatten ſich die von Frankreich eroberten Provinzen und diejenigen, welchen die Ehre ſeiner Allianz zu Theil geworden war, darein gefügt, die durchmarſchirenden oder als Beſatzung zurück bleibenden franzöſiſchen Regimenter zu verpflegen. Dieſer Gebrauch war den Einwohnern faſt eben ſo zur andern Natur geworden, als dem Soldaten. Letzterer quartierte ſich bei ſeinem Wirth ganz, wie in ſeiner eigenen Behauſung, ein, wunderte ſich, wenn bei ſeiner Ankunft das Mittagsbrot nicht bereit ſtand, fragte auch wohl nach der Urſache, wenn man zufällig

nicht auf ihn gewartet hatte. Der Wirth dagegen entschuldigte sich, gab sein bestes Zimmer und was sonst Küche und Keller vermochten. Den folgenden Tag fand der Soldat jeden Gasthof weiter dieselben Rücksichten, dieselbe Gefälligkeit, während der vorige Wirth einen neuen Gast mit denselben Forderungen des gestrigen erhielt und ihn auf dieselbe Weise behandelte. Dieser Zustand dauerte jenseits des Rheines nicht Wochen und Monate lang, sondern zwanzig Jahre hindurch.

Wir glaubten mit Recht, daß unsere siegreichen Waffen uns die beständig wohlwollende und herzliche, ja oft von den Zeichen der innigsten Zuneigung und eines wahren Enthusiasmus begleitete Aufnahme verschaffte. Das Andenken unserer Siege konnte wohl letztere Gesinnung hervorrufen, aber die Fügsamkeit in das Unvermeidliche hatte oft den größten Antheil an der Aufmerksamkeit, die man uns bewies. Dieß fühlten wir recht gut, als wir nach unsern Niederlagen durch dieselben Länder kamen, welche wir auf dem Wege zu neuen Eroberungen so oft durchkreuzt hatten.

Wir rückten endlich in den ersten Tagen

des Julius in Magdeburg ein und erfuhren, daß das vierte Armeecorps die Bestimmung erhalten habe, Schweden wegen seines Angriffs zu züchtigen, sich der Stadt Stralsund und Pommerns zu bemächtigen.

Das Regiment rastete einige Tage in Magdeburg, erhielt sein Feldgeräth und wurde den 7ten Julius 3 Uhr des Morgens durch den Generalmarsch aus dem Schlafe geweckt. Ein mit Schweden abgeschlossener Waffenstillestand lief den 14ten Julius Mittags zu Ende, und an diesem Tage rückte unser Armeecorps, bestehend aus den Divisionen Loison, Grandjean, Boudet und Molitor, einem baiernschen Corps, einigen italienischen Regimentern und einem Theile des spanischen, unter Romana stehenden Corps, in Pommern ein und sammelte sich bei Stralsund unter dem Commando des Marschalls Brune. Nachdem die verschiedenen Corps ihre Vereinigung bewirkt hatten, rückten sie mit vereinter Thätigkeit auf die Stadt los. Gegen Mittag rückte unsere Division über Damgarten, einem Dorfe nicht weit von Stralsund, in Pommern ein, und einige Stunden später konnten wir die Kirch-

thürme letzterer Stadt erkennen. Bald kamen einige Tirailleurs zum Vorschein und verschwanden auf die ersten Flintenschüsse. Kurz darauf schien ein zahlreiches Corps, aus Schweden und Engländern zusammen gesetzt, und von dem Könige von Schweden persönlich angeführt, uns einigen Widerstand leisten zu wollen, wurde aber geworfen und bis an die Festungswälle nach einem Kampfe von einigen Stunden, in welchem wir geringen Verlust erlitten hatten, verfolgt. Gustav Adolph kommandirte dem General Wrangel gegenüber.

Die französische Armee hatte bald ihr Lager aufgeschlagen und die Belagerungsarbeiten begonnen, trotz einem anhaltenden und sehr heftigen Feuer, mit großer Thätigkeit: zahlreiche Redouten und Verschanzungen erhoben sich bald nach jeder Richtung in der Umgebung von Stralsund und begannen schon, sich mit den ersten Tagen des Augusts den Festungswällen sehr zu nähern. Damals standen noch rings um die Festung, etwa hundert Schritte von den letzten Außenwerken, feindliche Posten. Jedem solchen Posten stand ein

französischen gegenüber, und zwischen beiden die Schildwachen der beiden feindlichen Nationen, so daß sie sich fast einander die Hände reichen konnten.

In der Nacht vom 5ten bis zum 6ten Auguß stand ich auf der Wache und gehörte zu einem Posten von zwölf Mann, unter dem Sergenten Moutet, welcher mein erster Bettkamerad war. Ein Adjutant des Marschalls brachte ihm den Befehl, auf das Signal, welches aus dem Lager durch einen Kanonenschuß gegeben werden würde, auf den gegenüber stehenden Posten zu marschiren, ihm anzudeuten, daß er sich in die Stadt zu begeben hätte, und, im Fall des Zögerns, Feuer auf ihn zu geben. Alle Posten rings um die Festung erhielten einen gleichen Befehl und rückten vor, als der Kanonenschuß um 4 Uhr des Morgens erfolgte. Als uns die Schweden anrükken sahen, griffen sie eiligst zu den Waffen. Moutet befahl ihnen, sich zurück zu ziehen, ganz mit dem Tone, mit welchem er ein Peloton seiner Kompagnie kommandirt haben würde. Sie schienen den Befehl gleich Anfangs verstanden zu haben, fügten sich aber

demſelben nicht eher, als bis ſie ſahen, daß wir uns fertig machten, auf ſie Feuer zu geben, was wir auch thaten, indem wir ſie verfolgten. In demſelben Augenblicke führten die zahlreichen Poſten rings um Stralſund herum dieſelbe Bewegung aus. Das Feuern begann auf allen Punkten und dauerte ununterbrochen fort, wobei ſich unſere Wachtpoſten allmälig der Feſtung näherten, während ſich die Feinde in dieſelbe zurück zogen.

Bald wurden die Zugbrücken nieder gelaſſen und die Beſatzung rückte aus, um unſern Angriff abzuſchlagen. Zu gleicher Zeit waren mehrere unſerer Regimenter aufmarſchirt, um uns zu unterſtützen. Das zweite Bataillon des 67ſten Regiments, von dem tapfern Jacquemet*) angeführt, rückte, das Gewehr im Arm, in geſchloſſener Colonne und unter dem Kartätſchenfeuer, welches ſeine Glieder lichtete, bis an eins der Stadtthore vor, wo ihm ein Adjutant den Befehl brachte, Halt zu machen, und ihm eine andere Richtung gab. Mehrere

*) Vergleiche Anmerkung C der hiſtoriſchen Erläuterungen.

ganze Bataillons mußten hierauf tirailliren, und wir ſchlugen uns auf dem Raume, welcher wenige Stunden vorher zwiſchen den feindlichen Poſten und der Feſtung gelegen hatte. Dieſer Ort hatte noch nichts von der Verwüſtung gelitten, welche von einer Belagerung und einem Lager unzertrennlich ſind, und war bedeckt mit reizenden Landhäuſern, engländiſchen Gärten, geſchmackvollen Pavillons, Blumen und Grünung. In einem Augenblicke war die ganze Scene verändert: Leichname von Engländern, Franzoſen und Schweden und Verwundete beider Armeen rötheten bald mit ihrem Blute dieſe, wenige Augenblicke zuvor ſo angenehme Umgebung, und der zertretene Raſen blieb mit zerſprungenen Kartätſchenbüchſen bedeckt.

Um 1 Uhr des Nachmittags hatte der Feind ſeine Stellungen verlaſſen und war, nach einem beträchtlichen Verluſt, in die Stadt zurück gekehrt. Wir hatten ihn bis an die Feſtungswerke verfolgt, und mehrere Kanoniere waren auf den Wällen neben den Kanonen durch unſere Tirailleurs niedergeſtreckt worden. Ich ſelbſt wurde den folgenden Tag

in dem Armeetagsbefehl genannt und zum Korporal gemacht, weil ich einen Kanonier in dem Augenblicke getödtet hatte, wo er eine Haubitze abzufeuern im Begriff ſtand.

Sieben bis acht Windmühlen lagen in dem Raume, den wir ſo eben weggenommen hatten. Während wir uns noch ſchlugen, bezeichnete mir ein Offizier eine derſelben, mit dem Befehl, mich mit vier Mann dahin zu begeben und ſie anzuzünden. Wir mußten zu dieſem Behufe die Thür derſelben einſchlagen und waren eben im Begriff, den erhaltenen Befehl auszuführen, als uns eine Frau, von ungefähr dreißig Jahren und zwei Kindern von fünf bis ſechs Jahren mit Wehklagen und Thränen entgegen ſtürzte, bittend ihre Hände zu uns erhob und ſich uns zu Füßen warf. Sie ſprach mit einem lebhaften Geberdenſpiel, und ihre beſeelte Sprache, ihre Thränen und Seufzer konnten mich nicht über das, was ſie ſagte, in Zweifel laſſen, obgleich ich kein Wort davon verſtand. Sicherlich beſchwor ſie mich, dieſe Mühle nicht zu zerſtören, die vielleicht ihr einziges Vermögen und die ganze Hoffnung ihrer Familie ausmachte. Es wäre mir

ein Toast gewesen, ihr verständlich zu machen, wie ungern ich einen grausamen Befehl ausführte, wobei ich nur ein passives Werkzeug war; ihr sagen zu können, daß nichts mich davon zu entbinden vermöchte und daß, wenn ich es unterlassen wollte, andere Soldaten ihn zu erfüllen nicht säumen würden. Ich hätte sie gern beredet, sich so schnell wie möglich nach der Stadt zu flüchten und Alles, was sie retten könne, mit sich zu nehmen, aber ich konnte mich ihr auf keine Weise verständlich machen. Ich trug also in einem Winkel der Mühle Stroh nebst einigen Stücken Holz zusammen und zündete es an, worauf die Flamme bald überhand nahm. Die Verzweiflung der unglücklichen Frau erreichte nun den höchsten Punkt: sie wälzte sich, von Krämpfen durchzuckt, auf dem Boden und wollte sich in die Flammen stürzen. Ihre Kinder stießen ein herzzerschneidendes Geschrei aus, indem sie sich an sie drängten und sie mit ihren Armen umschlangen. Während der Zeit dauerte der Kampf in unserer Nähe fort, die Kugeln pfiffen um die Mühle herum und mehrere Kanonenkugeln von den Festungswällen fuhren

krachend durch und durch. Jetzt ergriff ich sie, schleppte sie wider ihren Willen rasch durch mehrere Pelotons unserer Tirailleurs, führte sie jenseits derselben zwischen beide Parteien und zeigte ihr die Stadt. Ich verfolgte sie noch mit den Augen, bis ich sie nebst ihren Kindern unter den feindlichen Tirailleurs erblickte.

In den Tagen, die auf dieses Scharmützel folgten, wurden unsere Verschanzungen und Laufgräben bis an die Festungswerke getrieben. Mehrere Bataillons arbeiteten unter dem Feuer der Festungskanonen Tag und Nacht daran und andere standen unter den Waffen, um sie zu unterstützen und Ausfälle zurück zu schlagen, die vielleicht der Feind versuchen möchte.

Mitten unter diesem Getöse blieben uns dennoch Augenblicke, die den Vergnügungen und den Spielen gewidmet wurden, welche die Franzosen in allen Lagen suchen und finden. Der Napoleonstag wurde durch Wettläufe, Kämpfe, Tänze und außerordentliche Austheilungen gefeiert. In unserm Regimente spielten die Unteroffiziere auf einem, zwischen

den beiden Bataillons vor der Fahne in der Eile errichteten, Theater Komödie. Ohne Kronleuchter, ohne Vorhang, ohne Dekorationen, aber nicht ohne Zuschauer, wurden unter allgemeinem Beifall les Fourberies de Scapin und darauf le Retour imprévu von Regnard gegeben, und den Beschluß des Ganzen machte eine Cantate über die Belagerung Stralsunds, gedichtet von einem Sergent-Major (Feldwebel), in Musik gesetzt von unserm Musikmeister und im großen Orchester von den besten Stimmen des Regiments gesungen.

Denselben Tag war ich noch der Gegenstand einer Ceremonie, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Zur Belohnung meines Benehmens in dem Vorfall am 6ten August war ich zur Freimaurerloge des Regiments vorgeschlagen und meine Aufnahme für den Napoleonstag festgesetzt worden. Sie fand mit allem, dem Umständen nach, möglichen Glanz in einer Baracke von 15 Fuß Länge und 6 Fuß Breite Statt, in welcher wir nicht aufrecht stehen konnten und die zum Tempel diente. Nachdem ich meine Rei-

fen, die nicht ſehr lang waren, gemacht, die Waſſer- und Feuerproben und alle üblichen Myſtificationen beſtanden, die Worte, Zeichen, Berührungen und andere artige Sächelchen erhalten hatte, hielt der General-Adjutant, unſer Sprecher, eine ſchöne Rede, in welcher er ſich über den erhabenen Charakter verbreitete, den man mir durch die Aufnahme zum Kinde des wahren Lichtes ſo eben ertheilt habe, und über das Glück, welches daraus für mich hervorgehen werde. Ich wohnte hierauf einem Gaſtmahle bei, und man kann ſich vorſtellen, wie ſehr ich entzückt war, als mich unſer Oberſter und alle unſere Offiziere ihren „Bruder" nannten. Begeiſtert von der Freimaurerei kam ich zurück, wurde ein eifriger Anhänger derſelben und habe lange Zeit in dem Wahne geſtanden, daß ſie etwas zu bedeuten habe.

Da inzwiſchen unſere Belagerungsarbeiten vollendet worden waren, ſo begann man die Redouten mit Belagerungsgeſchütz zu beſetzen und ſprach ſchon von Berennung, als am 20ſten Auguſt des Morgens, nach einem ſehr lebhaften Feuer auf unſere Tirailleurs die ganze

Nacht über, letztere bemerkten, daß die Schildwachen der Wälle eingezogen seien, und daß eine Todtenstille in der ganzen Festung herrsche. Der Oberst des 67sten Regiments, welches im Laufgraben stand, ließ einige Soldaten durch die Festungsgräben schwimmen, mit dem Befehl, die Zugbrücke herab zu lassen, besetzte das Thor mit einer Abtheilung und gab dem Marschall von dem Vorgefallenen Nachricht. Kurze Zeit darauf drangen einige Regimenter in die Stadt und fanden sie verlassen. Die Besatzung und der größere Theil der Bewohner hatten sich auf die Insel Rügen zurück gezogen, und schon seit langer Zeit hatten die Engländer den Schweden die Vertheidigung des Platzes allein überlassen. Der Marschall Brune forderte die Einwohner in einer Proclamation auf, in ihr Eigenthum zurück zu kehren, was sie auch unverzüglich thaten.

In der Nacht des 7ten Septembers wurde eine Landung auf der Insel Rügen gemacht und der Gouverneur von Stralsund, die Besatzung und ein zahlreiches Offiziercorps, fast ohne allen Widerstand, gefangen genommen.

Bekanntlich war der Friede die Folge dieſes Ereigniſſes, ſo wie auch die Ungnade des Marſchalls Brune, welcher die Präliminarien desſelben im Namen der franzöſiſchen Armee unterzeichnet hatte.

Ungefähr 14 Tage darauf verließ das vierte Armeecorps ſein Lager, in welchem uns bereits die Langeweile zu plagen begann. Seit der Einnahme von Rügen regnete es ununterbrochen. Unſere Baraken, mit Roggenſtroh gedeckt, welches grün abgeſchnitten und ſeit der Zeit längſt trocken geworden war, gewährten uns nicht mehr hinlänglichen Schutz. Man vertheilte nur ungeſunde Nahrungsmittel unter uns. Tauſende von Würmern, durch die Feuchtigkeit erzeugt, fraßen unſer Brot, bedeckten unſere Kleidungsſtücke und wucherten in dem zerhackten und halbverfaulten Stroh, auf welchem wir ſchliefen. Endlich verkündete ein ſehnlichſt erwarteter Tagsbefehl den verſchiedenen Corps die Cantonnirungsquartiere, welche ſie einnehmen ſollten, und wohin ſie ſich faſt augenblicklich begaben. Ich weiß nicht, wer der üble Spaßmacher, um nicht zu ſagen der Böſewicht, geweſen iſt, welcher ein

Vergnügen daran fand, dieſen kurzen Feldzug auf eine dramatiſche Weiſe zu endigen, indem er das Lager, als wir es verließen, in Brand ſteckte.

Auf unſerm Marſche nach Wismar im Herzogthum Mecklenburg, wohin unſer Regiment, dem erwähnten Tagsbefehl zu Folge, ſich begeben ſollte, begleitete uns das Schauſpiel des Elendes und der Entblößung, die unvermeidliche Folge der Nähe einer belagerten Stadt und des Aufenthalts einer feindlichen Armee, bis an die Gränzen von Pommern. Neibnitz, Damgarten und die wenigen Dörfer, durch welche wir kamen, waren faſt verödet, und wir hatten kaum den Muth, von den, ſeit langer Zeit durch die Requiſitionen und den Durchmarſch der Truppen gänzlich ruinirten, Einwohnern unſere Bedürfniſſe zu verlangen.

Roſtock, die erſte Stadt in Mecklenburg, und diejenigen, welche wir ſpäterhin zu ſehen bekamen, gewährten uns einen ganz andern Anblick. Alle Soldaten, welche dieſes ſchöne Land gekannt haben, erinnern ſich immer mit Vergnügen der Geſprächigkeit und Heiterkeit

ſeiner Einwohner, welche in dieſem Betreff den Franzoſen ähnlich ſind; in ihren kleinen Städten findet man Regelmäßigkeit, und ſelbſt in dem ärmſten Hauſe Reinlichkeit und Geſchmack in den Zimmergeräthen und der bequemen Einrichtung des Hauſes. Jeder von uns wird gewiß gern ſich der Aufnahme erinnern, welche wir überall fanden, ſo wie auch der Liebſchaften, welche alle Söldaten, vom General bis zum Gemeinen herab, mit den liebenswürdigen Mecklenburgerinnen anzuknüpfen ſich verſucht fühlten.

Dergleichen ſtand uns auch in Wismar bevor, wo es uns ſehr gefiel, wo ich aber nicht lange bleiben konnte. Drei oder vier Tage nach unſerer Ankunft erhielten vielleicht gegen zwanzig Abtheilungen von ſechs, von zehn, von zwanzig oder von dreißig Mann und, je nach ihrer Stärke, einen Offizier oder einen Unteroffizier an ihrer Spitze, den Befehl, die Dörfer in der Umgegend von Wismar zu beſetzen und die Küſte zu bewachen, zugleich auch ausführliche Verhaltungsbefehle für den Fall, daß die Engländer, welche mit einem Geſchwader im baltiſchen Meere kreuz-

ten, eine Landung versuchen sollten. Ich wurde mit einer Abtheilung von acht Mann nach Wischendorf detaschirt, einem Ort an der Küste, vier kleine Stunden von Wismar gelegen und bestehend aus einem ganz artigen Schloß und einem Dutzend kleiner von den Leibeignen bewohnter Häuser um dasselbe herum. Ich brauche nicht zu bemerken, daß meine Soldaten ins Dorf gelegt wurden, und daß ich, als Anführer der Abtheilung, mich im Schloß einquartierte. Ich fand eine sehr höfliche und achtungsvolle Aufnahme, dabei aber von Seiten meiner Wirthsleute eine gewisse Kälte, die mir vielleicht nicht aufgefallen wäre, wenn sie fortgedauert und mit der Freimüthigkeit und Herzlichkeit, die man mir wenige Tage nachher bezeigte und während meines ganzen Aufenthalts zu Wischendorf beibehielt, nicht im Widerspruche gestanden hätte. Nach einigen Unterhaltungen mit den Bewohnern des Schlosses begann eine Art von Vertraulichkeit zwischen ihnen und mir Platz zu greifen. Statt mich in meinem Zimmer speisen zu lassen; wo ich von einem Domestiken bedient wurde, gab man mir zu verstehen, daß

man es gern ſehen würde, wenn ich am Familientiſche Antheil nehmen wollte, welchem Wunſch ich mit Vergnügen entſprach. Ohne Zweifel verdankte ich es meiner erhaltenen Erziehung, daß mich mit meiner beſcheidenen Corporalsauszeichnung der Herr des Schloſſes an ſeinen Tiſch zog. Herr Hartmann, Baron von Wiſchendorf, war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, von einnehmender Geſichtsbildung, angenehmem und würdigem Äußern; er hatte lange gedient, war ein leidenſchaftlicher Bewunderer der franzöſiſchen Nation, ihrer Literatur, ihres Charakters, ſo wie ihrer Waffenthaten und ſteigerte ſeine Verehrung Napoleons bis zur Überſpannung. Er beſaß ein anſehnliches Vermögen, von welchem er einen ſehr edeln Gebrauch machte, und redete unſere Sprache eben ſo leicht, als gern. Dieß galt auch von ſeinem Sohne Karl und ſeiner Tochter Friederike.

Bald konnte ich die ſchöne und zahlreiche Bibliothek des Barons nach meinem Gefallen benutzen und habe in derſelben angenehme Stunden verlebt, wenn auch nicht ſo genußreich, als in der Geſellſchaft Karls und ſei-

ner liebenswürdigen Schweſter, auf unſern Jagdpartien, auf unſern Schlittenfahrten und beſonders in unſern Abendgeſellſchaften. Wenn Friederike zum Spiele des Pianoforts ſang, oder Herr Hartmann von den Schlachten erzählte, an welchen er Antheil genommen hatte, oder wenn ich Frankreich und die Gefahren ſchilderte, in denen ich mich ſchon befunden hatte, ſo ſaßen wir oft tief in die Nacht hinein beiſammen.

Ich will mich hier an meinen Vorſatz und an das dem Leſer gegebene Verſprechen erinnern, nicht bei dem zu verweilen, was bloß zunächſt auf mich Bezug hat, um meine Rückerinnerungen zu unterdrücken, und den angenehmſten Zeitabſchnitt meines Soldatenlebens mit Stillſchweigen zu übergehen. Es fällt mir um ſo ſchwerer, als ich mich gezwungen ſehe, nur im Vorübergehen hier meinen Dank und die Anhänglichkeit auszudrücken, welche ich für dieſe liebenswürdige Familie Zeit Lebens empfinden werde.

Mein Dienſt rief mich alle drei oder vier Tage nach Wismar, und ich kehrte jedes Mal denſelben Tag und ſobald wie möglich nach

Wischenbors zurück. Als ich mich einstens etwas länger als gewöhnlich aufgehalten hatte, überfiel mich unterwegs die Nacht. Ich verdoppelte meine Schritte und war kaum noch eine halbe Stunde vom Schloß entfernt, als ich einen Soldaten im Schnee liegend auf meiner Straße fand. Als ich ihm näher kam, flehte er meine Hilfe an und erzählte mir, daß er vom Pferde gestürzt sei, heftigen Schmerz in dem einen Schenkel empfinde und denselben zerbrochen zu haben glaube. Er fügte noch hinzu, daß er durch den Sturz das Bewußtseyn verloren habe, durch die heftige Kälte zwar wieder zur Besinnung gekommen, aber nicht im Stande sei, sich aufrecht zu erhalten. Sein Pferd befand sich in einiger Entfernung, und ich bemühte mich vergebens, dasselbe zu fangen, deßhalb kehrte ich zu dem Verwundeten zurück, dessen Sprache mir verrathen hatte, daß er zum spanischen Corps des Marquis La Romana gehöre.*) Ich lud

*) Bekanntlich befehligte der Marquis La Romana in der großen Armee ein spanisches Hilfscorps. Während er im Jahr 1808 in Dänemark stand,

ihn auf meine Schultern und trug ihn ins Schloß, wo er so herzlich aufgenommen wurde, wie ich es erwartet hatte. Er war Cadett unter der Cavallerie. Der Wundarzt des Dorfes erklärte, daß der Schenkel nur luxirt sei, und nach einigen Tagen war auch Valdejo (so hieß der junge Mann) wieder auf den Füßen. Sein Pferd war von einem Bauer aufgefangen worden. Dieser neue Gast brachte 8 bis 10 Tage bei uns zu, und die Familie Hartmann bezeigte ihm während dieser Zeit

---

rückten die Franzosen in Spanien ein, und die Folge davon war der allgemeine Aufstand der Halbinsel. Sobald La Romana hiervon Nachricht erhielt, trat er mit der englänhischen Flotte in Einverständniß und verschwand plötzlich mit seinem Corps. Er kam unversehens nach Spanien, wo seine Gegenwart den Enthusiasmus der Insurgenten verdoppelte. Seine muthige That wurde der Gegenstand vieler Nationalgesänge. Er erhielt den Befehl über eine Armee, lieferte mehrere Schlachten und starb plötzlich im Hauptquartiere Wellingtons den dritten Januar 1811. Seine Fähigkeit zum Feldherrn war weit geringer, als der Ruf, den er durch die eben erwähnte That im Jahr 1808 erlangt hatte.

die größte Sorgfalt und die zarteste Aufmerksamkeit. Mehr als ein Mal versicherte er, daß er ohne meinen Beistand in jener Nacht unfehlbar auf der Straße erfroren seyn würde.

Ich hätte vielleicht diesen Vorfall, gleich so vielen andern, eben nicht wichtigern, vergessen; das Andenken Valdejo's würde sich verwischt haben, wie es mir mit so vielen andern Personen ergangen ist, mit welchen man im Dienste täglich Bekanntschaft macht und sich näher anschließt, sich aber auch wieder vergißt, so bald man sich getrennt hat; aber der Zufall, durch welchen ich diesen Spanier hatte kennen lernen, um ihm nützlich zu seyn, ließ mich denselben später wieder finden, wo er mir meine Dienste vergalt.

Ich will die schmerzhaften Gefühle nicht schildern, die ich empfand, als ich nach einem Aufenthalte von drei Monaten Wischendorf verlassen mußte. Das Armeecorps führte mehrere Bewegungen aus, in Folge welcher mein Regiment bald nach Stralsund, nach Barth, nach Rostock zu stehen kam und mehrmals und in allen Richtungen Pommern, Mecklenburg und einen Theil Preußens durchziehen

mußte. Im Anfang des Sommers 1808 wurde ein Übungslager in der Umgegend von Stralsund und ungefähr auf denselben Punkten aufgeschlagen, welche wir bei der Belagerung besetzt hielten. Im Herbste bezogen wir die Winterquartiere und begannen dasselbe Leben wieder, was wir den vorigen Winter geführt hatten, aber mit den ersten Tagen des Jahres 1809 erhielt die Division Molitor, zu welcher mein Regiment noch immer gehörte, Marschordre, und wir wußten bald, daß wir nach Spanien gingen.

Auf unserm Marsche durch einen Theil von Frankreich überzeugten wir uns, wie stolz das Vaterland auf die Siege der großen Armee sei: in allen Städten, wo wir Rasttag hielten, wurden uns Feste gegeben; unsere Offiziere wurden zu Bällen und Gastmählern eingeladen. Zu Besançon war das Stadtthor, durch welches wir zogen, in einen militärischen Triumphbogen umgewandelt; die Behörden der Stadt kamen dem Regiment entgegen, und unser Adler wurde mit einem Lorbeerkranze geschmückt.

Gegen das Ende des Monats April rückten wir in Lyon ein, wo wir Rasttag haben sollten. Es war gerade ein Sonntag, und ich benutzte einen großen Theil desselben, diese zweite Stadt Frankreichs zu besehen, in welcher ich auf dem Marsche nach Italien nur eine Nacht zugebracht hatte. Des Nachmittags befand ich mich mit einigen Kameraden in der Straße aux Brotteaux in einer Schenke. Sie war angefüllt mit Soldaten verschiedener Corps, besonders aber mit solchen von der Departementscompagnie. Schon bei unserm Eintritt hörten wir einen heftigen Streit zwischen den letztern und einigen Soldaten, die zu unserm Bataillon gehörten. Man machte diesen bittere Vorwürfe über die Ehrenbezeigungen, die sie in allen Städten empfingen, und zog besonders den Ruhm in Zweifel, den sich das Regiment bei den verschiedenen Vorfällen erworben hatte, an denen es Theil nahm. Ich hatte die Schwäche, oder die Eitelkeit, unsere Widersacher überzeugen zu wollen, daß wir eben so viel, als alle Andern gethan hätten. Bei dieser Gelegenheit rief Savournin, Sergent des Bataillons und

gleich mir aus der Provence gebürtig, übrigens ein Hitzkopf und zugleich mein Freund: „und hätten wir noch weit weniger gethan, so hätten wir dennoch immer mehr Dienste geleistet, als die Departementscompagnien.“ Mehr bedurfte es nicht für diese Stänkerer, deren Absicht, Händel an uns zu suchen, deutlich am Tage lag. Ich wendete vergebens die größte Mäßigung an, um einen Zweikampf zu verhüten, der Angelegenheit des ganzen Corps werden und unabsehbare Folgen haben konnte. Je mehr ich mir indessen Mühe gab, den Frieden wieder her zu stellen, desto übermüthiger wurden unsere Gegner und desto mehr erhitzte sich Savournin. Endlich gedieh der Streit bis dahin, daß er nicht mehr gütlich beigelegt werden konnte, und nach einer Viertelstunde standen sechs gegen sechs auf dem Kampfplatz. Ich habe immer für dergleichen Dinge eine große Abneigung gehabt, bei denen der wahrhaft Tapfere selten eine Rolle spielt, und erwähne deßhalb dieses Vorfalles bloß in so weit, um hinzu zu fügen, daß ich nach einer halben Stunde mit einer ziemlich schweren Verwundung im Spital lag.

Savournin dagegen hatte nur eine leichte Wunde bekommen. Weit übler war es unsern Gegnern ergangen. Den andern Tag erfuhr ich, daß das Regiment Befehle erhalten habe, welche ihm eine andere Bestimmung gaben.

Fünftes Kapitel.

1809.

Rückkehr zur großen Armee. — Guillemard tritt in das 9te Linienregiment unter dem Befehl des Obersten Oudet. — Schilderung Oudet's. — Guillemard wird durch Zufall in die Geheimnisse der Philadelphen eingeweiht. — Der Oberst Oudet weist die Anträge der geheimen Gesellschaft zurück. — Napoleon ist davon in Kenntniß gesetzt worden. — Oudet wird General. — Er bleibt in dem Gefechte bei Eberdorf. — Seine letzten Worte. — Sein Leichenbegängniß. — Ein Feldwebel entleibt sich auf dem Grabe desselben.

Bereits seit 14 Tagen war mein Regiment abmarschirt, und zu meinem Verdruß hatte ich zurück bleiben müssen; mein Unmuth stieg aber höher, als ich erfuhr, daß es von Neuem

nach Deutschland, in dieses Palästina des französischen Soldaten, zurück gekehrt sei. Ich befand mich indessen wieder ziemlich wohl, und als ich im Stande war, mich nach dem Regiment auf den Marsch zu begeben, bat ich den Oberchirurgus des Spitals um meine Austrittskarte, die mir auch den folgenden Tag, den 18ten März, verabreicht wurde. Vier Soldaten, welche denselben Tag das Spital verließen, erhielten, gleich mir, eine Marschroute nach Neu-Breisach, wo uns der Kriegskommissär mit einer neuen versehen sollte. Kurz zuvor hatte ich von meiner Familie Nachrichten und Geld erhalten und machte nun eine sehr angenehme Reise, indem einer meiner Gefährten, ein alter Sapeur, der noch den Revolutionskrieg mit gemacht hatte, sehr viel zu meiner Ergötzung beitrug. Seine endlosen Erzählungen von Kämpfen verursachten uns niemals Langeweile. Er trug sie auf eine so eigenthümliche und natürliche Weise vor und durchflocht sie mit so merkwürdigen Betrachtungen, daß oft die Schilderung der schrecklichsten Vorfälle uns in lautes Gelächter versetzte, ohne daß er im Geringsten seine un-

besiegbare Gutmüthigkeit dabei verlor. Ich quartierte mich beständig mit ihm zusammen, und fast täglich fesselte er bis gegen Mitternacht, ohne daß man wußte, wie die Stunden vergingen, die Aufmerksamkeit unserer Bauern. So nannte er nämlich unsere Wirthe und jeden, der nicht zum Militär gehörte, welches auch sonst sein Vermögen und sein Rang seyn mochte. Der Krieg war, seiner Meinung nach, der große Zweck der Civilisation; Lesen und Schreiben, so viel dazu gehört, um die Liste einer Corporalschaft zu verfertigen, das non plus ultra der Kenntnisse; und der Ehrensäbel, den er bei Marengo erhalten hatte, eine Belohnung über alle Ordensbänder und Auszeichnungen.

Wir kamen nach Neu-Breisach den 6ten April. Hier trennte ich mich von meinen Reisegefährten, indem wir Marschrouten nach unsern betreffenden Corps erhielten. Das meinige lag zu Ornbburg in Baiern in Cantonirung, wohin ich also den Weg einschlug. Ich ging ohne Rasttag, bis nach Freisingen, wo ich mich etwas zu erholen Willens war.

Kaum war ich in mein Quartier getreten,

ſo hörte ich von einem Soldaten, der hier ſchon ſeit 14 Tagen logiere und den man ſehr lobte. Da mich dieſes ſehr wenig intereſſirte, ſo verlangte ich nach meinem Bette und befahl, daß man mich zur Tiſchzeit wecken ſolle. Als ich herab kam, ſaß der Soldat, von dem man mir geſagt hatte, bereits bei Tiſche. Aus Neugierde wendete er ſich um, als er meine Tritte vernahm, verließ zum großen Erſtaunen der Wirthsleute plötzlich ſeinen Sitz und ſchloß mich in die Arme. Es war mein Freund Savourn'in mit der Auszeichnung eines Feldwebels.

Während des Mittagseſſens erfuhr ich von ihm, daß er, auf dem Wege zu unſerm Corps, zu Freiſingen Raſttag gemacht habe und daſelbſt von alten Kameraden veranlaßt worden ſei, unter ein Ergänzungsregiment zu treten, welches eben gebildet wor[illegible] ſei und die Nummer des zweiten 9ten Linienregiments führen ſollte. Dieſes nun zu errichtende Regiment, in welchem eine Menge Stellen noch zu beſetzen war, bot ein Avancement dar, welches er nicht verſäumen zu dürfen glaubte. Endlich lud er auch mich zur Nachfolge ein;

aber wie gern ich auch den Corporal mit einer höhern Stufe vertauscht hätte: so fühlte ich mich doch sehr abgeneigt, mein Regiment zu verlassen, denn wir andern Soldaten waren gewohnt, es als unsere Familie zu betrachten. Was mir aber Savournin von dem Oberst des 9ten Regiments erzählte, brachte mich zum Wanken. Er schilderte ihn als einen Mann, der sich bemühe, Offiziere und Unteroffiziere um sich zu versammeln, deren Kenntnisse das Regiment auszeichnen und ihn selbst bei einem Vorfall unterstützen könnten. Er sagte mir noch, daß dieser Oberst die Dienste zu würdigen verstehe und sich ein Vergnügen daraus mache, sie zu belohnen, daß also unter seinem Commando viel zu hoffen sei.

Diese Unterredung hatte lange gedauert und ließ mir Manches zu denken übrig. Ich war damit am folgenden Tage noch ganz beschäftigt, während ich den Übungen der Soldaten des neuen Regimentes zusah. Aus den vielen Epauletts und den neuen Vorzeichnungen war leicht zu erkennen, daß viele Avancements Statt gefunden hätten. Auch

dieſer Umſtand führte mich auf Savournin's Rath wieder zurück. In dieſem Augenblicke trat der Oberſt aus dem am Markte gelegenen Hauſe des Bürgermeiſters und näherte ſich den verſchiedenen Compagnien, welche ſich in der Handhabung der Waffen übten. Er war ein Mann von ungefähr 30 Jahren, von einer offenen und ſanften Geſichtsbildung, in welcher jedoch ein kriegeriſcher Ausdruck lag; ſein Blick war durchdringend und wohlwollend zugleich. Die Perſönlichkeit dieſes Mannes vollendete in mir, was Savourin begonnen hatte. Mein Entſchluß war augenblicklich gefaßt; ich benutzte den erſten Augenblick, wo der Oberſt allein war, um mich ihm zu nahen und ihm offenherzig zu erklären, daß die Erzählung meines Freundes, der Anblick ſeines Corps, der Eindruck, den er ſelbſt auf mich gemacht habe und endlich die Hoffnung eines gerechten Avancements mich nach der Ehre ſtreben ließen, unter ſeinem Befehle zu dienen. Die Sonderbarkeit dieſer Anrede und vielleicht das derſelben beigemiſchte Lob feſſelten die Aufmerkſamkeit des Oberſten. Er nahm mich bei Seite,

fragte mich über meine Erziehung mehr, als über meine Dienste, über die allgemeinen Studien mehr, als über die militärischen, und zufrieden mit meinen Antworten, sagte er mir endlich: „junger Mann, Sie sollen in meinem Regimente Fourier werden; keine andere Stelle ist jetzt offen, aber wenn Ihre Aufführung gut ist, so werde ich Ihnen in kurzer Zeit beweisen, daß ich Sie nicht vergessen habe." Ich nahm dankbar die Fourierstelle an, und der Oberst es über sich, durch den Minister meine Veränderung des Corps billigen zu lassen. Noch denselben Tag wurde ich in meiner neuen Würde der Compagnie vorgestellt.

Ich hielt nun die Zeit der Prüfung für beendigt und sah einer schönen Zukunft entgegen. Es begann ein neuer Feldzug gegen Östreich; die große Armee, zu welcher wir gehörten, marschirte mit Begeisterung neuen Siegen entgegen. Napoleon führte sie in eigner Person an. Unser Regiment, obschon aus neuen Elementen zusammen gesetzt, hoffte bald in der Achtung der Armee alt zu werden, und unser junger Oberst unterstützte dieses edle

Streben mit einer Geschicklichkeit, welche große Resultate herbei zu führen vermochte. Er hatte mich lieb gewonnen, und als, bei einer neuen Organisation, fast alle Unteroffiziere in den Bureaux angestellt wurden, machte er mich zu seinem Privatsecretär. Dieser Dienst kettete mich noch mehr an ihn; überhaupt muß ich bekennen, daß in seinem ganzen Benehmen etwas Einnehmendes und Unwiderstehliches lag, das auch mich ihm gewann. Die Bewunderung, welche ich ihm zollte, nahm noch zu, wenn ich mir diesen jungen Anführer auf dem Schlachtfelde dachte; denn Alles an ihm verrieth einen Mann, den die Natur zum Gebieter der Andern gemacht zu haben schien.

Ich könnte mit dieser Schilderung des Oberst Oudet, wenigstens was die Dankbarkeit anlangt, zu der ich mich aufgefordert fühle, hier schließen, wenn ich nicht seinen Ruf zu vertheidigen und, im Betreff der Gerüchte über ihn, noch Manches zu sagen hätte. Ich wünsche nicht, daß die Gerechtigkeit, welche ich ihm widerfahren lassen werde, dazu beitragen

möge, den bereits zu sehr verbreiteten Unwahrheiten Glauben zu verschaffen.

Als wir Freisingen verließen, konnte unser ganzes Regiment kaum den Zeitpunkt erwarten, wo es den Schauplatz der Feindseligkeiten betreten würde. Zu Osterhofen erreichten wir die ersten französischen Corps. Während der acht Tage, die wir in dieser Stadt liegen blieben, verbrüderten wir uns mit mehreren Regimentern, die alle von demselben Geiste beseelt waren. Zu jener Zeit gingen wir in die Schlacht mit einem Gefühle des Vertrauens und der Nationalwürde, wie es funfzehnjährige Siege einzuflößen vermögen.

Ich brachte einen großen Theil meiner Zeit bei dem Obersten zu und hatte jetzt Gelegenheit, zu bemerken, daß er über Alle dieselbe Herrschaft, wie über mich und die Offiziere seines Regimentes ausübe. Beständig wurde er von den Oberoffizieren besucht, die ihm sämmtlich eine tiefe Hochachtung und oft eine Verehrung widmeten, welche mehr seinem vorragenden Verdienst, als seiner Stellung in der Armee gezollt wurde.

Eines Tages war ich länger als gewöhn-

lich in dem Zimmer geblieben, in welchem der Oberst gewöhnlich arbeitete, als zwei Männer zum Besuch eintraten, mit denen er sich im anstoßenden Zimmer befand, welches nur durch einen dünnen Verschlag von jenem getrennt war, so daß ich ihr ganzes Gespräch vernehmen konnte. Meine Aufmerksamkeit wurde Anfangs durch den Umstand erregt, daß Oudet einen derselben umarmte; sie begrüßten sich als Oberst und Freund und schätzten sich glücklich, nach so langer Trennung sich wieder zu sehen. Endlich nahm der Dritte, der bis jetzt sehr wenig gesprochen hatte, das Wort und sagte mit gedämpfter Stimme: „Oberst Oudet, unser Freund Chautard kam nach Olmaring nicht weit von hier, wo er Ihren Aufenthaltsort von mir erfahren hat, der mir als Stabsoffizier bekannt war. Ich habe ihn gebeten, mich Ihnen vorzustellen; ich mußte Sie nothwendig sprechen, und Ihr Freund hat mit Vergnügen eine Gelegenheit ergriffen, Sie zu umarmen."

„Da Sie seit einiger Zeit von der Armee entfernt waren, so sind Sie vielleicht nicht im Stande gewesen, alle die Fortschritte des In-

stitutes zu verfolgen, welches Sie vor sieben Jahren gegründet haben. Die Philadelphen gedeihen und vermehren sich; ihre Häuptlinge sind gegenwärtig fern von der Armee. Der Aeropag hat erklärt, daß Sie, als Stifter des Bundes, die Censur wieder übernehmen sollen, und wir sind von ihm beauftragt, Ihnen seinen Wunsch kund zu thun."

Bei diesen für mich so außerordentlichen Worten verdoppelte ich meine Aufmerksamkeit.

Der Oberst Dubet schien über diese Eröffnung befremdet zu seyn, denn es vergingen einige Augenblicke, ehe er antwortete. „Meine Herren," sprach er endlich, „der Aeropag ehrt mich mehr, als ich es verdiene; er hat Offiziere, die höher stehen als ich und sich besser dazu eignen, an der Spitze des Bundes zu stehen. Da ich erst seit kurzer Zeit wieder zur Armee gerufen worden bin, so sind mir die Bestandtheile desselben noch zu wenig bekannt, um ein so schweres Amt zu übernehmen; ich müßte befürchten, Fehler zu begehen und die Philadelphen bloß zu stellen; deßhalb kann ich die Ehre, welche Sie mir zugedacht haben, nicht annehmen."

Hier drangen der Stabsoffizier und der Oberst Chautard vereinigt in ihn ein. Ihre Reden vernahm ich zwar nicht im Zusammenhange, begriff doch aber so viel daraus, daß sie zu einem patriotischen Bunde gehörten, dessen Zweck die Vertilgung der Tyrannei, wie sie es nannten, seyn sollte. Ich war in großen Sorgen um sie, um den Obersten Oudet und um mich selbst, der ich zufällig zum Mitwisser ihres Geheimnisses gemacht worden war. Ich erinnerte mich, daß mehr als eine Verschwörung durch einen ähnlichen Zufall, wie dieser, vereitelt worden sei, und ohne irgend eine Verantwortlichkeit in dieser Sache zu übernehmen, wurde dennoch meine Besorgniß immer größer.

Lange Zeit wies Oudet alle freimüthigen Vorstellungen seines Freundes und die glänzendsten Hoffnungen zurück, mit welchen ihn der Stabsoffizier zu bestechen suchte. Endlich schien er durch ihre fortgesetzten Bemühungen seine ganze Kraft wieder erlangt zu haben und sagte zu ihnen in einem abgemessenen und edlen Ton, der sie fast zum Verstummen brachte: „Zur Zeit, wo er den Phi-

ladelphenbund unter einigen jungen Leuten gestiftet habe, sei er bloß eine Vereinigung von Freunden gewesen. Nach der Zeit, als die Begeisterung unter dem Schleier des Geheimnisses zugenommen und der Despotismus unter dem Consulat erwacht sei, hätten die Philadelphen den kühnen Plan gefaßt, diese Zwingherrschaft zu stürzen und dem Vaterlande seine republikanischen Formen wieder zu geben; damals sei ein einziger Tag hinreichend gewesen, die Freiheit wieder herzustellen, weil nur ein Mann dem Untergange gewidmet zu werden brauchte; aber fünf Jahre einer außerordentlichen Regierung und eines unermeßlichen Ruhmes hätten jetzt die Ansichten der Franzosen verändert. Die Faktionen seien gedämpft, fast alle Soldaten der Republik hätten sich freiwillig um seine Adler versammelt, und jedermann erblicke in dem gegenwärtigen Kriege das letzte Aufathmen der Coalitionen, die Bürgschaft eines dauerhaften Friedens, die Sicherheit, welche das Vaterland unter dem Schilde eines großen Mannes genieße, den Aufschwung der gewerbtreibenden Kräfte, welche es seit 20 Jahren aufhäufe. Welcher Fran-

zoſe könne aber bei einer ſolchen Lage der Dinge die Miſſion zu haben glauben, durch Erſchütterung der beſtehenden Ordnung ſo viele Hoffnungen zu vernichten? Ohne Zweifel ſetzte endlich der Oberſt Oudet hinzu, bin ich Republikaner und denke, als ſolcher zu ſterben; aber ich weiß meine Wünſche dem Glücke des Vaterlandes aufzuopfern; ſein Ruhm iſt vollendet, nun beginnt ſeine Ruhe. Sollten wir durch neue Aufregung ſeinen Ruhm verdunkeln und ſeine Ruhe in Gefahr bringen? Die Principe der Revolution werden ſeinen Wohlſtand begründen und unſere Kinder einſt, ohne gewaltſame Maßregeln, dieſe Freiheit herſtellen, welche wir nicht ohne Ströme Blutes erlangen könnten. Meine Freunde, laſſen Sie uns beweiſen, daß wir etwas Beſſeres beſitzen, als den Muth zu einer Verſchwörung; nämlich die Kraft, Entwürfe aufzugeben, die ſelbſt im glücklichſten Falle dem Vaterlande noch Thränen koſten würden."

Der Oberſt Chautard wollte ihm den Schwur der Philadelphen entgegen ſetzen, aber Oudet bemerkte ihm, daß zu ſeiner Zeit die Philadelphen keinen Schwur geleiſtet hätten;

daß die Pflichten mit den Zeitumständen und der Wille der Menschen mit ihrem Alter sich ändere; daß eine Studentenverbündung keine Verpflichtung fürs ganze Leben auflege. Man sprach von Brutus und Cato, aber er entgegnete, daß die Welt gegenwärtig keiner solchen strengen Tugend bedürfe. Man sprach von der Republik und erwähnte auch Sparta's, aber er ließ sich über die griechischen Republiken bitter aus und verschonte Athen allein. Er wollte die Freiheit mit allen Wohlthaten der Civilisation, allen Reizen der Künste, allen Reichthümern des Handels und der Wissenschaft.

Endlich fragte man ihn, was er auf die Vorschläge des Aeropags zu antworten habe. „Sagt ihm," erwiederte er, „daß meine Liebe zum Vaterlande mir gebietet, mich aufrichtig dem Oberhaupte des Staates anzuschließen, so lange seine Regierung im Ganzen dem Lande Heil bringt; sollte es dagegen künftig zum Despotismus übergehen, so würde ich der erste seyn, welcher den Ruf erhebt: „allons enfans de la patrie!"

Die Unterredung war hiermit abgebrochen.

Der Oberst Dubet begleitete die beiden Offiziere, und ich benutzte diesen Augenblick, um mich zu entfernen. Nach der Zeit sind, meines Wissens, diese Männer nicht wieder gekommen.

In den folgenden Tagen bemerkte ich, daß sich dem freundlichen Lächeln des Obersten etwas Befangenheit beimischte, und nach der Zeit erfuhr ich von einem pensionirten corsischen Bataillonschef, daß sich in der Armee, jedoch ganz im Geheim, das Gerücht verbreitet gehabt hätte, Dubet stehe an der Spitze einer geheimen Verbündung. Eine damals mächtige und schöne Frau soll geäußert haben, daß der erwähnte Stabsoffizier sehr geschickt dieses Gerücht in der Armee zu verbreiten gewußt habe, damit sich die Mißvergnügten zu erkennen geben möchten. Zu derselben Zeit, wo er ihre Leichtgläubigkeit auf diese Weise mißbrauchte, soll er beim Kaiser eine geheime Unterredung erlangt und demselben die Absichten des Bundes enthüllt haben. Napoleon hörte mit lebhafter Unruhe Alles an, was auf Dubet Bezug hatte. Als er seine Weigerung vernommen und sich vollkommen über-

zeugt hatte, daß es damit aufrichtig gemeint sei, erhielt er seine ganze Heiterkeit wieder, und nannte den Bund lächelnd eine Studenten-Freimaurerei. Aber er wußte zu gut das Verdienst eines solchen Benehmens zu würdigen, um es unbelohnt zu lassen. Und wirklich war noch nicht ein Monat vergangen, als der Oberst, den Tag vor der Schlacht von Wagram, zum General ernannt wurde, ungeachtet das Regiment, seit der Eröffnung des Feldzuges, bloß manövrirt und nicht einmal an dem blutigen Gefechte bei Eßlingen Theil genommen hatte.

Diese unvermuthete Beförderung ist in meinen Augen ein hinlänglicher Beweis, daß der Kaiser die Weigerung Dudet's erfahren hatte, wie man mir nach der Zeit versichert hat. Ich war schon damals überzeugt, daß die verbreiteten Gerüchte über die Theilnahme des Obersten an den Planen der geheimen Gesellschaft falsch seien; und Alles beweist, wie sehr diejenigen im Irrthume gewesen sind, die behauptet haben, daß der Oberst schon zu jener Zeit in große Ungnade gefallen sei. Ich habe mich vielleicht zu weitläuftig über diesen

Theil von Oudet's Leben verbreitet, aber es ist seit der Schlacht von Wagram so viel über ihn in der Armee in Umlauf gesetzt worden, daß ich mich verpflichtet fühlte, diese einzelnen Umstände, die ich zufällig erfahren habe, hier mitzutheilen.*) Die neue Ehrenstufe, welche der General so eben erstiegen hatte,

*) Der Sergent Guillemard scheint zu der Zeit, wo er diesen Theil seiner Memoiren schrieb, keine Kenntnis von einigen Schriften gehabt zu haben, in denen des Obersten Oudet und der geheimen Gesellschaft der Philadelphen Erwähnung geschiehr. Die wichtigste dieser Schriften erschien im Jahr 1814 unter dem Titel: Histoire des Sociétés secrètes de l'armée, und wird einem gewissen Ch. Nodier zugeschrieben. Guillemard's Erzählung steht mit einem Theile der in obiger Schrift angeführten Thatsachen im Widerspruch, und wir wagen nicht zu entscheiden, welche dieser Meinungen den meisten Glauben verdient, sondern beschränken uns blos auf die Bemerkung, daß wenn Nodier von einem höhern Standpunkt aus beobachtet hat, Guillemard dagegen viel näher gestanden habe. Damit der Leser endlich selbst vergleichen könne, verweisen wir ihn auf die historischen Erläuterungen unter dem Buchstaben D. Die Erzählung des Sergen-

war um ſo ſicherer für diejenigen im Regimente, welche es verdienen würden, ein Unterpfand des Avancements, als der General Dubet vor der Schlacht von Wagram keine ſeinem Range entſprechende Beſtimmung erhalten hatte, ſondern fortfuhr, das neunte Regiment als Oberſt zu befehligen. Dieſer Umſtand, die vielfachen Beförderungen in den obern Graden, die Zuſammenziehung der Armee, — Alles verkündete eine nahe Schlacht, nämlich die Schlacht von Wagram.

Man erwarte von mir nicht die ausführliche Schilderung dieſes Kampfes, welcher den 6ten Julius 1809 vorfiel. Was ich davon weiß, beſchränkt ſich nur auf ſehr wenige Dinge. Wenn bei ſolchen großen Bewegungen kaum die Generale zu beſtimmen vermögen, ob ſie ſich auf dem linken, oder auf dem rechten Flügel der Armee befinden, was kann da ein unbedeutender Fourier wiſſen? Alles, was

---

ten erſcheint uns übrigens um ſo merkwürdiger, als er über die Wichtigkeit des von ihm abgehandelten Gegenſtandes gar nicht im Zweifel zu ſtehen ſcheint.

ich erzählen kann, besteht darin, daß sich die Regimenter, als wir die Insel Lobau verließen und in die Ebene übergingen, in welcher Wien liegt, so zusammen drückten, als machten sie sämmtlich eine einzige Colonne aus; und daß ich am Tage der Schlacht der schönsten Parade beiwohnte, die ich je gesehen habe.

Vom frühen Morgen an durcheilte der Kaiser die Linien unter dem Zuruf der Soldaten; da indessen der glänzende Generalstab, welcher ihn umgab, und die enthusiastischen Ausrufungen, die sich bei seiner Annäherung hören ließen, dem Feinde seine Gegenwart verriethen und ihn großen Gefahren aussetzten: so mußte es den Regimentern verboten werden, ihn bei seiner Annäherung so laut zu begrüßen.

Man weiß, daß der Kaiser den Feind mehrere Angriffe auf unsern Flügel machen ließ, bis er endlich um 10 Uhr des Vormittags auf das Centrum der Östreicher eine große Bewegung ausführte, welche über diesen Tag entschied. Unser Regiment stand auf dem linken Flügel, den bekanntlich der Marschall Ma=

ſena commandirte, und gegen welchen die Feinde ihre Hauptanſtrengungen richteten, um uns von den Brücken der Inſel Lobau abzuſchneiden. Wir hatten mehrere Cavallerieangriffe auszuhalten und abzuſchlagen, wobei wir viele Leute verloren. Unſer Oberſter erhielt ſelbſt zwei Wunden. Ein Lanzenſtich in den Schenkel nöthigte ihn, das Schlachtfeld für einige Augenblicke zu verlaſſen, doch kehrte er ſogleich an ſeinen Poſten zurück, nachdem er ſich hatte verbinden laſſen.

Die Schlacht war ſchon bei guter Zeit entſchieden, und wir näherten uns den Thoren Wiens, welches ſich ſchon ſeit mehreren Tagen in den Händen der Franzoſen befand; wir hofften noch denſelben Abend in Wien einzurücken und der Ruhe zu genießen, die uns ſo nöthig war, als plötzlich das Regiment den Befehl erhielt, ſich gegen Ebersdorf zu wenden, um die Bewegungen eines Theiles der Armee zu ſichern und den Rückzug des Feindes zu drängen. Wir rüſteten uns mit Geduld und ſetzten uns in Marſch. Die Nacht brach ein. Wir ſollten in der vorgeſchriebenen Richtung auf zwei oder drei Regimenter

ſtoßen, die aus ihrer Stellung abgerufen worden waren und denen wir den Befehl brachten, ſich zurück zu ziehen. Mit ihrer Bewegung ſollte die unſrige in Verbindung ſtehen, aber ſie waren ſchon aufgebrochen und wir fanden ſie nicht. Ungeachtet wir voll Selbſtvertrauen waren, denn der Feind beſchleunigte ſchon ſeit Mittag ſeine Flucht, ſo marſchirten wir doch, da es Nacht war, mit der gehörigen Vorſicht. Es war gegen 11 Uhr, als wir die Ebene verließen und ein durchſchnittenes und hügeliges Terrain betraten, und als wir eben ein Gehölz umgingen, ſchallte uns von mehreren Seiten das „Wer da!“ der Öſtreicher entgegen, dem rings um ein heftiges Feuer folgte. Wir faßten uns bald, und unſer Oberſt führte uns mit eben ſo viel Beſonnenheit als Sachkenntniß augenblicklich im Sturmſchritt nach dem Punkt hin, von welchem das heftigſte Feuer ausging. Wir warfen ohne Mühe die dort aufgeſtellten Bataillons und drangen vorwärts; aber dieſer einzige Durchbruch war nicht ausreichend; die Öſtreicher erhielten von allen Seiten Unterſtützung, wir wurden eingeſchloſſen und merk-

ten zu spät, daß wir mitten in eine feindliche Division gerathen waren. Sie bildeten um uns eine Mauer von Feuer und von Bajonetten, die wir vergebens zu durchbrechen strebten. Zwanzig Mal wurden wir in die Tiefe zurück gedrängt, in welcher wir überfallen worden waren. Der Oberst hoffte, das Feuer würde die Regimenter herbei ziehen, welche mit uns dieselbe Stellung einnehmen sollten, aber sie hatten sich schon der Masse der Armee angeschlossen und wir blieben ohne Hilfe. Bei jeder Decharge stürzten ganze Reihen von uns zu Boden, und man forderte uns von allen Seiten auf, uns zu ergeben. Wir hatten ein Quarré gebildet und bedeckten mit unsern Leibern den Adler, als wir die Stimme Dubet's vernahmen: „an dem Tage eines großen Sieges, dessen Ruhm das neunte Regiment getheilt hat, wird es sich nicht ergeben und dadurch seinen Adler beschimpfen. Kinder! Wir Alle siegen oder sterben. Es lebe der Kaiser!" Dieser Ruf wurde von Allen mit Wuth wiederholt. Wir stürzten uns von Neuem auf den Feind, der Anfangs zurück wich, uns aber endlich gegen das kleine

Gehölz zurück warf, an welches sich das Regiment anlehnte. In wenig Augenblicken war der größte Theil derer, die der heutigen Schlacht glücklich entkommen waren, in diesem Hinterhalte gefallen, und nur noch Wenige von uns blieben um den Oberst, der, mit Wunden bedeckt, die Hoffnung der Rettung aufgegeben zu haben schien und bloß daran dachte, würdig zu sterben. Keiner von den Feinden wagte es, sich uns zu nahen. Unsere Munition war fast verschossen, und schweigend empfingen wir das Feuer der Feinde, das auf zwanzig Schritte von allen Seiten uns traf. Da ergriff endlich der Oberst den Adler des Regimentes, brach ihn von seinem Stabe und vergrub ihn in ein Loch, welches er mit dem Beile eines Sapeurs gemacht hatte, damit er dem Feinde nicht in die Hände falle. An derselben Stelle und in demselben Augenblicke erhielt ich einen Schuß in die Brust und stürzte zusammen.

Durchnäßt vom Morgenthau kehrte ich wieder ins Leben zurück. Als ich die Augen aufschlug, sah ich rings um die Leichen meiner Kameraden. Zwei ganze Bataillons des Regimentes waren neben mir gefallen und der

Oberst lag mitten unter ihnen. Die Östreicher waren abgezogen und die Stille wurde nur durch das letzte Wimmern einiger Sterbenden unterbrochen. Ich sank wieder in Ohnmacht und erhielt die Besinnung erst wieder auf der Ambulance, auf welcher man mich fortschaffte. Mit Anbruch des Morgens hatten sich mehrere Regimenter nach der Gegend hin begeben, aus welcher man während der Nacht das Kleingewehrfeuer gehört hatte. Ihre ganze Hilfe konnte sich jetzt nur auf die Verwundeten erstrecken; aber sie fanden auch hier leider wenig zu helfen, denn der größte Theil hatte sich die Nacht über verblutet und war gegen Morgen gestorben.

Der Wundarzt, welcher mich verband, versicherte mir, daß meine Wunde nicht sehr gefährlich sei, und daß ich bald wieder hergestellt werden solle. Da man dergleichen Dinge allen Verwundeten vorsagt, selbst solchen, die am Tode liegen; so gewährte mir diese Versicherung wenig Trost, aber der Ton, mit welchem der Mann zu mir sprach, die Sorgfalt, mit welcher er den Verband anlegte, und mehr als Alles dieß, ein gewisses Vorgefühl,

was ich mehr, als ein Mal bei ernsten Veranlassungen empfunden hatte, bewogen mich, seinen Worten Glauben zu schenken. Meine Wunde hatte übrigens nicht den Einfluß auf meine Gemüthsstimmung, welchen ein solcher Unglücksfall sonst auf den Soldaten zu äussern pflegt.

Den folgenden Tag nach meinem Eintritt ins Feldlazareth besuchte es der Kaiser in Begleitung des Marschalls Massena und zwei oder drei Generalen. Er hielt sich eine Viertelstunde lang in unserm Saal auf. Ruhe und Zufriedenheit strahlte aus seinem Antlitz; er war ohne Degen und trug seinen Hut, mit Goldstücken angefüllt, unter dem Arme. Er hielt sich bei jedem Bett auf, sagte jedem einige Worte, fragte nach seinen Wunden, und ehe er weiter ging, warf er ihm, je nach seinem Grade, zwei oder drei Goldstücke auf das Bett. Als er fort ging, rafften wir uns, trotz unserer Schmerzen, auf und begrüßten ihn mit einem Lebehoch, welches er mit wohlwollendem Lächeln aufnahm, indem er noch einen Blick rings um warf, ehe er den Saal

verließ. So verstand der Kaiser den Soldaten zu elektrisiren.

Denselben Tag besuchte mich Savournin. Unser drittes Bataillon, zu welchem er gehörte, war bei der Armee geblieben und hatte keinen Theil an dem unglücklichen Gefechte bei Ebersdorf genommen. Er war tief betrübt über das Unglück unsers Regimentes, und sobald ich ihn umarmt hatte, gab ich ihm zu erkennen, wie sehr ich den Tod des Obersten betraure. „Er ist nicht geblieben," entgegnete er mir, „aber man verzweifelt an seinem Aufkommen. Nicht weit von hier liegt er, mit Wunden bedeckt und von den Soldaten des Regimentes umgeben, in einem Saal. Ich habe die Erlaubniß erhalten, ihn zu warten, und habe ihn nur so lange verlassen, um Dich zu besuchen."

Am dritten Tage besuchte mich Savournin wieder, um mir zu sagen, daß der Oberst sich viel schlimmer befinde, und daß alle Hoffnung aufgegeben sei. Ich wollte ihn durchaus noch einmal sehen, deßhalb trugen mich

Savourin und ein anderer Soldat vor sein Bette. Er erkannte mich und zwang sich zum Lächeln. Der erste Blick gab mir die Bestätigung von Savourin's Aussage. Der Oberst verblutete an einer Brustwunde, die früh des Morgens wieder aufgegangen war. Vergebens hatte er sich bemüht, die Schwäche und die Schmerzen, die er ohne Zweifel zu leiden hatte, bis jetzt zu verbergen; es ging mit ihm jeden Augenblick mehr zu Ende, und der Tod begann bereits, seine schönen kriegerischen Züge zu entstellen. Das Leben schien wieder etwas zurück zu kehren. Ich stand neben seinem Bette; er reichte mir die Hand, und als ich sie drückte, und einige Soldaten des 9ten Regimentes um uns herum standen, sprach er mit der letzten Anstrengung: „Kameraden, es wird mir keine Zeit übrig seyn, Euch dem Kaiser zu empfehlen; ich hoffe, er wird von Eurem Betragen unterrichtet werden und es belohnen. Dieß ist mein Trost, indem ich von Euch scheide." Er setzte noch einige unzusammenhängende Worte hinzu und verschied. Aus der Trauer und den Klagen aller Anwesenden konnte man so-

wohl die Verdienste des Obersten, als die Liebe seines Regimentes zu ihm erkennen.

Ich wurde wieder in mein Bette zurück getragen. Savournin verließ mich leblos von düsterer Verzweiflung ergriffen, und ich dachte kaum daran, ihn zurück zu halten, indem die traurige Scene, von welcher ich eben Zuschauer gewesen war, einen zu schmerzhaften Eindruck in mir zurück gelassen hatte.

Am folgenden Tage, als Oudet zur Erde bestattet werden sollte, schleppte ich mich ans Fenster, um den Leichenzug vorüber ziehen zu sehen. Die Beerdigung sollte in einem Garten Statt finden, welcher zu dem Hause gehörte, das für uns zum Lazareth eingerichtet worden war. Die Begleitung war nicht zahlreich und bestand größten Theils aus Verwundeten. Während man den Sarg ins Grab senkte, welches von der Leichenbegleitung umringt worden war, hefteten sich meine Augen auf diese unbewegliche Gruppe, als auf einmal ein unerwartetes Ereigniß sie in Bewegung zu setzen schien. Alles lief durch einander, der Kreis öffnete sich, und ich sah

jemanden fort tragen. Meine Ungewißheit dauerte nicht lange, denn ich erfuhr einige Augenblicke ſpäter, daß Savournin, hingeriſſen von dem Schmerz über den Verluſt ſeines Oberſten, und vielleicht eines Lebens überdrüſſig, in welchem die Erfüllung ſeiner begründetſten Hoffnungen ſich immer weiter hinaus ſchob, ſich am Grabe Oudet's in ſeinen Säbel geſtürzt habe.

Ich verlor zugleich den Freund und den Beſchützer und ſah mich ſomit von Neuem unter die Menge zurück geſunken, ohne Hoffnung auf Belohnung für meine geleiſteten Dienſte und ohne die Ausſicht, noch einen Vorgeſetzten zu finden, der mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen würde. Ich hatte mir auf die Zukunft ſo ſichre Rechnung gemacht, daß ich einige Zeit ganz entmuthigt war, indem ich nichts erblickte, was mich wiederum in eine ſo vortheilhafte Lage verſetzen könnte. Ich wußte übrigens nur zu gut, daß wir von unſern Vorgeſetzten ganz ſo behandelt würden, wie ſie ſelbſt der Kaiſer zu behandeln pflegte: der Erfolg galt in der Armee Alles, und die

unglückliche Tapferkeit dagegen Nichts; und da die Austheilung der Würden und der Belohnungen nach einer Schlacht vor jedem Regimente zur Sache des Gepränges gemacht wurde: so erhielten die Abwesenden selten ihren Theil.

Sechstes Kapitel.

1809 — 1810.

Marsch nach Spanien. — Bewegung der Truppen in Catalonien. Guillemard wird von den Guerillas gefangen. — Man führt ihn nach Palma, und von da nach Cabrera. — Ansicht dieser Insel und ihrer Bewohner.

Ich wurde bald gewahr, daß mich der Oberwundarzt mit der Versicherung nicht getäuscht habe, daß meine Wunde nicht gefährlich sei. Sie vernarbte ohne Schwierigkeit. Ungefähr nach einem Monat war ich vollkommen wieder hergestellt und würde es sicherlich weit früher gewesen seyn, wenn nicht der Tod meines Obersten und derjenige meines Freundes, wie auch die Ungewißheit der Zukunft, welche meiner wartete, mir eine Gemüthskrank-

heit zugezogen hätte, welche meine Genesung verzögerte. Das Feldlazareth, in welchem ich lag, war seit der Zeit zwei Mal verlegt worden, und eben so oft war ich, zum großen Nachtheil meiner Gesundheit, mit den andern Verwundeten beträchtlich weit transportirt worden. Den 15ten August befand ich mich zu Etzertoff (?), vermochte wieder das Bette zu verlassen und umher zu gehen. Ich wurde auf die ganze Diät gesetzt und sollte in wenig Tagen meine Austrittskarte erhalten.

Das Regiment, welches ich verlassen hatte, um unter das 9te zu treten, stand zu Getzendorf, drei Stunden von dem Dorfe, in welchem ich lag. Es hatte bei Eslingen und Wagram viel gelitten. Der Oberst, ein Bataillonschef, zehn bis zwölf Offiziere, die Hälfte der Unteroffiziere und Gemeinen waren geblieben. Man begann die Lücken wieder auszufüllen, und ein Bataillonschef der jungen Garde war so eben zum Obersten dieses Regimentes ernannt worden. Ich wußte nicht, wo das einzige, vom 9ten Regiment übrig gebliebene Bataillon stand und hatte noch nicht einmal die Knöpfe desselben getragen. Ich

kannte niemand unter denſelben, hatte keinen Beſchützer darin und wußte nicht einmal, ob dieſe Überbleibſel den Kern zu einem neuen Regimente bilden, oder an verſchiedene Corps vertheilt werden würden. In den Liſten des Feldlazarethes war ich zwar, als zum 9ten Regimente gehörig, eingetragen worden, aber ich hatte nicht die geringſte Luſt, mich wieder zu demſelben zu begeben. Vor Allem hielt ich es für zweckmäßig, einen Beſuch in Getzendorf abzuſtatten, und ich begab mich, mit Erlaubniß des Oberwundarztes, dahin. Ich ſprach den Oberſten und erzählte ihm, wie es gekommen ſei, daß ich das Regiment verlaſſen habe, welches er jetzt commandirte, ſagte ihm auch dabei, daß ich wieder einzutreten wünſche. Er fragte mich, welcher Compagnie ich angehört habe, und ließ mich nach einer Stunde wieder kommen. Als ich ihn wieder ſah, bemerkte ich, daß die über mich eingezogenen Erkundigungen günſtig geweſen ſeyn müßten. Er erklärte mir, daß bei Wagram fünf Fouriers geblieben und zwei ſolche Stellen noch zu beſetzen ſeien, daß ich daher als Fourier unter die Voltigeurs des zweiten

Bataillons eintreten könne; auch gab er mir an den Vorsteher des Feldlazarethes einen Brief mit, in welchem er ihm mehr befahl, als ihn ersuchte, mich bei meinem Austritt zu seinem Regimente stoßen zu lassen.

Ein Soldat erlebt zu vielerlei, als daß die Vorfälle einen sehr dauerhaften Eindruck auf ihn machen könnten, und auch derjenige, den der Ausgang des Gefechtes bei Ebersdorf auf mich gehabt hatte, begann bald nach und nach zu verschwinden. In den ersten Tagen des Monats August begab ich mich zu meinem Corps und übernahm den Dienst eines Fouriers. Dieß war in einem Lande, wo der Soldat einquartiert, verpflegt, von dem Wirth, ohne Proviant zu bekommen, fast ganz unterhalten wird und ganze Monate lang keinen Heller Löhnung sah, nicht eben sehr schwierig. Auch das Rechnungsgeschäft nahm uns wenig Zeit; die Waffenübungen dauerten bloß des Tags einige Stunden, und bei den guten Quartieren, der Artigkeit unserer deutschen Wirthe und besonders des weiblichen Geschlechtes, vergaßen wir bald unsere Anstrengungen. Bald wurden die Regimenter

wieder vollständig gemacht und die Soldaten neu equipirt. Als sich die Armee von ihren Strapazen wieder erholt hatte, stand sie voll neuer Kraft und Schönheit da und verband mit dem feurigsten Diensteifer jene Sorglosigkeit für die Zukunft, welche damals durch so viel glänzende Erfolge gerechtfertigt wurde.

Der eben zwischen den beiden Mächten unterzeichnete Friede und das Gerücht, daß er durch eine besondere Allianz noch befestigt werden sollte, erhöhten das gute Verständniß, in welchem wir mit unsern Wirthen lebten. In den letzten Monaten des Jahres 1809 machte die Armee einige Bewegungen. Die Corps veränderten ihre Stellungen, so daß wir nach und nach auf mehrere Dörfer in der Umgegend von Wien zu liegen kamen, aber überall fanden wir dieselbe Aufnahme, dasselbe Entgegenkommen.

Wir waren um so mehr geneigt, die Annehmlichkeiten unserer Lage zu genießen, als wir die Überzeugung hatten, daß dieses Leben nicht lange dauern würde. Übrigens würden wir bald an diesem Zustande keinen Geschmack mehr gefunden haben; denn Leute, die

an so lange und vielfache Märsche gewöhnt sind, müssen der Ruhe bald überdrüssig werden. Dieß wußte Napoleon ohne Zweifel, auch war er immer bereit, der Einförmigkeit einer solchen Lage, die uns hätte Überdruß erwecken können, ein Ende zu machen und uns Zerstreuung zu verschaffen. Er mochte wohl glauben, daß es uns Vergnügen machen würde, einen Besuch in Spanien abzustatten und entschloß sich, uns dahin zu schicken.

Am Abend des 15ten Novembers erhielt das Regiment Befehl zum Aufbruch, und am 16ten des Morgens 6 Uhr war ich, in Gesellschaft der andern Fouriere und eines Unteroffiziers, schon auf dem Wege, um Quartiere zu machen. Man schien für uns die zarte Aufmerksamkeit gehabt zu haben, den Schmerz des Abschieds von den guten Östreichern und ihren liebenswürdigen Gefährtinnen, deren Andenken uns zwei oder drei Tagemärsche weit begleitete, abkürzen zu wollen.

Die Marschroute des Regimentes erstreckte sich zwar nicht bis nach Spanien, aber die Richtung, die wir nahmen, und der damalige Stand der politischen Angelegenheiten ließ uns

darüber nicht im Zweifel, auch galt es uns gleich viel, ob wir nach Spanien oder anders wohin uns begaben. Da wir indeſſen einmal auf dem Marſche waren, ſo wünſchten wir unſere Beſtimmung in dieſes Land zu erhalten. Vor ſieben oder acht Monaten waren wir bereits auf dem Wege dahin, als man uns einen Augenblick zurück rief, um drei oder vier Schlachten zu gewinnen und eine Hauptſtadt einzunehmen.

Wir mußten doppelte Tagemärſche machen, hatten nur einige Raſttage, um Revüen zu paſſiren, und nachdem wir Öſtreich, Piemont und das ſüdliche Frankreich im Rücken hatten, rückten wir durch das Thal von Arran, in den erſten Tagen des Januars 1810, in Spanien ein. Wir hatten in Orange gelegen, welches von Toulon höchſtens fünf und zwanzig oder dreißig Stunden entfernt iſt. Dieſe Nähe der Heimath, die Luft der Provence, die Sprache der Einwohner erregten in mir eine Sehnſucht nach meiner Familie, die ich ſeit vier Jahren nicht geſehen hatte. In drei Tagen hätte ich dort ſeyn, eben ſo

lange dort bleiben, und, nachdem ich meine Familie und meine Freunde umarmt, noch das Regiment vor ſeinem Einmarſch in Spanien erreichen können; und ſicher würde ich mich am feſtgeſetzten Tage auf meinem Poſten wieder eingefunden haben. Wie vielmals hegte ich dieſen Wunſch, und wie viel litt ich während der zwei oder drei Tage bei unſerm Marſche durch die Ober-Provence und das Comtat! Aber ich wußte ſchon, was ich zu erwarten hatte, und wagte es deßhalb nicht, um einen Urlaub zu bitten, der mich ſo glücklich gemacht und, wie ich mich überreden wollte, meinen Eifer für den Dienſt verdoppelt haben würde. Der Oberſt würde es nicht haben über ſich nehmen wollen, mir, unter den gegenwärtigen Umſtänden, Urlaub zu bewilligen, und um ihn beim Miniſter nachzuſuchen, war es ſchon zu ſpät. Ich mußte alſo darauf Verzicht leiſten und that es nicht ohne Schmerzen. Meine Freunde hatten es zu empfinden: mehrere Tage nach einander beleidigten mich ihr Frohſinn und ihre Scherze; ich nahm keinen Theil an ihrer immer heitern Unterhaltung; ich miſchte mich nicht unter ſie und ging

immer allein und voll trauriger Betrachtungen mehrere Schritte hinter ihnen.

An dem übeln Zustande der Wege, an der Unreinlichkeit der Dörfer und ihrer Bewohner wurden wir vielleicht mehr noch, als an unserm Marsch über die Pyrenäen gewahr, daß wir die Gränze passirt waren. Frankreich und Spanien berühren sich einander wie die beiden Hälften jener Masken, welche unter der Benennung von Tag und Nacht bekannt sind, deren eine Hälfte schwarz und die andere weiß, ohne alle Übergänge, zu seyn pflegt. Die üble Gesinnung unserer Wirthe mehr noch, als ihre Sprache verrieth uns ebenfalls bald, daß wir in Feindes Land seien. Sie behaupteten, daß wir ihr Land mit einem ungerechten und gottlosen Krieg überzögen. Dieß ging uns aber gar nichts an; denn der Soldat hat sich nicht um dergleichen Dinge zu bekümmern.

Nachdem wir die Pyrenäen überstiegen hatten, blieben wir einige Zeit zu Puertolas und erfuhren hier, daß das dritte Armeecorps, unter dem Befehl des Marschalls Su-

chet,*) fast von ganz Aragonien und einem Theile von Catalonien Meister sei; und wir schmeichelten uns, zur Einnahme des übrigen Landes mit beizutragen.

Den 15ten Januar erhielt das Regiment Marschordre, und nachdem wir in kleinen Tagemärschen Aragonien durchzogen und den Ebro bei Alborgues passirt hatten, blieben wir einige Tage zu Galbes. Der allgemeinen Meinung zu Folge, wollte der Marschall Valencia belagern, und wir sollten daran Theil nehmen. Wenig Tage nach unserer Ankunft zu Galbes erfuhren wir aus einem Tagesbefehle, daß ungefähr 4000 Mann von unserm Armeecorps zwischen El-Povo und Terruel mit dem Corps des spanischen Generals Villa-Campa zusammen getroffen und dasselbe, nach einem Gefecht, in welchem letzterer viele Leute verlor, in die Flucht geschlagen habe. Dieß befremdete uns keineswegs; denn erfuhren wir zu jener Zeit, daß ein französi-

*) Der Herzog von Albufera war damals Generallieutenant und hatte den Oberbefehl. Erst später wurde er zum Marschall ernannt.

ſches Corps auf den Feind gestoßen ſei, ſo wußten wir ſchon genug, und das Übrige war uns bekannt.

Wenige Tage nach dieſer Nachricht verließen wir Galbes in der Überzeugung, daß wir die Erfolge der weiter vorwärts ſtehenden Truppen unterſtützen und verfolgen ſollten. Da das Land, durch welches wir zogen, ſchon von den Franzoſen occupirt worden war, ſo gingen die Fouriere der beiden Bataillons mit einer Bedeckung voraus, um für unſere Compagnien Quartier zu machen. An dem Tage, wo wir in Terruel eintreffen ſollten, waren meine Kameraden bereits vor einer halben Stunde abgereiſt, als ich des Morgens auf die Hauptwache kam, dem gewöhnlichen Ort, wo wir uns zu verſammeln pflegten. Ich war deßhalb genöthigt, mich mit zwei Soldaten meiner Compagnie, welche mit mir kamen, auf den Weg zu machen. Wir verdoppelten den Schritt, in der Hoffnung, die andern Fouriere einzuholen. Die wenigen Schilderungen, die uns von dem ſpaniſchen Kriege und den Guerillas zu Ohren gekommen waren, ließen uns wünſchen, nicht lange in ſo

kleiner Anzahl bleiben zu müſſen. Schon hatten wir einige Bauern gefragt, und von ihnen erfahren, daß unſere Kameraden ſehr weit voraus ſeien. Wir hätten gern unſern Marſch ohne Unterbrechung fortgeſetzt, waren aber genöthigt, gegen 8 Uhr in einer elenden Herberge anzuhalten, um einige Nahrung zu uns zu nehmen. Um 9 Uhr begaben wir uns wieder auf den Weg. Ich befand mich etwa hundert Schritte hinter meinen zwei Soldaten und bemühte mich eben, ſie wieder einzuholen, als ich plötzlich vor mir einige Flintenſchüſſe fallen hörte. Ich eilte raſch vorwärts und erblickte bald zur Seite der Straße gegen 30 Männer, welche ein Geſchrei erhoben und ſich lebhaft bewegten. Ich ſtand einen Augenblick ſtill, um zu unterſuchen, was dieß bedeuten möchte, als ſieben oder acht Mann ſich von den übrigen trennten und mir entgegen kamen. Ich hatte noch nicht daran gedacht, daß ich angegriffen werden ſollte, ſo hatten ſie mich ſchon umringt, entwaffnet und ſchleppten mich nach dem größern Haufen hin, in deſſen Mitte ſie mich gewaltſam nieder warfen. Das erſte, was ich hier ſah, war

der Leichnam eines meiner Soldaten; man hatte ihn grausich verstümmelt und den Kopf bereits vom Rumpf abgetrennt. Dem andern waren die Kleider zerrissen, und blutig und mit Wunden bedeckt wankte er und suchte die Stiche abzuwehren, die man ihm absichtlich nicht tödtlich beizubringen schien, um ihn länger leiden zu lassen.

Bald richtete sich die Wuth gegen mich, und einige Kolbenstöße waren die Einleitung zu der Behandlung, die man mir zugedacht hatte. Ich war auf den Tod gefaßt, als einer meiner Gegner den übrigen befahl, von mir abzulassen; er näherte sich darauf hastig, ergriff mich bei der Hand, nannte mich bei meinem Namen und fragte mich in gutem Französisch, ob ich ihn nicht mehr kenne? Ich hatte bis jetzt ihn noch nicht betrachten können und erinnerte mich nun, nach einigem Besinnen, wohl ihn irgend wo gesehen und gekannt zu haben, ohne indessen weder von dem Orte, noch von den nähern Umständen Rechenschaft geben zu können. Kaum hatte er seinen Namen genannt, als ich mich seiner augenblicklich wieder erinnerte. Es war Val-

dejo, der junge spanische Cadett vom Corps des La Romana, dem ich in der Nähe von Wischendorf das Leben gerettet hatte.

Nach diesem Vorfall blieben wir keine zehn Minuten mehr an diesem Orte. Ich hätte gewünscht, daß die Guerillas hier längere Zeit verweilen möchten, denn ich war überzeugt, daß die Vorhut des Regimentes keine zwei Stunden zu meiner Befreiung ausbleiben konnte. Aber Valdejo befahl aufzubrechen. Er verließ mit seinen Leuten die Heerstraße, wendete sich rechts, anfänglich quer Feld ein, und schlug später einen schlechten Fußweg ein, dessen Richtung mir unbekannt war. An der Heerstraße hatten wir den Leichnam des umgebrachten Soldaten liegen lassen, und der andere vermochte, bei seinen schweren Wunden, uns kaum zu folgen. Man begann indessen ihm einige Aufmerksamkeit zu widmen und ihn zu unterstützen; man hielt sogar in einem Gehölz an, um ihn zu verbinden. Valdejo, der ungeachtet seiner gegebenen Freundschaftsbeweise, es nicht für räthlich hielt, mir meine Waffen wiedergeben zu lassen, marschirte mit mir Arm in Arm an der Spitze seines Hau-

fens. Er bezeigte mir wiederholt das Vergnügen, was es ihm gewähre, daß ich gerade in seine Hände gefallen sei, und versicherte, daß ich unter allen andern Umständen unfehlbar würde umgebracht worden seyn. Er erzählte mir, daß er einige Zeit nach der Ankunft des Corps des Generals Romana in Spanien, durch die Plackereien seines Capitäns des Dienstes überdrüssig geworden sei, seinen Abschied erlangt und sich nach Tierga, einem Darf in Aragonien begeben habe, wo seine Familie großes Grundeigenthum besitze; kurze Zeit darauf sei er aber durch die Wendung, welche der Krieg genommen habe, durch die Wünsche seiner Ältern und besonders des Pfarrers, seines Onkels, bestimmt worden, von Neuem die Kriegsbahn zu betreten; gegenwärtig sei er einer der Offiziere des Insurgenten-Anführers Porlier, zu welchem er eben im Begriff sei, sich zu begeben. Er versicherte mir, daß ich, in Betreff meiner, ohne Sorgen seyn könne; er werde nicht allein dafür sorgen, daß mir kein Leid geschehe, sondern wolle Alles für mich thun, was in seiner Macht stehe, indessen verbiete ihm seine

Pflicht gegen sein Vaterland, mich in Freiheit zu setzen, weßhalb er mich an das erste Depot der Gefangenen abgeben wolle, welches wir auf unserm Wege antreffen würden; zugleich wolle er dafür Sorge tragen, daß mir alle mögliche Erleichterung in meiner Lage zu Theil würde.

Nachdem wir bis gegen 4 Uhr des Nachmittags marschirt waren, kehrten wir in einem einzelnen Pachthof ein und blieben hier über Nacht. Die Bewohner desselben hielten mir mehrmals die Faust unter die Nase und würden es nicht dabei haben bewenden lassen, wenn nicht Valdejo endlich darüber entrüstet worden wäre und Anstalt gemacht hätte, zu meiner Vertheidigung den Säbel zu ziehen. Mein Unglücksgefährte starb denselben Abend an seinen Wunden.

Den folgenden Tag brachen wir mit dem frühen Morgen auf, und Valdejo sagte mir, daß wir heute, wenn nicht unvorhergesehene Fälle einträten, Puebla erreichen würden, wo er Porlier mit der Hauptmacht zu finden hoffte, es müßte denn der Marsch der Franzosen ihn genöthigt haben, sich anders wohin

zu wenden. Wir verfolgten mehrere Stunden lang einen gut betretenen Fußweg. Gegen zehn Uhr des Morgens fanden wir unterwegs einen in den Koth getretenen Tschako eines französischen Unteroffiziers, von welchem das Schild abgerissen war; etwas weiter hin das Achselband eines Voltigeurs, einen Flintenkolben und einen Patrontaschenriemen mit einem Säbelhieb durchhauen und mit Blut bedeckt. Der Haufe stand einen Augenblick still, um diese Dinge zu betrachten, worauf wir unsern Weg fortsetzten. Wir waren noch nicht um dreißig Schritt weiter gekommen, als wir den Leichnam eines französischen Soldaten quer im Wege liegend und auf eine gräßliche Weise verstümmelt fanden. Zwei andere, noch an Bäume gebunden, trugen die Zeichen eines langsamen und grausamen Martertodes an sich; einem vierten hatte man den Kopf abgeschnitten und ihn an einem Beine aufgehangen.

Indem die Spanier ihre wilde Freude bei diesem Anblick äußerten, konnte ich mich nicht enthalten, den Ausbruch meines Abscheues gegen solche Unmenschlichkeiten, deren Opfer ich vielleicht selbst werden sollte, laut an den Tag

zu legen. Nur mit Mühe gelang es Valdejo von Neuem, meine Ermordung zu verhindern. Alles dieses weihsagte mir ein bevorstehendes trauriges Loos und ich verfiel in eine große Muthlosigkeit, wenn ich an alle die Leiden dachte, welche meiner warteten, wenn ich mich erst in den Händen von Spaniern befinden würde, mit denen ich in keinem frühern Verhältnisse stand, und von ihnen, gleich den Franzosen, behandelt werden würde, die der Zufall in ihre Hände führte.

Den Abend langten wir zu Puebla an, und Porlier kam uns mit einigen Offizieren seines Corps entgegen. Hier lief ich neue Gefahr, so wohl von Seiten der Guerillas als des Volkes, welches uns folgte und mich mit Schmähungen überhäufte. Wie bisher, so schützte mich auch hier Valdejo's Freundschaft, und aus Rücksicht für ihn, wurde ich sogar mit einer Art von Güte von den Häuptlingen seiner Partei behandelt. Er blieb zwei Tage zu Puebla; ich wohnte bei ihm und verließ ihn wenig. Am Abende des zweiten Tages kündigte er mir an, daß er in geheimen Aufträgen Porlier's sich nach Palma

begeben und ſchon Morgen, von vier Mann begleitet, abreiſen müſſe; ich ſollte ihn begleiten und an das Depot der franzöſiſchen Gefangenen auf Majorca abgegeben werden.

Wir nahmen Maulthiere und einen Führer. Valdejo bezahlte überall ſehr reichlich und beſaß eine Heiterkeit, die er vergebens auf mich überzutragen ſich bemühte. Den erſten Tag übernachteten wir zu Alventoſa, den zweiten zu Almonacir, zwei elenden Dörfern, eben ſo arm und eben ſo ſchmutzig, wie alle andern, die ich in Spanien, dem Lande der Unreinlichkeit, habe kennen lernen. Ob wir gleich viel bezahlten, ſo war es doch unmöglich, Speiſen zu bekommen, die, wenigſtens für einen Franzoſen, genießbar geweſen wären. Zu Caſtellon de la Plana, einem kleinen Seehafen, den wir am dritten Tage erreichten, wollte Valdejo einen Südweſtwind benutzen und miethete augenblicklich eine Pinke, um nach Palma zu ſteuern, wo wir den folgenden Morgen ans Land ſtiegen.

Während Valdejo ausging, um ſeinen Auftrag zu beſorgen, durfte ich mich, ſtets von zwei Mann begleitet, in Palma umſehen.

Ich erfuhr, daß alle französischen Gefangenen, die sich noch unlängst in dieser Stadt befunden hatten, nach Cabrera, einer kleinen benachbarten Insel, gebracht worden seien, und daß sich nur noch einige Offiziere auf ihr Ehrenwort auf Majorca befänden. Zwei Tage lang war es mir verstattet, diese schöne und gut gebaute Stadt zu durchwandern. Endlich kündigte mir Valdejo, der seit unserer Ankunft kaum wenige Augenblicke in unserm Gasthofe zu sprechen gewesen war, am zweiten Tage an, daß er noch diesen Abend nach dem Königreiche Valencia abreisen müsse, mich aber vorher an Bord einer Brigg begleiten wolle, welche morgen um 10 Uhr unter Segel gehe, um den Gefangenen auf Cabrera, wohin meine Bestimmung sei, Lebensmittel zu bringen.

Der Gedanke an den Abschied ließ mich früher als gewöhnlich aufwachen. Valdejo hatte seine Geschäfte beendigt und neue Gelder in Empfang genommen. Wir nahmen noch zum Abschied ein eben so reichliches als treffliches Frühstück ein, auch wollte er mir endlich einige Unzen Gold aufnöthigen, allein

ich dankte ihm dafür und zeigte ihm, daß ich noch hinlänglich mit Geld versehen sei, indem ich von seinen Leuten nicht geplündert worden war. Wir begaben uns hierauf an Bord der Brigg, auf welcher ich einige Vorräthe mit einschiffte, die ich auf jeden Fall mitzunehmen für räthlich hielt. Meinem Freunde schien der Abschied wehe zu thun, und ich hatte alle Ursache, mit seinem Benehmen gegen mich äußerst zufrieden zu seyn, so daß ich ihm den aufrichtigsten Wunsch zu erkennen gab, einst eine Gelegenheit zu finden, ihm seine Dienste wieder vergelten zu können. Wir gaben uns auch die gegenseitige Versicherung, uns, wenn der Zufall uns wieder zusammen führen sollte, alle Dienste zu leisten, die sich mit der Pflicht gegen unser Vaterland und der Treue gegen unsere Fahne vertrügen.

Ich wurde nun dem Capitän der Brigg übergeben, welche mich meiner Bestimmung entgegen führen sollte. Das Schiff lichtete um 10 Uhr die Anker, und um zwei Uhr des Nachmittags bekamen wir die Insel Cabrera zu Gesicht.

Indem wir uns der Küste näherten, sahen

wir die Felsen derselben mit Menschen bedeckt. Ich konnte bald die einzelnen Personen unterscheiden, die mit ängstlicher Sorge den Lauf des Schiffes zu verfolgen schienen. Ich betrachtete sie jetzt aufmerksamer, ohne mir diese Erscheinung erklären zu können. Ein plötzlicher Gedanke, und mit ihm Erstaunen und Erstarrung, bemächtigten sich meiner und sagten mir, daß dieß die Franzosen seien, deren Loos ich theilen sollte. Ein großer Theil derselben war ganz nackt, schwarz wie Mulatten, und trug lange schmutzige und in Unordnung gerathene Bärte. Andere hatten sich mit Lumpen bekleidet, entbehrten aber der Fußbekleidung, oder waren an den Beinen, an den Oberschenkeln und an der Brust ganz entblößt. Ich schätzte diese neuen Kameraden ungefähr auf 5000 — 6000, unter denen ich endlich drei fand, welche noch Beinkleider und ziemlich ganze Montirungen trugen. Alle liefen am Strand und an den Felsen durch einander, stießen Freudengeschrei aus, klatschten in die Hände und verloren uns nicht aus den Augen. Ich vermuthete, daß die Ankunft der Lebensmittel die Ursache dieser Freudenausbrü-

che und dieſer Bewegung ſei. Aber bald nahmen andere Gegenſtände meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch: in einiger Entfernung von der Küſte bemerkte ich ganze Gruppen von Hütten, die große Ähnlichkeit mit den Baraken eines franzöſiſchen Lagers, nur nicht die Regelmäßigkeit und das nette Ausſehen derſelben hatten. Vor einer derſelben war an einen etwa 16 Fuß hohen Pfahl, der oben mittels eines Querbalkens ein Kreuz bildete, ein ganz nackter Menſch angebunden, welcher heftige Anſtrengungen, um ſich los zu reißen, machte. Weßhalb war er hier angebunden worden? Hierüber wollte ich mich bei meiner Ankunft zu erſt erkundigen, und werde weiter unten wieder darauf zurück kommen. Endlich ging die Brigg dicht am Ufer vor Anker; es wurde ein Brett auf einen nahen Felſen geworfen, welches zur Brücke diente. Auf derſelben durften ungefähr zwanzig Gefangene an Bord kommen, um die Lebensmittel abzuholen. Ein Peloton von dreißig Spaniern war in Bereitſchaft, ſogleich Feuer zu geben, wenn mehr als die vorgeſchriebene Anzahl von Gefangenen ſich heran drängen ſollte. Die Le-

bensmittel wurden auf dieſe Weiſe aufgeſchifft; ich ſelbſt ſtieg ans Land, und nach einer Viertelſtunde lichtete das Schiff die Anker und verſchwand uns bald aus den Augen.

Ein ungeheurer Halbkreis bildete ſich um den Ort, wo die Lebensmittel, beſtehend in Brot und Fleiſch, aufgeſchichtet lagen. Zehn bis zwölf Männer ſtellten ſich in die Mitte dieſes Halbzirkels; einer von ihnen hielt eine Liſte in der Hand und rief die verſchiedenen Corps auf, indem er mit lauter Stimme die Zahl der Leute, die zu jedem gehörten, angab; drei bis vier traten dann vor, empfingen die Rationen für alle ihre Kameraden und trugen ſie fort; das ganze Corps ſchritt dann zur eigentlichen Vertheilung. Es wäre nicht genug, wenn ich ſagen wollte, daß die größte Ordnung dabei herrſchte; es war mehr — es war ein faſt religiöſer Ernſt dabei. Selten ſind wohl die wichtigſten Feierlichkeiten der Kirche und des Staates in irgend einem Lande mit dem Ernſt und der Würde begangen worden, den hier die Vertheiler in allen ihren Mienen und Bewegungen an den Tag legten. Das Brot ſchien ein geheiligter Gegenſtand zu

ſtyn, von welchem man, ohne Sünde zu begehen, nicht das kleinſte Theilchen ſeiner Beſtimmung entziehen durfte. Die Stückchen, die etwa beim Transport zur Erde fielen, wurden mit Ehrfurcht aufgehoben und zu der Portion gelegt, zu welcher ſie gehörten. Ich ſah dieſer ſonderbaren Feierlichkeit zu, ohne Theil daran zu nehmen; ich wußte nicht, an wen ich mich wenden ſollte, um die Rationen zu bekommen, auf welche ich, gleich allen Andern, ein Recht hatte, auch ſtand ich bald allein; denn jeder zog ſeines Weges. Dieß beunruhigte mich indeſſen kaum, denn ich hatte in einem Sacke vier Brote, zwei Pfund eingepökeltes Rindfleiſch und eine Flaſche Rum. Mit dieſen Vorräthen glaubte ich die nächſte Austheilung erwarten zu können. Meinen Sack auf dem Rücken und einen Stab in der Hand, ging ich an der Küſte umher und wollte eben ins Innere der Inſel eindringen, als ſich einige Gefangene zu mir geſellten, bis ich in wenig Augenblicken von einer beträchtlichen Menge umgeben war. Die Vertheilung der Lebensmittel war ein zu wichtiges Geſchäft für ſie, als daß ſie mir zuvor große Aufmerk-

samkeit hätten schenken können; aber nachdem ihre Subsistenz von Neuem gesichert war, schien ihnen das Angenehmste zu seyn, Nachrichten aus ihrem Vaterlande zu bekommen. Ich wurde mit Fragen überhäuft, theils über den Stand verschiedener Regimenter, theils und hauptsächlich über die Lage Frankreichs und die Angelegenheiten der Halbinsel. Ich erzählte alles, was ich wußte und mehrmals, wenn ich von unsern letzten Siegen sprach, wurde meine Erzählung von den unwillkürlichen Ausbrüchen der Freude, des Nationalstolzes und der Rache von Seiten meiner Zuhörer unterbrochen.

Auf einmal drängt sich ein Mann durch den Haufen mit den Worten: „das ist Guillemard!“ gelangt bis zu mir und fällt mir um den Hals. Ich hätte ihn kaum wieder erkannt: es war ein gewisser Ricaud, Sergent des neunten Linienregimentes, der aus dem Gefechte bei Ebersdorf, gleich mir, mit dem Leben davon gekommen war. Er hatte kein Hemde, trug ein paar Beinkleider aus Segeltuch, die über den Knien abgeschnitten waren, so daß die Beine nackt blieben; ein

Bruchstück von einer äußerst kurzen Weste und eine Fußbekleidung aus Schuhsohlen, über dem Knöchel mit Bindfaden zusammen gebunden, so daß sie mit den Halbstiefeln der Alten große Ähnlichkeit hatten, machten seine ganze Bekleidung aus.

Als ich nichts mehr mitzutheilen hatte, wurde der Kreis meiner Zuhörer immer dünner und die Menge zerstreute sich. Ricaud nahm mich bei der Hand und führte mich in eine gegen drei Fuß hohe Barake, welche er mit drei andern Soldaten bewohnte, und bot mir dieselbe so lange zum Nachtlager an, bis ich mir ein andres Obdach verschafft hätte. Wir genossen unser Abendbrot vor dieser Barake. Ich ließ Ricaud und seine Gefährten an meinen Vorräthen Theil nehmen, und sie fügten einen Theil ihrer erhaltenen Lebensmittel hinzu. Wir plauderten lange Zeit, bis endlich die Nacht einbrach, worauf wir uns auf ein zwei Zoll dickes Lager von getrocknetem Gras an dem Boden der Barake niederlegten. Nicht ohne die größte Schwierigkeit konnte man in dieselbe gelangen, indem man

sich nämlich auf den Bauch legte und Einer nach dem Andern hinein kroch.

Ich bedurfte der Ruhe und verfiel schnell in einen tiefen Schlaf, der aber bald gestört wurde. Gegen Mitternacht ergossen sich Ströme kalten Wassers auf mein Antlitz und verschiedene andere Theile meines Körpers, so daß ich plötzlich erwachte. Ein Gewitter tobte über der Insel, die Donnerschläge folgten sich fast ohne Unterbrechung, und ein heftiger, mit Schloßen untermischter Regen, von einem wüthenden Winde gepeitscht, stürzte prasselnd herab. Die Bedeckung unserer Barake, aus Gras und einigen Händen voll Binsen bestehend, konnte nicht lange Widerstand leisten. Bald war sie durchlöchert, und die Barake selbst wurde zur Lache, in welcher wir umher krochen. Die Flüche meiner Kameraden vereinigten sich bald mit dem Kampfe der Elemente. Zum Unglück befanden sich unserer fünf an diesem Aufenthaltsorte, der nur für vier eingerichtet war, und wir konnten uns nicht bewegen, ohne einander schwer zu belästigen. Man nimmt sich Alles übel, wenn man mißvergnügt ist. Einer meiner Schlaf-

kameraden schimpfte Ricaud und machte es ihm zum Vorwurfe, daß er einen Fremden eingeladen und dadurch die Unbequemlichkeit ihrer Lage noch vermehrt habe. Dieser antwortete ihm voller Ärger und wollte ihm Stillschweigen gebieten. Sie überhäuften sich mit beleidigenden Worten und würden es dabei nicht haben bewenden lassen, aber die Umstände nöthigten sie dazu, denn die Barake war nicht so hoch, daß man darin aufrecht knien konnte, und heraus zu kommen war unmöglich, bevor der, welcher dem Loch am nächsten war, nicht den Anfang gemacht hatte. Nachdem sie heftig mit einander gestritten hatten, wurden sie endlich dahin gebracht, daß sie sich auf den folgenden Tag schlagen sollten. Der Regen ließ nach, und wir schliefen wieder ein.

Siebentes Kapitel.

1810.

Das Duell. — Der Bazar. — Topographie von Cabrera. — Das Lager. — Der Rath. — Der Esel Martin. — Der Schandpfahl. — Entwürfe zum Entfliehen. — Damian Estebrich, spanischer Priester. — Die Professoren. — Das Theater. — Außerordentliche Hungersnoth. — Prozession. — Tod Martins.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als Ricaud mich mit der Bitte weckte, ihm im Zweikampf als Zeuge zur Seite zu stehen. Ich befand mich eben nicht in einem Bette, welches man ungern verläßt. Unser Anzug war bald in Ordnung gebracht, und da wir am vorigen Abend mit dem Kopfe zuerst ein-

gekrochen waren und niemand sich umdrehen konnte: so krochen wir jetzt, Einer nach dem Andern, auf dem Rücken liegend und uns auf Ellenbogen und Ferſen ſtützend, mit den Füßen zuerſt aus der Barake wieder heraus.

Nachdem ich mit Ricaud und ſeinem Gegner zuvor einen Schluck Rum getrunken hatte, wollte ich von Ausſöhnung ſprechen, aber man verſchloß mir den Mund, mit der Verſicherung von beiden Seiten, daß dieſe Sache auf dieſe Weiſe nicht abgemacht werden könne. Die militäriſchen Gebräuche waren mir zu gut bekannt, als daß ich mir weiter hätte Mühe geben ſollen, einen ſo peremtoriſchen Grund zu bekämpfen. Übrigens war ich über den Ausgang des Duells eben nicht in großer Beſorgniß. Ich vermuthete, daß es auf der ganzen Inſel nicht den Schatten eines Degens, eines Säbels, oder einer Piſtole geben würde, und ſtellte mir vor, daß dieſe Kampfluſtigen, nach Art der alten Römer, mit denen ſie ſchon ſo große Ähnlichkeit hatten, einen Gang auf Fauſtſchläge machen würden. Aber ich ſah bald, daß man bei gutem Willen immer Hilfsquellen findet. Ehe

wir zum Kampfplatze gingen, sagte Ricaud, da er der beleidigte Theil sei, so stehe ihm die Wahl der Waffen zu, und er wolle sich deßhalb auf Scheren schlagen. „Sie wissen," erwiederte Lambert, „Corporal, dessen Corps ich vergessen habe, „daß ich mich nicht auf den Stoß verstehe; um uns also gleicher Waffen zu bedienen, wollen wir uns auf Rasirmesser schlagen!" Ich traute meinen Ohren nicht und wußte eben so wenig, was man damit sagen wollte. Ricaud bestand auf Scheren und Lambert auf Rasirmessern. Endlich wurden sie darüber einig, das Loos entscheiden zu lassen, welches den Letztern begünstigte.

Er verließ uns und kehrte nach einer starken Viertelstunde mit ein paar englischen Rasirmessern zurück. Ricaud hatte mich während seiner Abwesenheit über die Art und Weise unterrichtet, wie sie sich eben schlagen wollten, und über die Art der Duelle, welche täglich auf Cabrera Statt fanden. Bald befestigte man an die Enden zweier Stöcke die beiden Hälften einer Schere und bediente sich derselben statt der Stoßdegen; bald befestigte

man an solche Stöcke Rasirmesserklingen, und mehr als einmal auch Pfriemen und Segelmachersnadeln. Wir nahmen demnach Stöcke von der Dicke eines Daumens und 3 Fuß Länge, um daran die Rasirmesser zu befestigen. Da wir das Erforderliche dazu nicht besaßen, so begaben wir uns auf den Bazar, um es anzuschaffen. Dieß war nämlich der Markt der Gefangenen. Er lag an einem Platze, den man das Palais Royal genannt hatte und war von zehn bis zwölf Baraken umgeben. Auf eben so viel Ständen waren die verschiedenen Waaren, theils unter freiem Himmel, theils unter Schirmdächern ausgelegt, die mit der einen Seite auf der Erde und mit der andern auf zwei Stangen ruhten. Man verkaufte hier Brot, einige eingesalzene Fische, Tuchlappen, Zwirn, Nadeln, hölzerne Löffel und Gabeln, die verschiedenen Erzeugnisse des Gewerbfleißes der Gefangenen, Pfeffer, Bindfaden, und dieß Alles so im Kleinen, daß man z. B. einen Faden Zwirn, ein Stück Tuch so groß wie die Hand, und selbst eine Prise Schnupftabak, deren drei einen Sou kosteten, haben konnte. Ich erin-

nere mich, einen polnischen Lanzier gesehen zu haben, der 9 Prisen schuldig war und keinen weitern Credit finden konnte.

Wir kauften zwei Endchen Bindfaden und, nachdem wir die Waffen zu Stande gebracht hatten, begaben wir uns auf den Gottesacker, welcher eine Viertelstunde vom Palais Royal auf einem Hügel lag. Die Gefangnen hatten seit ihrer Ankunft auf Cabrera diesen Ort gewählt, um hier diejenigen zu begraben, welche vor Elend, oder im Duell mit ihren Kameraden umkamen, und hier wurden auch die meisten Duelle ausgefochten.

Als wir auf dem Platz angekommen waren, sprach ich, der Form halber, noch einige versöhnende Worte; da ich aber sah, daß sie sich durchaus nicht fügen wollten: so erklärte ich, daß ich die erste Veranlassung zu dem Zanke gegeben habe, und folglich, komme es mir zu, Ricaud's Stelle einzunehmen. Aber weder er, noch sein Gegner wollten davon etwas wissen, und ich sah mich endlich gezwungen, ihnen die Waffen zu geben, welche ich bis jetzt getragen hatte.

Ricaud zog seine Weste aus, und da

Lamberts ganze Bekleidung nur in ein paar Pantalons bestand, so war er bald fertig. Sie stellten sich einander gegenüber und zeigten beide vielen Muth. Lambert war weit stärker, und mein Freund mußte deßhalb seine ganze Geschicklichkeit anwenden, um die Hiebe des Gegners zu pariren. Das Rasirmesser flog ihm um Kopf und Schultern, und traf endlich die linke Seite des Kinnes. Rieaud versetzte seinem Gegner in demselben Augenblick einen fürchterlichen Nachhieb, der glücklicher Weise nicht ganz scharf fiel und nur Lamberts Nasenspitze verwundete.

Sogleich sprang der andere Zeuge, nebst mir, ein, um sie aus einander zu bringen. Hierauf umarmten sie sich; und da ihre Wunden ziemlich unbedeutend waren: so kehrten wir zurück, um vor unserer Barake das Frühstück einzunehmen.

Ich begann jetzt, Freundschaft für Rieaud zu fühlen, da er mir mit der offensten Herzlichkeit die kleinen Dienste entgegen getragen hatte, welche in seiner Macht standen. Ich wünschte, die Insel kennen zu lernen, die wahrscheinlich ziemlich lange mein Aufenthalt

seyn sollte, deßhalb durchwanderten wir sie nach dem Frühstück gemeinschaftlich.

Cabrera ist ein Kalkfelsen von ungefähr einer Stunde Länge, dessen äußerst unregelmäßige Umrisse am nördlichen und südlichen Ende desselben zwei kleine Buchten bilden. Am Eingange der erstern stehen die Ruinen eines alten Schlosses, dessen Dachung schon seit langer Zeit zerfallen war. Französische Offiziere, welche mehrere Monate auf Cabrera zugebracht, hatten mehrere Zimmer desselben bewohnbar gemacht, die bei meiner Ankunft ein spanischer Geistlicher, mit dem Heil unserer Seelen beauftragt, für welches man besser sorgte als für unsere Leiber, in Besitz genommen hatte und hier alle Sonntage Messe las.

Die Insel ist uneben und rauh. Die Anhöhen in ihrer Mitte sind ziemlich bedeutend und so steil, daß sie den Namen der Berge verdienen. Die Vegetation ist sehr dürftig, wie auf allen kleinen Inseln des mittelländischen Meeres. Man findet hier den Mastixbaum, den Johannesbrotbaum, die Myrte und das Geisblatt in den Spalten der

Felsen. Die Fichten, welche an allen Stellen wachsen, wo sich hinlängliche Erdkrume befindet, sind fast die einzigen Gewächse, welche den Boden von Cabrera beschatten. Am östlichen Ende der Insel befand sich von letztern ein kleines Hölzchen, nahm aber mit jedem Tage mehr ab, indem es das Bauholz für die Baraken lieferte.

Unter andern Umständen hätte es mir viel Vergnügen gemacht, mehrere Höhlen zu besuchen, die mir Ricaud zeigte. Eine derselben enthält Stalaktiten von äußerst wunderbarer Gestalt, und die andere, welche unter dem Namen der Geisblattgrotte bekannt ist, hat eine malerisch schöne Lage. Wir konnten aber fast keinen Schritt thun, ohne Gefangenen zu begegnen, und was ich von ihrer Existenz sah, die auch die meinige werden sollte, erweckte in mir ganz andere Gedanken, als daß ich den Gegenden und Landschaften von Cabrera besondere Aufmerksamkeit hätte schenken können. Schon hörte ich nicht mehr auf Ricaud und blieb ihm auf seine Fragen die Antworten schuldig; ich ging maschinenmäßig neben ihm her, und dachte

über das Schicksal der 6000 Robinsen Crusoës nach, die auf dieser wüsten Insel ohne Waffen, ohne Werkzeuge und ohne eine andere Hilfsquelle, als ihre erfindsame Betriebsamkeit und französische Energie, ausgesetzt waren. Ich erfuhr, daß die ganze Colonie nur eine einzige Art und eine Säge besitze, welche aus dem eisernen Reif eines Stinkfasses gemacht worden war.

Das erste dieser Werkzeuge gehörte einem Gardematrosen, und das andere einem Corporal von der Infanterie. Sie vermietheten dieselben den Tag für drei Sous und ein Unterpfand an Jeden, der ihrer bedurfte. Auf diese Weise waren die meisten Baraken erbaut worden. Sie standen alle in der Mitte der Insel am Hafen, so daß diejenigen der Soldaten von einerlei Corps Gruppen oder Reihen bildeten. Fast alle schienen mir, sowohl an Bauart, als an Größe, Ricaud's Baracke zu übertreffen. Vor einigen waren kleine umfriedigte und durch Palisaden aus Fichtenästen abgesonderte Gärtchen, in welchen man Gemüße und Blumen baute. Im Allgemeinen hätte man indessen, meiner Meinung

nach, noch mehr ausführen können, die ich auch sogleich Ricaud mittheilte, mit dem Zusatze, daß ich morgen anfangen wolle, es ihm zu beweisen.

Ich miethete auch wirklich die Axt und die Säge, und begann, mit Hilfe einiger Kameraden, den Bau einer Baracke, wozu wir 8 ganze Tage nöthig hatten. — Sie erregte die Bewunderung aller Gefangenen; man konnte bequem darin aufrecht stehen; die senkrechten und 4½ Fuß hohen Wände waren aus einem doppelten Geflecht von kleinen Ästen gebildet und die Zwischenräume mit Gras und Lehm ausgefüllt, den ich in einer sehr entfernten Grotte gefunden hatte. Das Dach bestand aus einer gut geflochtenen Binsendecke, welche nicht einen Tropfen Regen durchließ. An der Küste hatte ich, wie durch ein Wunder, ein 3 Fuß langes, 2 Fuß breites und noch ganz gutes Brett gefunden. Ich wollte es anfänglich zur Thür benutzen, machte aber lieber einen Tisch daraus, auf welchen ich meine Vorräthe legen konnte. Gegen Mittag brachte ich eine Öffnung von ½ Fuß ins Quadrat an, um Licht und Luft zu erhalten. Im

Nothfalle konnte man sie fü mit einer Hand voll Gras verstopfen.

Meine Baumaterialien mußte ich aus verschiedenen, sehr weit von einander entfernten, Theilen der Insel herbei schaffen, und es bot sich mir zum Transporte derselben eine Gelegenheit dar, an welche ich gar nicht gedacht hätte. Zum Transport der Lebensmittel der sehr weit von der Küste entfernt Wohnenden hatte man den Gefangenen einen Esel überlassen, der allgemein den Namen Martin führte. Dieses ehrliche Thier bot bereitwillig Jedem, der es brauchte, seinen Rücken dar, aber man schätzte es auch wegen seiner Gutmüthigkeit und treuen Dienste so, daß unter den 6000 Eigenthümern dieses Thieres Wenige es gewagt hätten, ihn zu mißhandeln, ohne sich dem Zorne ihrer Kameraden auszusetzen. Er leistete mir große Hilfe und kürzte meine Arbeit um Vieles ab.

An dem Tage, wo ich den Bau meiner Barake begann, deuteten mir einige Gefangene an, daß ich von jetzt an, meiner Eigenschaft als Unteroffizier zu Folge, zu dem Rathe der Insel gehöre, erklärten mir auch

die Einrichtung dieser Anstalt und ihren Zweck.

In der ersten Zeit, wo die Franzosen nach der Insel Cabrera gebracht wurden, befanden sich auch ihre Offiziere unter ihnen und behielten ihr ganzes Ansehn, was sehr nöthig war bei einer solchen Menge von Menschen, die durch das Unglück mißmuthig geworden waren, in ihrer Verstimmung leicht Andere beleidigten, an ihnen Händel suchten und eine Menge Duelle hätten herbei führen können. Sie bewiesen indessen ihren Vorgesetzten immer dieselbe Ehrerbietung, unterwarfen sich ihren Entscheidungen und weigerten sich nicht, die Strafen zu erdulden, die ihnen zuerkannt wurden. Aber die Offiziere und die Unteroffiziere wurden nach England transportirt, und die Soldaten, nun sich selbst überlassen, sahen bald, bei den täglich vorfallenden Excessen, die Nothwendigkeit einer Behörde ein und wählten aus ihrer Mitte einen Rath, der die Vollmacht erhielt, ihre Streitigkeiten zu schlichten, Verbrechen zu bestrafen und alle Anordnungen zu treffen, um die Ordnung und Sicherheit in der Colonie aufrecht zu

erhalten. Die Erkenntnisse dieses Gerichtshofes waren unwiderruflich, fast immer streng und wurden auf der Stelle ausgeführt.

Drei Tage nach meiner Ankunft wurde ich eingeladen, mich zu einem solchen Gerichte einzufinden. Die Sitzungen wurden unter freiem Himmel am Palais Royal gehalten. Zwölf an der Zahl setzten wir uns im Kreis auf Steine; eine unermeßliche Menge umgab uns, um unsern Ausspruch zu vernehmen und denselben sogleich in Ausführung zu setzen. Es handelte sich gegenwärtig um folgenden Fall: ein Soldat war angeklagt worden, seinem Kamerad ein Stück Brot gestohlen zu haben; dieß war das größte und unverzeihlichste Verbrechen, welches man auf Cabrera begehen konnte, und selbst die den Spaniern oder Engländern gemachte Anzeige eines Evasionsversuchs hatte, wenn sie auch größern Abscheu erregte, nicht immer eine so harte Strafe zur Folge. Nichts konnte einen Brotdieb retten, der, sobald er für schuldig befunden wurde, sogleich von der Menge gesteinigt ward.

Wir verhörten also den Angeklagten, den

Kläger und die Zeugen, gaben darauf ersterm, wie es gebräuchlich war, einen Vertheidiger, der ihn so weiß wie Schnee darzustellen suchte; dennoch wurde er für schuldig befunden, und der Rath begann abzustimmen, — ein Verfahren, welches bei allen unsern Sitzungen beobachtet wurde. Für den Verbrecher war, allem Anscheine nach, keine Gnade zu hoffen, und ich fand es grausam, einen Unglücklichen tödten zu lassen, weil er ein Stück Brot gestohlen hatte, welches kaum einige Unzen wog. Vergebens sagte ich mir, daß Alles relativ sei und daß in unserer Lage der Bestohlene durch diesen sonst so geringfügigen Diebstahl dem Hungertode ausgesetzt werden könne, folglich das Verbrechen eine exemplarische Strafe verdiene; es war meinen Gefühlen zuwider, das Todesurtheil auszusprechen. Ich redete zu Gunsten des Verbrechers, hob seine guten Eigenschaften hervor, welche sein Vertheidiger ausführlich aus einander gesetzt hatte, und schloß mit dem Antrage, daß ich es für eine besondere Gunst ansehen wolle, wenn der Rath das erste Mal, wo ich an seinen Sitzungen Theil nähme,

Gnade für Recht ergehen lassen wolle. Ich war so glücklich, meinen Antrag gewährt zu erhalten, und der Unglückliche wurde auf 24 Stunden zum Schandpfahle verurtheilt.

Man wird sich erinnern, daß einer der ersten Gegenstände, der mir, als ich mich der Insel näherte, ins Auge fiel, ein an einem Fichtenstamme angebundener Mann war. Dieser stand eben am Schandpfahle und diese Strafe wurde auf alle Verbrechen erkannt, welche nicht mit der Todesstrafe belegt waren. Wer dazu verdammt war, mußte die bestimmte Zeit über, ganz nackt, ohne Speise und Trank und allem Ungemach der Witterung ausgesetzt, an diesem Pfahl gebunden aushalten. Für geringere Vergehen dauerte die Strafe 4 Stunden, aber nie länger als 24 Stunden.

Seit dem ersten Augenblicke meines Aufenthaltes hatte ich mich gewundert, daß bei dem elenden Leben der Gefangenen Versuche der Flucht nicht häufiger vorfielen, und ich ward bald überzeugt, daß der einzige Grund davon in der fast absoluten Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolges liegen müsse; daß

man auch den Gedanken, aus diesem traurigen Aufenthalte zu entrinnen, aufgegeben habe, nachdem eben so vielfache, als muthige und wohl überlegte Plane der Flucht gescheitert waren. Dennoch war ich fest entschlossen, Alles anzuwenden, um mich zu retten; denn welches auch das Resultat meiner Anstrengungen seyn mochte, so konnte mein Schicksal nicht viel schlimmer werden. Ich versprach mir, über meine Flucht beständig nachzudenken und sie, so zu sagen, zum einzigen Zwecke meines Lebens zu machen. Ich sah gleich Anfangs, daß ich ein solches Unternehmen nicht allein ausführen könne und daß ich mich höchstens nur drei oder vier meiner Kameraden anvertrauen dürfe, weil eine zu große Zahl von Theilnehmern dem glücklichen Erfolge hinderlich seyn dürfte.

Ich hatte meine Absicht auf Ricaud, wollte ihn aber erst näher beobachten, ehe ich mich ihm anvertrauete. An dem Tage, wo der Rath seine Sitzung hielt, hatte ich unter den Mitgliedern desselben besonders zwei junge Männer ins Auge gefaßt, den einen Namens Darlier aus Olioules, und den andern

Namens Chobar aus Marseille. In den nächsten Tagen suchte ich sie näher kennen zu lernen. Gleich Anfangs glaubte ich zu bemerken und überzeugte mich bald auch näher, daß sie die Leute seien, die ich brauchte. Beide waren Seesoldaten und mußten Entschlossenheit und Unternehmungsgeist, wie Alle ihres Gleichen, besitzen; auch konnte man nicht daran zweifeln, wenn man ihr offenes und ehrliches Gesicht, mit dem Ausdrucke der Kühnheit und des Frohsinnes, betrachtete. Ähnlichkeit des Charakters und eine Kühnheit, die alle Gefahren verlachte, hatten sie seit langer Zeit eng verbunden, und selten sah man Einen ohne den Andern.

Sobald meine Hütte fertig war, lud ich die genannten drei Männer zu einem Frühstücke ein. Man wird sich leicht die Pracht und die Leckerbissen denken können, aus denen es bestand. Dessen ungeachtet waren wir recht heiter dabei. Erst nachdem wir den wenigen, für dieses feierliche Mahl aufbewahrten, Rum zu uns genommen hatten, eröffnete ich ihnen meine Absicht. Anfangs nahmen sie meinen Vorschlag ziemlich kalt auf, selbst Darlier

und Chobar, die schon mehrmals mißlungene Rettungsversuche gemacht hatten. Sie erzählten mir eine Menge Plane dieser Art, die ihnen oder ihren Kameraden im Augenblicke der Ausführung gescheitert seien.

Ich habe vergessen zu sagen, daß eine engländische Brigg von zwanzig Kanonen und zwei spanische Kanonierschaluppen am Ausgange des Hafens stationirt waren. Es sei noch nicht lange her, erzählte mir Chobar, daß französische Offiziere unter den Gefangenen auf Cabrera den Versuch gemacht hätten, in einer stürmischen Nacht an die Brigg zu schwimmen, dieselbe zu ersteigen und wegzunehmen, aber kaum seien die ersten nackt, ohne Waffen und starr vor Kälte an Bord gelangt, als sie von den Engländern, welche sie zu überfallen gehofft hatten, nieder gehauen wurden. Ähnliche Versuche waren schon mehr wie Einmal mit eben so schlechtem Erfolge auf die Kanonierschaluppen gemacht worden. Seit der Zeit waren die Sicherheitsmaßregeln an Bord dieser Schiffe verdoppelt worden, und beständig machten, Nacht und Tag, Kähne die Runde um die Insel.

Dieß Alles verminderte weder mein Bestreben, mich zu retten, noch änderte es im Geringsten meinen Entschluß. Ich stellte zuerst meinen Kameraden vor, daß, weil eine Sache großen Schwierigkeiten unterworfen sei, nicht daraus folge, daß sie unmöglich sei; daß es zunächst nicht auf einen bestimmten Plan, sondern nur darauf ankomme, sich zu vereinigen, um auf jede mögliche Gelegenheit gefaßt zu seyn, sich zu bemühen, sie herbei zu führen, und sie dann rasch zu ergreifen. Ich sprach lange, und meine Worte schienen einen guten Boden zu finden, denn Jeder trat endlich meiner Meinung bei.

Wir kamen auf der Stelle überein, daß wir alle vier in der Baracke wohnen wollten, welche ich so eben erbaut hatte; daß Jeder von uns ernsthaft über die Mittel nachdenken sollte, welche dem Gegenstand unserer Wünsche förderlich seyn könnten; daß wir uns jeden Tag bis dahin, wo etwas Genügendes aufgefunden seyn würde, unsere Gedanken mittheilen wollten; daß Einer von uns Tag und Nacht beständig am Gestade umher gehen sollte, um jedes Ereigniß, was uns die ent-

fernteſte Hoffnung des Erfolgs geben könnte, zu beobachten, und daß wir uns zu dieſem Behufe alle 4 Stunden ablöſen wollten. Wir beſchloſſen noch außerdem, daß ich mir ohne Verzug die Bekanntſchaft des ſpaniſchen Geiſtlichen Damian Eſtebrich, des Almoſeniers der Gefangenen, verſchaffen und mich näher an ihn anzuſchließen verſuchen ſollte. Wir hatten von ihm freilich nichts zu hoffen, ich glaubte aber, daß dieſe Vorſicht uns nicht ſchädlich ſei, vielmehr manchen Vortheil bringen könne.

Die Ausführung dieſes Planes wurde auf der Stelle begonnen. Chobar, Darlier und Ricaud ſchafften ihre geringen Habſeligkeiten in meine Baracke, und Letzterer fing an die Runde zu machen, die wir keinen Augenblick unterlaſſen wollten. Den andern Tag hörte ich beim Segnor Eſtebrich die Meſſe, und er freute ſich, mich in dem einſamen verfallenen Saale zu erblicken, wo er das heilige Geheimniß feierte. Entweder, ſagte ich zu mir, muß dieſer Mann einen glühenden Eifer für die Religion beſitzen, oder ſeine Obern haben ihn, wegen ſeiner ausſchweifenden Le-

bensatt, hierher ins Exil geschickt; dieß will sich ohne Zweifel noch heraus bringen.

Ich trat nach der Messe zu ihm, knüpfte ein Gespräch an und begleitete ihn bis zu seiner Wohnung. Er sagte mir einige Artigkeiten über meine Fortschritte in der spanischen Sprache, fragte mich, wie ich gefangen worden wäre, und behielt mich bis zu der Zeit bei sich, wo er sich zu Tische zu setzen gewohnt war; er ließ mich nun merken, daß meine Gegenwart auf längere Zeit ihn belästige, lud mich aber ein, ihn öfter zu besuchen, und an mein Seelenheil zu denken. Ich verließ ihn mit dem Entschlusse, wieder zu kommen, weil ich diesen Mann benutzen zu können glaubte. Estebrich war ein echt spanischer Mönch, der sich durch blinden Fanatismus, Gefräßigkeit und große Unwissenheit auszeichnete.

Ein Monat verfloß, ohne daß sich irgend etwas in unserer Lage verändert hätte. Eine besondere Gelegenheit hatte sich nicht dargeboten, und wir selbst waren noch nicht im Stande gewesen, einen ausführbaren Plan zur Flucht auszudenken. Die Lebensmittel, welche

alle 4 Tage ankommen sollten, blieben manchmal 24 Stunden länger aus, und der größere Theil der Gefangenen, dadurch aufs Äußerste gebracht, mußte ohne die Vorschrift des Segnor Estebrich Fasttage halten, denn Mehrere verzehrten die erhaltenen Rationen schon in den beiden ersten Tagen, dann lebten sie von Wurzeln und wilden Kräutern und wanderten in großer Menge aus den Baraken auf den Gottesacker.

Die Hilfsmittel, welche die Insel im Anfange dargeboten hatte, waren fast gänzlich erschöpft. Zur Zeit meiner Ankunft schwammen mehrere Gefangene mit dem frühen Morgen nach den kleinen Inseln, mit denen Cabrera umgeben war, und durchsuchten dieselben so sorgfältig, daß sie gegen Abend mit einem kleinen Vorrathe von Austern oder Krebsen zurück kehrten, die sie sogleich auf dem Bazar zum Verkauf ausstellten. Andere begaben sich auf dieselbe Weise nach einer kleinen Insel, welche sonst den Namen der Kaninchen-insel mit der That geführt hatte. Gelang es ihnen hier, noch ein Kaninchen aufzuspüren, welches den häufigen Nachstel-

lungen der Bewohner von Cabrera bis jetzt entgangen war: so legten sie sich vor dem Baue desselben auf die Lauer und verharrten hier, bis das Kaninchen ein- oder ausgehen wollte, bei welcher Gelegenheit sie es ergriffen. Ein Kaninchen war zu dieser Zeit ein wichtiger Fang und besonders dann, wenn uns die Spanier zu vergessen schienen. In solchen Fällen stiegen die Lebensmittel auf dem Bazar ungeheuer im Preise, während Alles, was nicht gegessen werden konnte, fast keinen Werth mehr hatte. Ich habe selbst für ½ Pfund Brot eine sehr schöne goldene Uhr geben sehen. An Credit war nicht mehr zu denken. Nur in solchen Augenblicken konnten für eine Anzahl Brotstücken von einer Unze Verschreibungen von 1500 Franks gegeben werden, die ich später von der Administration den betheiligten Corps habe bezahlen sehen.

Ich und meine Gefährten waren vorsichtig genug, auf mehr als Einen Tag Lebensmittel vorräthig zu haben, auch suchten wir diese Vorräthe immer höher zu bringen, um für den Fall, wo sich uns Gelegenheit zur Flucht darbieten sollte, hinreichende Lebensmittel mit-

nehmen zu können. Diese Vorsorge setzte uns in den Stand, jene Zeiten der Noth leichter zu ertragen.

Indessen gab es auf Cabrera verschiedene Arten von Beschäftigungen; es gab Schneider, Schuster, Ausrufer, Arbeiter in Haaren, Knochen und Muscheln. Andere schnitzten aus Holz kleine Figuren von Thieren u. s. w. Etwa 200 Soldaten, die Überreste eines Dragonerregiments, was in der Auvergne ausgehoben worden war, bewohnten eine Höhle und waren damit beschäftigt, Löffel aus Buchsbaumwurzeln zu schnitzen. Sie hatten unter sich nur einen Rock und eine Hose, die ebenfalls bald unbrauchbar zu werden drohten, und welche der Reihe nach von demjenigen getragen wurden, welcher abgeschickt wurde, um die Lebensmittel in Empfang zu nehmen. Alle diese kleinen Arbeiten wurden um mäßige Preise an die Mannschaft der englándischen Brigg und der spanischen Kanonierschaluppen verkauft. Unsere merkwürdige Lebensweise und die Speculationen auf unsere Gewerbthätigkeit verschafften uns manchen Besuch von unsern Abnehmern.

Was es aber auf Cabrera im Überfluß gab, waren Lehrer aller Art. Überall sah man Lehrer der Musik, der Mathematik, der Sprachen, der Zeichnenkunst, der Fechtkunst, der Tanzkunst, ꝛc. Bei schönem Wetter gaben alle diese Professoren ihren Unterricht im Palais Royal ziemlich nahe bei einander. Nicht selten hörte man einen halb nackten armen Teufel, der seit 24 Stunden nichts gegessen hatte, den lustigsten Contre-Tanz von der Welt singen, und ihn von Zeit zu Zeit mit der ernsthaftesten Ermahnung an seinen Schüler unterbrechen, der mit einer zerrissenen Unterhose bekleidet war: „wohlan, balanciren Sie gegen Ihre Damen! den Fuß ausgestreckt! etwas mehr Grazie!“ — Etwas weiter hin lehrte ein Klopffechter den Kreuzhieb nach vier Seiten und suchte den Ehrgeiz und den Eifer eines Zöglings zu erwecken: „Sehr gut, ich bin zufrieden mit Ihnen; wenn Sie so fort fahren, so können Sie höchstens in 14 Tagen sich vor der Gesellschaft sehen lassen.“ —

Die vornehmsten dieser Professoren hatten ihre Plätze durch Anschlagzettel auf einem

Stückchen Papier so groß wie eine Hand bezeichnet.

Auch ich wollte irgend eine Beschäftigung ergreifen, hatte aber weder Lust, Unterricht zu geben, noch zu nehmen. Ich besaß keine mechanische Kunstfertigkeit, konnte weder Löffel schnitzen, noch in Haaren arbeiten, und es war nun zu spät, dergleichen zu erlernen. Nach langem Nachdenken brachte mich die Langeweile der Gefangenen darauf, ein Theater zu errichten, und ich versprach mir von der Ausführung dieses Gedankens einen so guten Erfolg, daß ich mich wundern mußte, wie noch niemand darauf gefallen sei. Man hatte zwar einige Possen aus dem Stegreif aufgeführt, aber unter freiem Himmel und ohne daraus eine Speculation zu machen. Ich wollte daraus hingegen Vortheil ziehen und war entschlossen, im Fall der Noth, Verfasser, Schauspieler, Direktor und Maschinenmeister zu werden, auch meine drei Kameraden so wol an meiner Unternehmung, als an dem Ertrage derselben, der zur Ausführung unsers Lieblingsplanes verwendet werden sollte, Theil nehmen zu lassen.

Ich durfte nicht daran denken, mein Theater im alten Schloß aufzuschlagen; denn einmal wurde es jeden Abend verschlossen, und dann würde es auch der gewissenhafte Segnor Estebrich nicht zugelassen haben. Deßhalb warf ich meine Augen auf eine sehr große, halb verfallene Cisterne, deren Wasserleitung nebst einem Theile ihres Gewölbes seit langer Zeit verfallen war. Ich ließ mich an einem Stricke hinunter, den ich besonders für diesen Zweck ankaufte, und fand auf dem Boden ungefähr noch einen Fuß hoch Wasser, oder vielmehr Schlamm. Das erste, was ich zu thun hatte, war die Austrocknung dieses Raumes zu bewirken, worüber ich in keine geringe Verlegenheit gerieth. Ich wollte anfänglich eine Pumpe errichten, gab aber diesen Gedanken bald wieder auf. Ich besaß noch 60 Franks und ließ mir von Segnor Estebrich aus Palma 4 lederne Eimer kommen. Ich machte nun eine Leiter und miethete vier Gefangene, den Tag zu 2 Sous den Mann, und am Ende des dritten Tages war meine Cisterne ausgeschöpft. Um sie noch mehr auszutrocknen, zündete ich in derselben ein großes

Nous voici dans Lemnos, dans cette île sauvage,
Dont jamais nul mortel n'aborda le rivage.
(So wären wir denn auf Lemnos, dieser rauhen Insel, deren Gestade nie ein Sterblicher besucht hat.)

wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen; und ich fürchtete, daß das Gewölbe der Cisterne zusammen stürzen würde, als ich folgenden Vers vorbrachte:

Ils m'ont fait tous ces maux; que les dieux les leurs rendent!
(Sie haben mir alle diese Übel zugefügt, die ihnen die Götter vergelten mögen!)

Ich mußte die Worte wiederholen und inne halten, bis die Ruhe einiger Maßen wieder hergestellt war.

Ein so glücklicher Erfolg mußte uns Muth machen, und ich arbeitete ohne Unterlaß. Ich schrieb aus dem Gedächtniß mehrere Stücke, die wir mit großem Beifall aufführten. Unsere Kasse wie unser Wohlbefinden nahmen beträchtlich zu. Wir legten die Hälfte unserer Einnahme zurück, und schon hatte sich Ricaud anständig gekleidet, schon hatte ich mir einen Vorhang für mein Theater, Stricke, Nägel, einen Hammer und selbst ein Beil ge-

kauft, welches ich einem Spanier, so zu sagen, mit Gold hatte aufwegen müssen! Alle diese Dinge, zunächst für unser Theater bestimmt, konnten auch zu unserer Rettung, die wir nicht vergaßen, nützliche Dienste leisten. Jeden Abend trugen wir diese wichtigen Besitzthümer zur bessern Aufbewahrung in unsere Baracke. Ich hätte mir gern auch einige Waffen, wenigstens für jeden einen Säbel, verschafft, aber in dieser Hinsicht waren alle Bemühungen fruchtlos, und ich gab sie auf, um nicht Verdacht zu erregen. Meine Helden des Trauerspiels mußten sich deßhalb unter diesen Umständen mit hölzernen Säbeln begnügen.

Die ganze Colonie nahm lebhaften Antheil an dem Gelingen unsers Unternehmens; denn seit der zweiten Vorstellung ließ ich bei jeder folgenden, der Reihe nach, zwanzig der Ärmern unter uns unentgeldlich ein. Aber im Laufe des Septembers ward diese gute Zeit durch ein großes Unglück gestört, welches vielen der Unsrigen das Leben kostete und mehrere Tage allen Arbeiten, allem Unterricht und allen Vergnügungen ein Ende machte. Die Lebensmittel kamen nicht an dem Tage an,

ung sie erwartet wurden. Dieser traurige Umstand trat zu häufig ein, als daß er noch befremden konnte. Zur gewöhnlichen Stunde hatten sich die hungrigen Gefangenen auf den Felsen der Küste versammelt und glaubten jeden Augenblick, die so sehnlichst herbei gewünschte Brigg am Horizont auftauchen zu sehen. Der Tag verschwand und mit ihm alle Hoffnung. Ein Geschrei des Abscheues und des Unwillens erhob sich gegen die Spanier, die uns, wie die Menge behauptete, verhungern lassen wollten. Seit dem ersten Tage dieses Mangels waren die wenigen Lebensmittel auf dem Markt aufgezehrt. In der nächsten Nacht starben mehr als 150 Menschen von Wuth oder Entkräftung. Der dritte Tag brach an; Alles schleppte sich von neuem an den Strand, sah mit sehnsüchtigen Blicken in die Ferne bis zum Mittag, wo noch immer nichts hatte zum Vorschein kommen wollen.

Der versammelte Rath beschloß, eine Deputation an Estebrich zu schicken, damit er unsere Noth der engländischen Brigg und den Kanonierschaluppen anzeige, und uns Hilfe schaffe. Ich begab mich mit Micaud zu ihm

und fand ihn bei Tische zwischen einer Schüssel mit Rindfleisch und einer halb gefüllten Gans vom schönsten Aussehen. Er hörte uns zu, ohne sich im Essen stören zu lassen, bat uns endlich ein Glas Wein und versprach, zu sehen, was er für uns thun könne. Wir kehrten mit dieser Nachricht zu unsern Kameraden zurück, und nach einer halben Stunde sahen wir den Geistlichen im Ornat heraus treten und mit dem Crucifix in der Hand auf uns zu schreiten. Er sang dabei die Litaneien aller Heiligen und lud uns ein, mit ihm eine Procession zu halten, damit der Himmel sich unserer Noth erbarme. Einige Gefangene fügten sich seinem Wunsche, vielleicht in der Hoffnung, daß er ihnen auch einige zeitliche Hilfe angedeihen lassen werde. In kurzer Zeit stand er an der Spitze von ungefähr 30 Mann, die ihre wenigen Kräfte sammelten, um hinter ihm her zu ziehen und ihr ora pro nobis zu singen.

Unterdessen versammelte sich der Rath von Neuem; die verzweifeltsten Vorschläge wurden gethan, und wir fingen selbst an, des Glaubens zu werden, daß die spanische Regierung

uns zum Hungertode verdammt habe. Wir sahen kein Mittel uns weder diesem Beschluß zu entziehen, noch auch unsere Existenz nur zwei Stunden noch fort zu setzen. Ein italienischer Unteroffizier that einen Vorschlag, der mit allgemeinem Abscheu verworfen wurde. Einem andern Mitgliede gelang es endlich, den Übrigen den Gedanken zu nehmen, als wenn wir absichtlich vernachlässigt würden, und sie zu überzeugen, daß die Lebensmittel bloß durch einen unglücklichen Zufall sich verspätet haben müßten; sicherlich würden sie morgen ankommen, um aber die Kräfte und den Muth der Gefangenen bis dahin zu unterhalten, solle man zu der einzigen noch übrigen Hilfe schreiten, nämlich den Esel schlachten. Man wird kaum glauben, daß Martin, trotz unserer schrecklichen Lage, noch seine Vertheidiger fand. Seine Dienste waren den meisten Gefangenen äußerst nützlich gewesen, und was übrigens, wenn er geschlachtet wurde, von seinem Fleische auf jeden unserer Kameraden kam, mochte wohl schwerlich ausreichend seyn, um uns in den Stand zu setzen, den andern Morgen zu erwarten. Dieß war

jedem einleuchtend, aber dennoch wurde kein Grund angehört und das treue Thier fast einstimmig zum Tode verurtheilt.

Die Procession war eben geendigt, und hatte in unserer Lage keine Veränderung bewirkt. Zwei Mann wurden abgeschickt, das arme Thier aufzusuchen. Man fand es in geringer Entfernung sein Futter suchend, brachte es in die Versammlung, ohne daß es sein Schicksal ahnte, und 10 Minuten später war es todt; abgehäutet und in Stücken zerhauen. Sein Fleisch briet schon auf den Kohlen oder wurde von denen, welche etwas mehr Geduld hatten, zu Fleischbrühe benutzt. Knochen und Eingeweide mit gerechnet, kamen auf 3 Mann 2 Unzen.

Ein Unglück kommt niemals allein. Auf Cabrera sind die heftigen Gewitter sehr häufig, und in der Nacht, welche auf diesen traurigen Tag folgte, brach ein solches Gewitter aus, wie wir noch keins erlebt hatten. Eine ganze Stunde lang war der Wind, der Regen und der Hagel so heftig, daß mehrere Baraken fort geschwemmt wurden. Die Bedachung der unsrigen wurde, trotz ihrer Fe-

ſigkeit, an mehrern Stellen durchlöchert. Regenſtröme, welche ſich tiefe Betten ausgruben, ſtürzten von der Höhe herab, auf welcher unter andern unſer Gottesacker lag und führten Erde, Sträucher, zerriſſene und ganze Leichen bis zum Lager mit ſich fort. Gegen Morgen hatten 300 unſerer Unglücksgefährten, entweder vor Hunger den Geiſt aufgegeben, oder waren theils in ihren Baraken, theils in den umgebenden Pfützen ertrunken.

Mit dem Aufgang der Sonne befanden wir uns, wie an den vorigen Tagen, faſt alle am Meeresufer; endlich entdeckten wir dieſes Mal ein Segel und erkannten bald die Brigg. Um 9 Uhr berührte ſie das Land und brachte uns auf 8 Tage Lebensmittel.

Die wichtige Veranlaſſung der Hungersnoth, die wir erlitten hatten, war, wie wir ſpäter erfuhren, die geweſen, daß die Abrechnung zwiſchen zwei Lieferanten nicht in Ordnung gebracht werden konnte, und der engländiſche, zu Palma commandirende General nicht erlauben wollte, daß eine neue Lieferung abgehe, bevor dieſe wichtige Angelegenheit berichtigt ſei. Ob unterdeſſen 6000

Franzosen der Gefahr des Hungertodes ausgesetzt waren, kümmerte ihn wenig.

Diese Unterbrechung in der Vertheilung der Lebensmittel war die letzte, welche ich in der Colonie erlebte. Wir erholten uns bald wieder, waren auch darauf bedacht, Vorräthe zurück zu legen, und unsere dramatischen Vorstellungen machten von Neuem dasselbe Glück, wie zuvor.

Es waren auf der Insel auch einige 20 Weiber, Französinnen, Italienerinnen und Spanierinnen, die ihren Männern oder Liebhabern in die Gefangenschaft gefolgt waren. Fast alle trieben Handel, und unter ihnen waren einige jung und hübsch. Nicht ohne Mühe gelang es mir, zwei davon zu bereden, auf meinem Theater aufzutreten. Dadurch erhielten nun meine Vorstellungen einen solchen Zulauf, daß man genöthigt war, bei Zeiten die Leiter wegzunehmen und den Zutritt zu verweigern. Indessen war ich schon seit 8 Monaten und länger auf der Insel, und noch hatte sich nicht die geringste Gelegenheit zur Flucht dargeboten, so daß ich muthlos zu

ſigkeit, an mehrern Stellen durchlöchert. Regenſtröme, welche ſich tiefe Betten ausgruben, ſtürzten von der Höhe herab, auf welcher unter andern unſer Gottesacker lag und führten Erde, Sträucher, zerriſſene und ganze Leichen bis zum Lager mit ſich fort. Gegen Morgen hatten 300 unſerer Unglücksgefährten, entweder vor Hunger den Geiſt aufgegeben, oder waren theils in ihren Baraken, theils in den umgebenden Pfützen ertrunken.

Mit dem Aufgang der Sonne befanden wir uns, wie an den vorigen Tagen, faſt alle am Meeresufer; endlich entdeckten wir dieſes Mal ein Segel und erkannten bald die Brigg. Um 9 Uhr berührte ſie das Land und brachte uns auf 8 Tage Lebensmittel.

Die wichtige Veranlaſſung der Hungersnoth, die wir erlitten hatten, war, wie wir ſpäter erfuhren, die geweſen, daß die Abrechnung zwiſchen zwei Lieferanten nicht in Ordnung gebracht werden konnte, und der engländiſche, zu Palma commandirende General nicht erlauben wollte, daß eine neue Lieferung abgehe, bevor dieſe wichtige Angelegenheit berichtigt ſei. Ob unterdeſſen 6000

Franzosen der Gefahr des Hungertodes ausgesetzt waren, kümmerte ihn wenig.

Diese Unterbrechung in der Vertheilung der Lebensmittel war die letzte, welche ich in der Colonie erlebte. Wir erholten uns bald wieder, waren auch darauf bedacht, Vorräthe zurück zu legen, und unsere dramatischen Vorstellungen machten von Neuem dasselbe Glück, wie zuvor.

Es waren auf der Insel auch einige 20 Weiber, Französinnen, Italienerinnen und Spanierinnen, die ihren Männern oder Liebhabern in die Gefangenschaft gefolgt waren. Fast alle trieben Handel, und unter ihnen waren einige jung und hübsch. Nicht ohne Mühe gelang es mir, zwei davon zu bereden, auf meinem Theater aufzutreten. Dadurch erhielten nun meine Vorstellungen einen solchen Zulauf, daß man genöthigt war, bei Zeiten die Leiter wegzunehmen und den Zutritt zu verweigern. Indessen war ich schon seit 8 Monaten und länger auf der Insel, und noch hatte sich nicht die geringste Gelegenheit zur Flucht dargeboten, so daß ich muthlos zu

werden anfing, ohne jedoch die Runde, welche wir Nacht und Tag an der Küste machten, deßhalb im Geringsten zu unterbrechen. Jeder von uns hatte zum Öftern mehr oder weniger gewagte Plane zur Flucht vorgelegt, die wir als unausführbar verwerfen mußten.

Achtes Kapitel.

1810 — 1811.

Flucht. — Ankunft zu Tortosa. — Guillemard nimmt drei feindliche Offiziere gefangen. — Er wird zum Sergenten ernannt und erhält den Orden der Ehrenlegion. — Rückkehr nach Frankreich.

Eines Abends gab ich gerade den Verschwender von Destouches; Chobar machte die Runde und war nicht in die Vorstellung gekommen. Die letzte Scene hatte begonnen, und ich wendete meine Augen nach dem Soufleur, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, als ich bemerkte, daß Chobar an der Stelle desselben saß. „Etwas Neues!“ flüsterte er mir mit großer Bewegung und einem vor Freude strahlenden Gesichte zu.

Ich weiß nicht, wo ich die Fassung hernahm, um meine Rolle auszuspielen; kürzte sie aber, so viel wie möglich, ab und eilte hierauf mit Ricaud und Darlier hinaus, um unsern Kamerad Chobar aufzusuchen, der uns bereits erwartete. Wir erfuhren von ihm, daß er diesen Abend gegen 9 Uhr ein Boot mit drei Mann zwischen der Kaninchen-insel und Cabrera habe hin und her rudern sehen; endlich sei es letzterer Insel genaht und ans Land gezogen worden. Hinter einem Felsen versteckt, habe er dann bemerkt, wie die drei Männer Feuer angezündet, ihr Abendbrot verzehrt und sich hierauf unter dem Schutze des Bootes zur Ruhe gelegt hätten, wahrscheinlich in der Absicht, die Nacht hier zuzubringen und mit Aufgang der Sonne wieder in See zu gehen.

Unser Entschluß war auf der Stelle gefaßt; wir beredeten uns sogleich über den Plan, welcher Punkt für Punkt und mit so viel Genauigkeit und Glück ausgeführt wurde, als ob wir die Ereignisse zu beherrschen vermocht hätten. Sobald im Lager Alles ruhig geworden war, machten wir uns, mit Vorrä-

then auf länger als vier Tage, einer kleinen Tonne Waſſer und Stricken von verſchiedener Länge verſehen, auf den Weg. Da wir, um das Lager zu vermeiden, einen Umweg machen mußten, ſo brachten wir auf dem Wege nach der Stelle, die uns Chobar angab, 8 lange Viertelſtunden zu. Es wehte ein friſcher Südoſtwind; und wenn man uns unter allen 32 Winden der Windroſe die Wahl gelaſſen hätte: ſo möchten wir keinen günſtigern uns gewünſcht haben können. Die Nacht war kalt und dunkel. Als wir uns dem Orte näherten, vermochten wir, trotz der Dunkelheit, den ſchwarzen Körper des Fahrzeuges am Horizonte zu erkennen. Wir gingen jetzt langſamer, hielten den Athem an uns und vermieden, durch unſere Tritte im Sande Geräuſch zu machen. Als wir uns unter dem Winde dem Boote immer mehr näherten, erblickten wir endlich die drei Schiffer ſchlafend und in ihre Mäntel eingehüllt. Da jeder von uns ſchon wußte, was er zu thun hatte, ſo brauchten wir nur mit dem Finger denjenigen zu bezeichnen, welchen jeder von uns auf ſich zu nehmen hatte. In einigen Minuten waren ſie

mit Schnupftüchern geknebelt, gebunden und in ihr Fahrzeug geworfen, welches wir flott gemacht hatten, um nach der Kaninchen-insel überzusetzen. Hier landeten wir und erklärten unsern Gefangenen, daß wir unser Heil in der Flucht suchen müßten und deßhalb genöthigt seien, sie in der Lage, in welche wir sie versetzt hätten, hier zu lassen; den folgenden Morgen würden sie entweder von den französischen Gefangenen, oder von den Spaniern entdeckt werden. Hierauf entkleideten wir sie und legten selbst ihre weiten Beinkleider, ihre Mäntel und ihre katalonischen Mützen an. Dafür überließen wir ihnen unsere Kleidungsstücke, einige Lebensmittel und 63 Franks, eine Summe, die den Werth ihrer Barke bei weitem überstieg, wünschten ihnen Alles Wohlergehen, stachen in See und suchten das Weite.

Wir besaßen glücklicher Weise einen wahren Schatz, den wir sorgfältiger als unsere Augen und als uns selbst bewahrt hatten. Dieß war nämlich ein kleiner Compaß, welcher unserm Freunde Darlier gehörte, und den er bis zu dem Augenblick unsers Bundes immer

bei ſich getragen hatte. Wir ſahen bald, daß wir von den Küſten des Königreichs Valencia, die uns gegen Nordweſten lagen, etwa 50 Stunden weit entfernt waren. Ein friſcher Südoſtwind trieb uns gerade darauf zu. Unſerer Schätzung nach machten wir wenigſtens 6 Knoten in einer Stunde und folglich konnten wir in der nächſten Nacht die franzöſiſche Armee erreichen, wenn ſie noch in dieſer Gegend ſtand. Letzteres wußten wir freilich nicht mit Beſtimmtheit, — eine Ungewißheit, die unſere Freude etwas dämpfte. Wir waren übrigens entſchloſſen, uns lieber zuſammenhauen als in die Wüſte von Cabrera zurück bringen zu laſſen. *)

Als der Tag anbrach, waren wir auf offener See und erblickten hinter uns kaum noch die höchſten Punkte der Inſel, welche im Nebel verſanken. Der Wind wehte noch immer aus derſelben Richtung und mit derſelben Stärke. Gegen 4 Uhr des Nachmittags glaubten wir die Küſte von Spanien zu entdecken.

*) Siehe Anmerkung E der hiſtoriſchen Erläuterungen.

Als die Sonne unterging, zeigte sie sich deutlicher am Horizont, und bald konnten wir die Häuser, die Bäume und die Felsen des Ufers erkennen. Die Nacht brach ein, und wir trieben noch immer mit derselben Geschwindigkeit auf ein Land zu, welches keiner von uns kannte. Wir wußten bloß, daß die ganze Küste eine Menge Klippen hatte, die das Landen äußerst gefährlich machten.

Es mochte ungefähr gegen 11 Uhr seyn, als wir vom Vordertheil unserer Barke, in der Entfernung einer Meile, eine Reihe weißer Häuser, mehrere Lichter und die Masten mehrerer Fahrzeuge entdeckten. Daraus schlossen wir, daß hier ein kleiner Hafen sei. Aber bei der Ungewißheit, ob derselbe von Franzosen besetzt sei, wagten wir es nicht, einzulaufen, sondern hielten uns etwas weiter nach Norden, so daß wir den Hafen in den Rükken bekamen. Wir zogen sogleich ein Segel ein, um dem Fahrzeug einen langsamen Lauf zu geben, und ohne Gefahr landen zu können. Nachdem wir eine halbe Stunde auf diese Weise unsern Lauf fortgesetzt hatten, waren wir nur noch eine Kabellänge von der

Küste entfernt, und wurden gewahr, daß uns der Zufall in Allem günstig gewesen war. Wir hatten einen kiesigen und sandigen Strand, der nicht die mindeste Gefahr darbot. Nachdem wir noch einige Augenblicke der Küste entlang gesteuert waren, hißten wir unser Segel und ließen die Barke auf den Strand laufen. Wir hatten nur noch Wasser bis an die Knie, welches wir durchwadeten.

Als wir das Ufer betraten, fielen wir einander in die Arme und freuten uns über das Glück, was uns bis hieher begleitet hatte. Was aber nun anfangen? wohin uns wenden? — Dieser Gedanke beschäftigte uns bald gemeinschaftlich. Wir hielten es für rathsam, den Tag zu erwarten, ehe wir in dieser Hinsicht einen Entschluß faßten, in der Hoffnung, daß vielleicht ein unvorhergesehener Umstand uns Auskunft über den Stand der Armeen verschaffe. Wir gingen ein wenig landeinwärts, kamen über eine mit dem Gestade parallel laufende Heerstraße und entdeckten nach kurzer Zeit eine Stelle zwischen den Felsen, wo wir die Nacht zuzubringen beschlossen. Man wird uns gern glauben, daß wir äußerst

müde und schläfrig waren. Nachdem wir einige Nahrung zu uns genommen hatten, streckten wir uns auf den Sand. Während die Andern schliefen, mußte immer Einer Wache halten. Wir waren des festen Entschlusses, mit Anbruch des Tages uns weiter landeinwärts zu begeben.

Seit länger als einer Stunde hatte ich bereits meinen Freund Ricaud abgelöst. Die Sonne war schon aufgegangen, und ich wollte eben meine Kameraden wecken, um mit ihnen zu überlegen, was nun zu thun sei, als ich auf der Heerstraße zwei Männer mit sieben bis acht Maulthieren erblickte. Ich verließ augenblicklich meinen Hinterhalt und eilte, den Maulthiertreibern ein gutes Stück zuvor zu kommen. Ich ging ihnen hierauf auf der Heerstraße entgegen und begann ein gleichgiltiges Gespräch mit ihnen. Da mein Kopf unterwegs rascher arbeitete, als meine Beine, so hatte ich mir meinen Plan gemacht. Glücklicher Weise sprach ich ziemlich gut catalonisch, welches mit dem provenzalischen Dialekte große Ähnlichkeit hat. Glücklicher Weise lag auch unsere Barke noch an der Stelle, wo wir auf

den Strand gelaufen waren, und schien für die Einschiffung bereit zu seyn. Ich erzählte ihnen, daß wir seit zwei Tagen Palma verlassen hätten, um uns nach Tribiça zu begeben, daß uns aber ein Windstoß in westlicher Richtung getrieben habe, und wir bei diesem Winde nicht wieder unsere Richtung hätten verfolgen können; endlich gestern Abend seien wir an eine Küste verschlagen und, wegen Mangels an Lebensmitteln, anzulanden gezwungen worden; daß meine Gefährten im Begriff seien, einen Meierhof zu suchen, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und daß ich sie bloß erwarte, um unser Fahrzeug wieder zu besteigen. Ich erkundigte mich endlich nach der Gegend, und ob sie nichts Neues wüßten.

Meine Erzählung hatte den Anstrich von Wahrscheinlichkeit, so daß sie ihr leicht glaubten. Sie antworteten mir, daß eine Viertelstunde hinter mir Vinaros, ein kleiner Seehafen, liege, wo alles zu bekommen sei, was wir wünschten; dieß war das Dorf, welches wir gestern Abend gesehen hatten. Ich begleitete sie eine kleine Strecke und sprach von ganz andern Dingen, als von dem Gegen-

stande, welcher mich interessirte. Bald aber kamen sie, ohne mein Zuthun, von selbst darauf und erzählten mir, daß die Herrn Franzosen in diesem Augenblicke Tortosa belagerten, welches 6 Stunden von Vinaros liege, und daß die Festung vielleicht gegenwärtig schon gefallen sei.

Ich blieb nur noch so lange bei ihnen, um zu erfahren, nach welcher Seite hin Tortosa liege. Ich erreichte meinen Zweck und verließ sie nun, unter dem Vorwande, meine Gefährten zu erwarten, die bald zurück kommen müßten.

Sobald ich die Maulthiertreiber aus dem Gesicht verloren hatte, eilte ich nach dem Felsen hin und berichtete meinen Kameraden, was ich eben gethan hatte. Wir wendeten uns hierauf querfeldein in nordwestlicher Richtung, wo wir, meinen Erkundigungen zu Folge, Tortosa treffen mußten.

Nach einem sehr beschwerlichen Marsch von einer Stunde, auf welchem wir mehrmals genöthigt waren, durch Hecken zu dringen und über Gräben zu setzen, fanden wir einen Weg, den wir verfolgen zu müssen glaubten. Je

mehr wir uns der französischen Armee näherten, desto mehr befürchteten wir, einigen Guerillabanden zu begegnen, von ihnen ausgefragt und entdeckt zu werden. Diese Befürchtniß hatte indessen bald ein Ende, denn wir erblickten vor uns eine Heerde Ochsen, welche von einer französischen Abtheilung unter der Anführung eines Sergenten dem Lager zugeführt wurde. Wir gaben uns unsern Landsleuten sogleich zu erkennen und setzten mit ihnen unsern Marsch fort. Gegen 3 Uhr des Nachmittags langten wir endlich im französischen Lager an und erblickten eine Menge Fouriere, die sich eben versammelt hatten, um die Lebensmittel für ihre Compagnien zu fassen. Ich begab mich unter sie und erkannte bald die Fouriere meines Bataillons. Als ich mich an sie heran drängte, ließ mich ein Fourier von der Grenadiercompagnie hart an, fragte mich, was ich hier wolle, und befahl mir, mich zu entfernen. „Was ich hier will? Ei zum Teufel, die Lebensmittel für meine Compagnie fassen, so gut wie ihr!“ Sogleich erkannten sie mich, und nun erfolgte lautes Gelächter über meine Tracht und Fragen und

Glückwünsche über meine Befreiung. Ich ging mit ihnen ins Lager. Meine Stelle in der Compagnie war besetzt, und ich erhielt die Anwartschaft auf die erste erledigte Fourierstelle.

Den folgenden Tag erhielt ich eine zweimonatliche Löhnung als Gratification. Dieser Zuschuß zu meinem Antheile vom Theaterertrag, gab eine Summe, die mich auf lange Zeit aus aller Noth befreite. Mit Vergnügen warf ich die Kleidungsstücke des spanischen Schiffers, welche ich seit drei Tagen getragen hatte, bei Seite und vertauschte sie mit der Montirung. Ich hatte die Ehre, dem General, welcher unsere Division commandirte, vorgestellt zu werden und ihm die Umstände meiner Flucht sowohl, als die Behandlung der Gefangenen auf Cabrera zu erzählen.

Ich sah Ricaud wieder, der in sein Regiment, wie ich in das meinige, eingetreten war, und fast sogleich wieder Dienst gethan hatte. Chobar und Darlier hatten Marschrouten nach Frankreich bekommen.

Die Behandlung auf Cabrera hatte meine Liebe zu den Spaniern eben nicht vermehrt, und seit langer Zeit fehlte es mir an Gelegenheit,

ihnen dieſes zu beweiſen. Mit dem Entſchluß, die Zeit wieder beizubringen, welche ich nebſt meiner Fourierſtelle verloren hatte, verband ich den Wunſch, daß die Feſtung endlich bezwungen werden, oder daß die Beſatzung derſelben wenigſtens einen Ausfall thun möchte.

Den 25ſten December 1810 war ich wieder zur Armee gelangt, und den 30ſten waren die Belagerungsarbeiten bis an die Wälle von Tortoſa getrieben. Die Belagerten fingen jetzt an, wie es ſchien, die Sache ernſthaft zu finden, und den 26ſten ſchon verlangten ſie zu capituliren, aber der General ſandte die Parlementäre zurück, ohne von ihren ſpäten Vorſchlägen Etwas wiſſen zu wollen. Sie kamen mehrmals ins Lager zurück, wurden aber nicht Einmal angenommen.

Dieſer Strenge verdankten wir ohne Zweifel das erwünſchte Ereigniß, der Beſatzung bald näher im Auge zu ſehen. Den 28ſten des Morgens ſtellte ſie ſich, als ob ſie auf einen gewiſſen Punkt einen Ausfall machen wolle, ſtürzte ſich aber unverzüglich auf den Theil des Lagers, wo ſich unſere Diviſion befand. Letztere ſtand in einer Minute unter

Massen und rückte in der schönsten Ordnung vor, um dem Angriffe sich entgegen zu stellen. Ich befand mich unter den Voltigeurs, und da ich nur die Anwartschaft auf eine erledigte Fourierstelle hatte, so brauchte ich nicht beim Adler zu bleiben, dem gewöhnlichen Posten des Fouriers. Dieser zufällige Umstand verschaffte mir die Gelegenheit, meinen Freunden, den Spaniern und Engländern, näher ins Auge zu sehen, als ich es in Reih und Glied vermocht hätte.

Alle Voltigeurs agirten als Tirailleurs, während die Division im Sturmschritte vorrückte. Die Feinde hielten uns ungefähr eine Viertelstunde lang Stand, nachher wichen sie und wollten ihre Wälle wieder erreichen, aber unser Vordringen versetzte sie bald in die größte Unordnung, so daß verschiedene Corps sich unter einander mischten und nur noch eine verworrene Masse bildete, die sich in einer Wolke von Staub und Rauch den Thoren von Tortosa, so zu sagen, entgegen wälzte. Mit einigen Voltigeurs drang ich in diesen Haufen ein, und in wenig Augenblicken hatten mich die Feinde umgeben und, von allen Sei-

ten gedrängt, wurde ich mit fort gerissen, so daß es mir unmöglich war, aus diesem Haufen heraus zu kommen. Gleich in den ersten Augenblicken hatte ich die Voltigeurs aus den Augen verloren: sie waren durch die Flüchtlinge von mir getrennt worden. Indessen machten die Kugeln unserer Soldaten und einige Kanonenschüsse große Löcher in diese Masse, in deren Mitte ich vorschritt und mit dem Bajonett mir Platz machte. Endlich in der Umgegend der Stadt zerstreute sie sich, indem jeder nach demjenigen Thore sich wendete, durch welches er am schnellsten und mit der wenigsten Gefahr Eingang zu finden hoffte.

Mein Eifer verdoppelte sich, als ich einige Schritte vor mir die Hahnenfedern eines engländischen Offiziers erblickte, der eben so viel Eile als die Andern zu haben schien, um in Sicherheit zu kommen. Ich erreichte ihn endlich, und er erklärte mir in schlechtem Französisch, daß er sich ergeben wolle, denn etwas später wäre es nicht mehr Zeit dazu gewesen. Nachdem ich seinen Degen in Empfang genommen hatte, befahl ich ihm, mir zu folgen, wozu er sich ungern entschloß, als er sah, daß

ich noch weiter nach der Stadt zu ging; allein zwei Worte, die ich ihm ſagte, machten ihn fügſamer. Er mochte auch übrigens bedenken, daß ich ſein beſter Schutz ſei, und daß er es ſonſt mit jedem Franzoſen zu thun haben würde, dem er begegnete. Ich ließ ihn deßhalb neben mir gehen, und ob ich gleich Luſt hatte, ihn zu behalten, ſo hielt ich mich doch ein wenig noch auf.

Ich wünſchte indeſſen noch einen Offizier zu haben, und indem ich mich dem vor mir liegenden Thore näherte, nach welchem ſich eine Maſſe Flüchtlinge drängte, kam ich ihnen mit einem Dutzend Voltigeurs in den Rücken. Ich hatte das Thor ſchon faſt erreicht, als ich einen ſpaniſchen Offizier erblickte, welcher eben den Fuß auf die Zugbrücke ſetzte. Ich kam ihm indeſſen zuvor und drängte ihn, das Bajonett auf der Bruſt, gegen einen Eckſtein, indem ich ihn aufforderte, ſich zu ergeben. Er überreichte mir ohne Widerſtand ſeinen Degen, und ich ließ ihn vor mir hergehen, wie auch den engländiſchen Offizier, der mit Wohlgefallen dieſem Auftritte zugeſehen hatte. Dieß Alles ging raſcher von Statten,

als ich es erzähle. Übrigens mochte mein erster Gefangner wohl bedenken, daß der Versuch, zu entfliehen, wohl unverzüglich einen Schuß zur Folge haben würde. Ich beeilte mich nun, mit meinen beiden Gefangnen ins Lager zurück zu kehren. Einige Kugeln von den Wällen schlugen neben uns nieder, und noch ein ganzer Hagel andrer wurde ihnen nachgeschickt.

Kaum hatten wir einige Schritte gethan, als ein spanischer Offizier, von unsern Voltigeurs verfolgt, nach dem Thore zu eilte und mir folglich entgegen kam. Ich schlug auf ihn an und forderte ihn auf, sich zu ergeben, worauf er mir seinen Degen zuwarf und mit den beiden andern Offizieren den Rückweg ins Lager antrat. Trotz des Kugelregens erreichten wir die Division auf ihrem Rückwege zum Lager, und ich hatte das Glück, meinem Obersten drei gefangene Offiziere vorzustellen und ihm ihre Degen zu überreichen.

Nach einigen Lobsprüchen befahl er mir, in seiner Nähe zu bleiben, und nachdem er das Regiment ins Lager zurück geführt hätte und vom Pferde gestiegen war, mußte ich ihm

mit meinen drei Gefangenen zum Marschall folgen. Wir wurden sogleich vorgelassen; der Oberst stellte mich demselben vor und erzählte ihm ganz einfach und ohne allen Zusatz, was ich gethan hatte. Der Marschall war ein Kenner; er richtete an die drei Offiziere einige etwas spöttische Vorwürfe und fragte mich, wo ich sie gefangen genommen hätte? „An einem Thore von Tortosa," erwiederte ich. Er sagte mir nur wenige Worte, aber sie waren für mich so schmeichelhaft, daß ich ganz begeistert davon wurde, und mich für das, was ich gethan hatte, mehr als belohnt hielt. Er setzte hinzu, er werde mich morgen zur Dekoration vorschlagen, und fragte mich endlich, ob ich noch einen Wunsch auszusprechen habe? — „Ja, Herr Marschall, ich habe eine Bitte." „Welche?" — „Daß ich beim nächsten Sturm der erste seyn darf." — „Das ist nicht mehr als billig, und Du kannst darauf rechnen," erwiederte der Marschall, nachdem er einige Augenblicke geschwiegen und mich mit Verwunderung betrachtet hatte.

Ich erwartete mit vieler Ungeduld, und nicht ohne Herzklopfen, was über die Ein-

nahme von Tortosa verfügt werden möchte, allein die Besatzung hatte keine Lust, einen Sturm auszuhalten, und machte neue Versuche zu kapituliren, welche, gleich den frühern, verworfen wurden. Den 2ten Januar 1811 bemächtigte sich ein Regiment von unserer Division ohne Sturm eines der Thore von Tortosa und drang nach einem halbstündigen Gefecht in die Stadt ein, welche sogleich von der Armee besetzt wurde. Die aus 8000 Mann bestehende Besatzung wurde mit einer Großmuth behandelt, die sie ohne Zweifel eben so wenig verdient, als erwartet hatte; sie wurde nämlich als kriegsgefangen unter Bedeckung nach Frankreich geschickt.

Das dritte Armeecorps erkämpfte bald noch andere Siege, an denen ich keinen Theil nehmen konnte.

Einige Tage nach der Einnahme von Tortosa ergriff mich ein heftiges Fieber, ohne Zweifel eine Folge der Entbehrungen, welche ich auf der Insel Cabrera ausgestanden hatte. Ich kam ins Lazareth und lag einige Tage auf den Tod, raffte mich indessen doch auf, als ich erfuhr, daß meine Dekoration ange-

kommen sei. Ich erhielt sie auf der Parade aus den Händen meines Obersten. Dieß war die heftigste Bewegung der Freude, die ich in meinem Leben empfunden habe. Solche Gefühle kehren nicht wieder. Die Dekoration der Ehrenlegion wurde damals nur sehr sparsam verliehen und war eine ziemlich sichere Bürgschaft der Beförderung für den Empfänger, wenn er mit der Tapferkeit einige Erziehung verband. Denselben Tag wurde ich auch zum Sergenten ernannt und hatte somit die unmittelbare Übergangsstufe zum Offizier erreicht. Welche Hoffnungen erzeugte diese doppelte Gunst! Damals glaubte ich noch nicht daran, daß dieß mein Marschallsstab seyn sollte.

Trotz meines Eifers und meines Bestrebens, mich der erhaltenen Belohnung würdig zu zeigen, zwang mich ein Rückfall, ins Lazareth zurück zu kehren. Ich hatte keine Lust, hier lange zu bleiben, aber der Arzt erklärte mir, daß ich verloren sei, wenn ich nicht einige Monate lang die Luft meiner Heimath wieder einathme. Ein halbjähriger Urlaub

würde für mich verlangt und um so leichter erhalten, als der Marschall sich selbst dafür interessirte. Den 16ten Februar kehrte ich mit einem Transport Verwundeter nach Frankreich zurück und einen Monat später kam ich in Toulon an.

Neuntes Kapitel.

1811.

Geburt des Königs von Rom und Feste bei dieser Veranlassung. — Die Akademie von Toulon. — Geschichte eines Unterpräfekten. — Anekdoten.

Nach einer vierjährigen Abwesenheit sah ich endlich mein Dorf Sixfour und meine Familie wieder. Ich hatte bereits einen Theil von Europa durchzogen, war aus mehrern blutigen Schlachten und mancherlei Gefahren glücklich entkommen und hatte viel zu erzählen, selbst wenn ich mich treu an die Wahrheit hielt. Meine Familie empfing mich auf das Liebevollste und meine Freunde, wie meine Bekannten mit allen Zeichen der Theilnahme. Es war bekannt, daß mein Aufenthalt in der

Heimath nicht lange dauern würde, deßhalb zögerte man nicht, mir täglich neue Beweiſe von Theilnahme und Aufmerkſamkeit zu geben.

Oft erinnere ich mich dieſes Zeitabſchnittes meines Lebens mit Vergnügen; er war zwar kurz, aber alle Punkte desſelben erwecken in meiner Seele das Bild der Ruhe und des Glücks. Viele Soldaten werden mit mir ein gleiches Gefühl getheilt haben. Nach den Märſchen und dem Tumult eines Feldzugs und nachdem die ſtrengen und rauhen Gewohnheiten des Dienſtes gewiſſer Maßen zur andern Natur geworden ſind, hat auf uns dieſe ununterbrochene Ruhe und dieſes Entgegenkommen von allen Seiten eine Wirkung, von welcher ſich der friedliche Hüttenbewohner, dem die ſtarken Gemüthsbewegungen ganz fremd geblieben ſind, keine Vorſtellung machen kann. Ich möchte dieſe Augenblicke mit denen der Geneſung vergleichen, in welchen Alles, was man ſieht und erfährt, als neu erſcheint, und wo man in einer Welt zu erwachen meint, in welcher alle Eindrücke einen für uns ganz neuen Reiz beſitzen.

Gleich den andern Tag nach meiner An-

kunft beſuchte mich Herr Bernard, der Gemahl meiner erſten Geliebten, meiner theuern Miette. Sie begleitete ihn. Ich hatte ſie zu ſehr geliebt, um ſie ohne Herzklopfen ſehen zu können; aber eine ſolche Menge heftiger Eindrücke, ſo vieler Kummer und ſo viele Gemüthsbewegungen hatten ſeit der Zeit mein Herz getroffen, daß die Liebe daraus ganz verdrängt worden war. Der Anblick meiner Geliebten, als Weib eines Andern, ergriff mich nicht ſo ſchmerzhaft, als ich es vorher geglaubt hätte. Zwar erwachten in meinem Herzen alle die Rückerinnerungen meiner Jugend und die Träume des Glücks, welche die Conſcription vernichtet hatte. Unwillkürlich verglich ich das friedliche Leben, welches ich an ihrer Seite hätte genießen können, mit der lärmenden und gefahrvollen Laufbahn, welche mir zu Theil geworden war; aber auf einmal wurden alle dieſe Gedanken mit einer Schwermuth umhüllt, die nicht ſehr ſchmerzlich auf mich wirkte. Ich fand auch Mietten ſehr verändert: ſie hatte ein Kind gehabt und ſollte bald ein zweites bekommen. Ihr Geſicht hatte das friſche Anſehn und ihr Wuchs die Grazie verloren.

Schon seit langer Zeit hatten die Wirthschaftssorgen die Lektüre und die Ausübung der schönen Künste verdrängt. Sie war noch immer gut und gefühlvoll, aber, um von der Liebe geheilt zu werden, brauchte man sie nur zu sehen.

Herr Bernard war ein Mann von etwa 36 Jahren und beim Proviantwesen der Marine zu Toulon angestellt. Er gehörte zu denen, die mit jedermann Ähnlichkeit haben und über welche man nichts zu sagen hat, war dabei weder schön noch häßlich, sonst ein guter Teufel, der manchmal sogar geistreich seyn wollte, obgleich ein großer Rechner, was selten mit einander vereint zu seyn pflegt. Im Ganzen schien er mir für Mietten gar nicht zu passen; aber vielleicht läßt mich ein Rest von Zärtlichkeit und Vorsorge dieses Urtheil fällen.

Sie luden mich Beide für den folgenden Tag zum Mittagsessen auf ihrem Landhaus ein, wo mich Herr Rymbaud zu sprechen wünschte. Dieser brave Mann begann jetzt alt zu werden. Er war nie leichtfüßig gewesen, und gegenwärtig heftete ihn, trotz der

Sorgfalt des Herrn Leclerq, des Oberarztes der Marine, eine Paralyse an den Sorgestuhl mit Rädern, auf welchem man ihn aus dem Garten in den Saal und aus dem Saal in sein Schlafzimmer fortbewegte. Mit Thränen im Auge schloß er mich in seine Arme, und ich sprach mit ihm von dem unglücklichen Adolph, meinem Freunde, welcher bei Trafalgar auf dem Redoutable getödtet worden war. Während meines kurzen Aufenthaltes in der Heimath sah ich diese gute Familie, deren Zuneigung mir immer sehr werth geblieben ist, noch oftmals.

Ich begab mich auch häufig nach Toulon, wo ich eine Menge Freunde hatte und mehrere Tage lang sehr glänzenden Festen beiwohnte. Ganz Frankreich sah damals in der gespanntesten Erwartung einem Ereigniß entgegen, welches, nach der Versicherung der damaligen Männer am Hof, seine Zukunft sichern sollte. Marie Luise war der Entbindung nahe und, wenn man den damaligen Zeitungen Glauben beimessen darf, so verlangten die Wünsche der Armee und des Kaisers von ihr einen Sohn. Eines Morgens verkündeten

mit Tagesanbruch 101 Kanonenschüsse auf den Schiffen der Flotte, auf den Forts und den Wällen den Einwohnern von Toulon und den benachbarten Dörfern, daß Napoleon einen Erben seines Namens und seiner Macht erhalten habe. Welche Leute habe ich damals vor Freude über dieses Ereigniß sich umarmen und in ihren schönsten Uniformen auftreten sehen! Sie werden sich gewiß noch der Zeit erinnern, Herr General-Commissär N...., damals Untercommissär? Herr Schiffscapitän F...., damals jüngster Fähndrich? Herr Präfect R...., damals Commis beim Proviantwesen? Sie Alle, meine Herren, werden sich noch des Ausbruchs Ihrer Freude erinnern, welcher, wie ich damals glaubte, nichts gleich zu kommen schien. Nach der Zeit bin ich freilich auch Zeuge der Entzückungen gewesen, welche Sie vier Jahre später an den Tag legten, ferner derjenigen, von welcher Sie Sich zehn Monate später hinreißen ließen, und endlich des Taumels der Freude, von welchem Sie noch drei Monate später ergriffen wurden! Im Ganzen haben Sie sehr recht gehabt, und ich mag nichts hören von jenen

INST. OXFORD TAYLOR

mürrischen Köpfen, die sich immer bemühen, an jeder Sache die schlechte Seite aufzusuchen. Ihre Philosophie, meine Herren, ist gut; dieselbe besaß auch der Dr. Pangloß. Ihnen ist es nur besser damit geglückt, als jenem, und hätte ich mich dazu bekannt, so würde ich gegenwärtig vielleicht nicht pensionirter Sergent in meinem elenden Dorfe seyn. —

Wenig Städte besaßen damals so viele Hilfsmittel, als Toulon, um ein militärisches Fest zu feiern: sein Arsenal, die guten und zahlreichen Feuerwerker der Artillerie der Marine, eine zahlreiche Besatzung, eine mit Schiffen bedeckte Rhede, Civil- und Militärbehörden von jedem Grad und jedem Rang. — Alles vereinigte sich, um diesen Festlichkeiten einen Glanz und einen Pomp zu geben, den man in weit größern Städten vergebens suchte.

An dem für das Fest angeordneten Tage hatte sich die Bevölkerung von Toulon verdreifacht, so strömten die Fremden von allen Seiten herbei. Die Thore des Arsenals wurden ihnen geöffnet und bei einer rauschenden militärischen Musik, unter dem Donner der

Geschütze und in der Anwesenheit eines von Jugend, Tapferkeit und Hoffnung glänzenden und mit Gold und Dekorationen bedeckten Generalstabes, endlich unter dem Tosen und Jubel einer unermeßlichen Menschenmenge ließ man den Wagram, ein Schiff von 140 Kanonen, vom Stapel laufen, während der Hafen von Tausenden militärischer Fahrzeuge bedeckt war. Etwas weiter hinaus hatten sich auf der ganzen Rhede 20 Schiffe, eben so viel Fregatten, oder andere Kriegsschiffe aufgestellt und ließen die Flaggen aller Nationen wehen, die durch den heitersten Tag beleuchtet und durch einen sanften Wind in allen ihren Farben entfaltet wurden. Te Deum's, Gastmähler der verschiedenen Corps, Beschenkungen der Armeen, Fischerstechen, Spiele, Tänze, ein prachtvolles Feuerwerk und eine herrliche Illumination wurden an diesem Tage, an welchem die Freude keine Gränzen kannte, veranstaltet.

Damals gab es zu Toulon eine Akademie, die 135 Mitglieder zählte, zu denen unter andern Viennet, der bekannte Dichter, der gelehrte und bescheidene Banon, der im Jahr

1815 nach Cayenne exilirt wurde, und mehrere andere gelehrte Männer gehörten. Diese Akademie setzte damals einen Preis für das beste Gedicht auf den Sohn Napoleons. In der Provence fehlt es nun eben nicht an Dichtern; Tausende von Gedichten liefen ein, aber die Akademie krönte nur dasjenige eines gewissen Prevost jun., eines Commis der Marine, dessen Name feierlich und unter lautem Beifall im Theater ausgerufen wurde.

Die vielen benachbarten Gemeinden von Toulon suchten das gegebene Beispiel nachzuahmen und blieben, hinsichtlich der bei dieser Gelegenheit gegebenen Feste, nicht zurück. Konnten sie auch nicht den militärischen Glanz und Pomp, wie Toulon, entfalten, so hielten doch die Töne des Tambourins, die ländlichen Tänze und die Reiterzüge mehrere Tage hindurch die guten Dorfbewohner in Athem und verbreiteten jene herzliche und laute Freude, die in unsern südlichen Provinzen so leicht herbei gerufen werden kann. In der Provence möchte man kaum ein einziges Dorf finden, welches nicht seinen Troubadour, seinen Dichter hätte. Auch setzte jedes Dorf einen

Preis für ein Gedicht aus, um das Ereigniß zu feiern, welches damals alle Franzosen beschäftigte. Der Gegenstand des Preises war sich überall gleich, aber der Preis selbst war unendlich verschieden, je nach der Laune und dem Geschmack der verschiedenen Maires. Zu Soliers bestand er in einem schönen Pferd; zu Brignoles, wo Herr Raynouard geboren ist, und wo die schönsten Pflaumen wachsen, in einem Exemplar von la Gaule poétique; zu Sixfour in einer Medaille; zu Hyères in einer silbernen Schüssel; und zu Ollioules in einem großen Suppenlöffel. Hier erhielt Herr Gaveau für acht Verse den Preis, von denen wir hier die vier letztern mittheilen:

„Moi, je me borne à souhaiter
Que sur ce trône auguste auquel il doit prétendre,
Il reste long-temps de monter,
Et plus encore d'en descendre.“

Diesen Herrn Gaveau hatte ich oft zu Ollioules und zu Toulon gesehen. Er arbeitete damals an einem großen Werke über Naturgeschichte, was er endlich zu Anfang des Jahres 1814 dem Druck übergab. Er reiste

deßhalb nach Paris und widmete es in einer pomphaften Dedication Sr. Majeſtät dem Kaiſer und König, den er mit Alexander dem Großen verglich, während er, des Parallelismus halben, ſich ſelbſt dem Ariſtoteles ganz beſcheiden an die Seite ſtellte. Aber o Unglück, welches Jedermann, nachdem es ſich ereignet hat, vorher geſehen haben will, an welches aber Gaveau nicht gedacht hatte! Als das Werk eben erſcheinen ſollte, iſt Alexander zum Mann der Inſel Elba, wie ſich Gaveau damals ſelbſt ausdrückte, herabgeſunken. Doch der Schade ließ ſich wieder herſtellen; es koſtete nur ein wenig Zeit und eine neue Dedication. Die alte wurde raſch bei Seite gelegt und eine neue für Se. Majeſtät Ludwig XVIII. gemacht, in welcher man nicht vergäß, alle die Treue und den Eifer zu ſchildern, von welchem man immer beſeelt geweſen war. Da man einmal Veränderungen zu machen genöthigt war, ſo fanden ſich auch im Werke ſelbſt einige Mängel; man unterdrückt dieſe Stellen, erſetzt ſie durch neue, der Druck wird aufgehalten, zehn Monate vergehen unterdeſſen. Als das Werk eben erſcheinen ſollte,

wird der Mann der Insel Elba wieder zum Alexander, ja noch mehr, wie Gaveau versicherte, nämlich zum Einzigen, der Frankreichs Glück begründen konnte! Sogleich suchte man die vorige Dedication wieder herzustellen und das Werk in seinen ersten Zustand zu versetzen. Einige Tage noch, und es wäre der Gegenstand des Nachdenkens der Gelehrten geworden! Aber kann man in dieser wandelbaren Welt auf Etwas mit Zuversicht rechnen? Die Schlacht von Waterloo unterdrückte wieder diesen edlen Aufschwung und brachte das geniale Werk von Neuem unter die Presse. Die Dedication N. 2 wurde wieder hergestellt und für dieß Mal blieb sie. Zur Belohnung für seinen Eifer und seine Treue erhielt Herr Gaveau bald eine Unterpräfektur in einem der Departemens an den Pyranäen. Hier blieb er einige Zeit; aber da man Alles überdrüssig bekommt, besonders, wenn man so unruhig, wie Herr Gaveau ist: so wollte ihm endlich sein Posten nicht mehr behagen, und er verließ ihn eines Morgens, ohne von seinen Pflegebefohlenen, von seinen Commis, ja selbst, wie man sagt, von

seinen Gläubigern Abschied zu nehmen, und kam nach Ollioules zurück, wo ich manchmal die Ehre habe, mit ihm zusammen zu treffen. Seit der Errichtung der Unterpräfekturen ist dieser, wie ich glaube, der erste Unterpräfekt, welcher davon gelaufen ist.

Es war ungefähr ein Monat vergangen, daß ich nach Sixfour zurück gekehrt war und meine Zeit zwischen meiner Familie und meinen häufigen Besuchen zu Toulon und in der Umgegend theilte, als eines Abends, während wir über Tische saßen, eine Art von Matrosen, von der Sonne verbrannt und in Lumpen gehüllt, herein trat. Bald hatte er die Runde um den ganzen Tisch gemacht und war aus einer Umarmung in die andere übergegangen. Es war mein Onkel Eyguier, den ich bei meiner Ankunft nicht gefunden hatte, indem er, wie man mir sagte, zu derselben Zeit, wo ich auf Cabrera war, als Kriegsgefangener nach Malta gebracht worden sei. Nachdem die ersten Ergießungen des Empfanges vorüber waren, erzählte er uns, daß er auf einem sardinischen Schiffe, dessen Capitän er ehedem gekannt hätte, von Malta geflüchtet

sei und alle seine Habseligkeiten habe zurück lassen müssen. Obgleich die nähern Umstände seiner Flucht mir sehr interessant erschienen sind, so liegt es dennoch außer meinem Zweck, sie hier mitzutheilen; man wird aber vielleicht den Beweggrund zu erfahren wünschen, welcher, außer der Liebe zur Freiheit und dem Wunsch, in seinem Stande wieder thätig zu seyn, ihn vermocht hat, vielen Gefahren zu trotzen, um wieder nach Frankreich zu kommen.

Gegen vierzig Offiziere, zu denen mein Onkel gehörte, fast sämmtlich aus der Provence gebürtig und im Dienste der Marine, befanden sich zu Citta-Vecchia, einer ganz kleinen Stadt im Mittelpunkte der Insel Malta, als Kriegsgefangene. Obgleich sie jeder Art des Zeitvertreibes beraubt waren, keine Zeitungen erhielten, die Landeseinwohner nicht besuchten und in gänzlicher Unthätigkeit sich befanden, so hatten sie doch verschiedene Mittel, die Zeit zu tödten, aufgefunden. Eins der vorzüglichsten war eine Freimaurerloge, die sie, unter dem Namen der Freunde in der Gefangenschaft, errichtet hatten. Zahlreiche Aufnahmen und häufige Gastmahle hat-

ten Statt gefunden; sie waren eben im Begriff, einigen engländischen Freimaurern, deren Bekanntschaft sie zu Citta-Valetta, der Hauptstadt der Insel, gemacht hatten, ein glänzendes Fest zu geben. Seit langer Zeit schimpften die Pfaffen und Mönche, welche wenigstens den vierten Theil der Bevölkerung von Malta ausmachen, in allen ihren Predigten auf diese maureriſchen Zuſammenkünfte, denen ſie die lange Trockenheit, welche das Land ausdorrte, und eine epidemiſche Krankheit, die eben ausgebrochen war, zuſchrieben. Der Tag dieſes maureriſchen Feſtes war bezeichnet worden, um allen dieſen Leiden ein Ende zu machen, indem man beſchloſſen hatte, den Verſammlungsſaal anzuzünden, während die Maurer zu Tiſche ſäßen, und die zu erwürgen, welche ſich durch die Flucht retten wollten. Dolche und Reißbündel waren in Bereitſchaft und die Bauern der benachbarten Dörfer aufgefordert, ſich zur beſtimmten Stunde einzufinden. Die unglücklichen Franzoſen, welche mit niemand auf der Inſel zuſammen kamen, auch den Gottesdienſt nicht ſehr häufig beſuchten, ahneten nichts und lebten auf ihre Weiſe

fort. Es gibt aber überall gutherzige Leute, sagen die Bewohner der Normandie. So unterrichtete auch hier eine mitleidige Seele den engländischen Gouverneur von dem, was vorgehen sollte. Die Freimaurer erhielten augenblicklich von dem drohenden Unglück Nachricht, so wie den Befehl, ihre Zusammenkunft einzustellen, und fügten sich demselben.

Aber die Bauern wollten sich nicht umsonst bemüht haben: die Thüren der Loge wurden erbrochen, alle Zimmergeräthschaften und alle Dekorationen auf den Markt geschleppt, über einander gethürmt und mit großer Feierlichkeit verbrannt, während die Geistlichkeit einen Umzug hielt und das Haus mit Weihwasser reinigte, in welchem die Freimaurer ihre Zusammenkünfte gehalten hatten. Die Franzosen wurden von der Volksmasse mit Steinwürfen und Drohungen verfolgt, mußten sich verborgen halten und beobachteten einige Tage die Vorsicht, sich öffentlich wenig zu zeigen.

Mein Onkel Eyguier war bekannt als Meister des Stuhles und deßhalb der Wuth des Pöbels besonders, als Haupt des teuflischen Bundes, bezeichnet worden. Von die-

sem Augenblick an durfte er sich nicht mehr sehen lassen, ohne von den Bauern Beleidigungen zu erfahren und selbst in größere Gefahr zu gerathen. Nachdem er diesen Zustand lange mit Geduld ertragen hatte, beschloß er, einen Versuch der Flucht zu machen, der ihm auch gelang.

Wir konnten kaum glauben, daß so viel Rohheit und Unwissenheit bei einem Volke anzutreffen sei, welches den am meisten civilisirten Theilen der Welt so nahe wohnt. Aber mein Onkel machte uns darauf aufmerksam, daß in diesem Lande die Erziehung ausschließlich einigen unwissenden Geistlichen anvertraut sei, und so war uns das Räthsel gelöst. *)

*) Man hat über diesen anfangs unglaublichen Umstand Erkundigungen eingezogen und ihn vollkommen bestätigt gefunden. Um sich die Sache zu erklären, muß man sich erinnern, daß die Engländer damals nur eine sehr schwache Besatzung zu Citta-Valetta hatten und sich um die Polizei, wie um die übrige Verwaltung der Insel, gar nicht bekümmerten; daß auch die Bewohner von Malta, unter ihren vorigen Beherrschern zur Unwissenheit und zum Fanatismus verdammt, diesen

Wenige Tage nach seiner Ankunft war er im Stande, sich dem Präfekten der Marine vorzustellen, der ihm den Befehl über eine Kanonierschaluppe anvertraute. Ich besuchte mit ihm alle Schiffe, welche zur französischen Seemacht im mittelländischen Meere gehörten. Der Anblick derselben vermehrte meinen Nationalstolz, und ich legte jetzt auf den Namen eines Franzosen einen höhern Werth. Man kann unmöglich einen bessern Geist unter den Schiffsbesatzungen und ein so kenntnißvolles und tapferes Corps junger Offiziere antreffen, als damals auf der Flotte von Toulon. Ich betrachte es als meine Pflicht, hinzu zu setzen, daß diese schöne Organisation durch die Sorgfalt, die Thätigkeit und die großen Schifffahrtskenntnisse des Vice-Admirals Allemand her-

---

Zustand nach der Zeit nicht verlassen haben. Die englandischen Behörden hatten übrigens in dieser Sache gethan, was ihnen das Völkerrecht vorschrieb, und glaubten nicht ein Mehreres thun zu müssen, oder betrachteten eine Sache mit Gleichgiltigkeit, bei welcher ihre Regierung durch den Tod von 40 französischen Offizieren nur gewinnen konnte.

vorgerufen worden ist; man hat indessen diesem verdienstvollen Manne den Befehl wieder abgenommen.

Seinem Nachfolger war es von der Regierung förmlich verboten worden, sich mit den Engländern, die ihn beobachteten und beständig vor ihm lagen, in ein Gefecht einzulassen. Eine solche Maßregel war seinen Offizieren sehr unangenehm; aber sie kannten ihren Chef zu gut und die genaue Erfüllung seiner geringsten Pflichten, um sich schmeicheln zu dürfen, daß er je einen Befehl dieser Art übertreten werde.

Am Bord einiger Schiffe fand ich Personen, an deren Identität ich einen Augenblick zweifelte, so rasch war nämlich ihr Avancement gewesen. Der merkwürdigste Fall war indessen folgender: ein gemeiner Arbeiter ohne Talente, ohne Freunde, ohne gehörige Kenntnisse der französischen Sprache, aber im höchsten Grade mit der Kunst ausgestattet, dem Manne des Tages zu schmeicheln und sich nach den Umständen des Augenblicks zu richten, hatte auf der Flotte einen der ersten Posten erhalten. Seit der Zeit ist es ihm durch

dieſelben Mittel gelungen, bei jeder Regierungsveränderung eine neue Stufe zu erſteigen. Da dieſe Veränderungen ziemlich häufig vorgekommen ſind, ſo ſteht er natürlich jetzt auf einer ſehr hohen Stufe und wird wahrſcheinlich noch höher ſteigen. Sein Lehrer in dieſer Kunſt, der ihn aus den untern Klaſſen hervor zog und auf den Weg der Ehrenſtellen brachte, war nicht ſo glücklich oder vielleicht nicht ſo geſchickt in der genannten Kunſt. Ungeachtet ſeiner bekannten Gewandtheit und ſeines treu beobachteten Grundſatzes, daß ein Soldat Allen, die am Ruder ſtehen, gehorchen müſſe, iſt er doch bei der letzten Reſtauration geſcheitert und ſein politiſches Leben hat ſich einſtweilen geſchloſſen. Seit der Zeit hat er ſich geſchmeichelt, durch die Kammer der Deputirten zu wichtigen Dienſten zu gelangen. Nachdem er Himmel und Erde in Bewegung geſetzt hatte, um Deputirter zu werden, erhielt er in einem Wahl-Collegium zwei Stimmen und tröſtete ſich über dieſe Unannehmlichkeit dadurch, daß er ſeine Biographie in den Contemporains ſelbſt bearbeitet.

Mit vielem Vergnügen sah ich Darlier wieder, der eine Fregatte verwaltete, wenigstens diesen Posten bekleidete, denn er brachte mehr Zeit damit zu, Briefe an ein junges Mädchen zu schreiben, in welches er sterblich verliebt war, seinen Vorgesetzten allerhand Streiche zu spielen und seine ewigen Gemeinplätze, mit Vernachlässigung seines Dienstes, seiner Geliebten zuzuschicken. Aber er erwartete, wie er sagte, nur das dreißigste Jahr, um sich ganz seinen Pflichten zu widmen, und versprach sich mit allem Grund eine ehrenvolle und gute Carriere. Er hatte indessen seine Rechnung ohne das Jahr 1814 gemacht, welches ihn, gleich so vielen Andern, wieder unter die Menge zurück warf, aus welcher er sich nicht zu erheben vermochte und die nur Einige seiner Kameraden kriechend wieder verlassen haben.

Mein Vater begleitete mich manchmal nach Toulon, und es verursachte mir ein sehr angenehmes Gefühl, wenn ich sah, wie es ihn freue, daß die Schildwachen, an denen wir vorüber gingen, vor meiner Dekoration das

Gewehr anzogen. Es versteht sich von selbst, daß ich stolz darauf war. Diese Auszeichnung war damals noch selten, denn man fand in einem ganzen Regimente kaum acht oder zehn Personen, denen sie zu Theil geworden war, und ich glaube, daß in der ganzen Marine zu Toulon, außer den Stabs- und Oberoffizieren, keine drei zu finden waren. Ich war der Erste, der bis jetzt diese Dekoration nach Sirfour gebracht hatte. Nach meiner Rückkunft habe ich indessen so Viele mit dem Orden der Ehrenlegion angetroffen, daß ich auf den Schluß kommen mußte, die Zahl der Tapfern habe sich seit einigen Jahren beträchtlich vermehrt.

Die Zeit meines Urlaubs ging rasch vorüber und das Ende desselben war herbei gekommen, ehe ich noch recht daran gedacht hatte; aber ich war völlig wieder hergestellt und mein eignes Interesse, wie meine Pflicht nöthigten mich, an die Abreise zu denken. Am letzten Tage zeigte ich dem Kriegscommissär meinen Urlaub vor und forderte eine Marschroute. Mein Regiment, um welches ich

mich sechs Monate lang nicht bekümmert, hatte seine Zeit unterdessen nicht verloren. Nachdem es bei mehrern Gefechten in Catalonien gewesen, hatte es Spanien verlassen, um zur großen Armee zurück zu kehren, und befand sich gegenwärtig zu Insbruck in dem deutschen Tyrol.

Als ich mich von meiner Familie und aus meiner Heimath entfernte, verglich ich meine Gefühle mit denen, welche mich vor sechs Jahren unter denselben Umständen ergriffen hatten; meine Ansicht der Dinge hatte sich sehr verändert. Der Abschied war mir allerdings schmerzhaft, aber bei weitem nicht so, wie das erste Mal. Damals war ich in meiner tiefen Muthlosigkeit unzugänglich für jeden Trost, glaubte nur in meinem Dorf und durch ein ruhiges Leben glücklich werden zu können. Jetzt dagegen, durch einige Erfolge mit Muth beseelt, durch Patriotismus und Liebe zu meinem Regiment empor gehoben, ging ich voll Hoffnung und Eifer einer Zukunft entgegen, die mich lockte und mir zu lächeln schien.

Wie das erſte Mal, ſo begleiteten mich auch jetzt mein Bruder, mein Onkel Eyguier und zwei oder drei Freunde einige Stunden weit. Der Erſtere wäre gern weiter mit gegangen, aber die Geſchäfte meines Vaters, die er faſt gänzlich beſorgte, erlaubten ihm nicht, ſich lange Zeit zu entfernen. Ich verließ indeſſen meine Familie in einer glücklichen Lage, die es ihr möglich machte, mir die Mittel zu geben, um bequem meine Reiſe zu vollenden. Aber ich war ein vortrefflicher Fußgänger geworden und entſchloß mich, meine Reiſe zu Fuße zu machen. Ich ſollte alſo zum dritten Male Deutſchland wieder ſehen, wo die Franzoſen ſo viele Lorbern geſammelt hatten. Es war die Rede von einem neuen Kriege mit Rußland; und obgleich unſere Armee ſeit der Revolution keine Zeit der Ruhe kannte: ſo glaubte man doch ziemlich allgemein, daß der Feldzug erſt mit künftigem Frühling eröffnet werden würde, und ich hatte folglich hinlängliche Zeit, mich zu meinem Corps zu begeben. Auch beeilte ich mich nicht, hielt mich mehrere Tage in verſchiedenen Städten auf und erreichte erſt im Laufe

des Octobers mein Regiment, welches noch immer zu Insbruck ſtand. Ich trat unter die Compagnie, welche jetzt Moutet commandirte; er war mit mir zu gleicher Zeit ausgehoben worden, aber, wie man ſieht, glücklicher als ich geweſen.

Zehntes Kapitel.

1812.

Feldzug nach Rußland. — Schlacht an der Moskowa. — Guillemard wird vom Kaiser zum Offizier designirt. — Er wird gefangen genommen. — Moskow. — Wladimir. — Nig-Novogorod. — Kasan. — Ekaterinburg. — Nishnei-Taguil.

Wir brachten den Winter ziemlich ruhig in Stadt Insbruck zu und wurden häufig in den Waffen geübt, was uns einen nahen Krieg anzukündigen schien. Und wirklich verbreitete sich auch gegen Anfang des Frühlings das Gerücht, daß Rußland der Krieg erklärt werden solle. Wir machten nun lange Märsche und kurze Rasttage, so daß wir uns dem muthmaßlichen Schauplatze der Feindseligkeiten

immer mehr näherten. Im Monat Junius standen wir an der Weichsel und gehörten zum vierten Corps der großen Armee, welches der Prinz Eugène anführte.

In den ersten Tagen des Julius erfuhren wir, daß der Krieg erklärt sei, die Armee über den Niemen gehe, das Hauptquartier des Kaisers zu Wilna sich befinde, und daß wir unsern Marsch durch Polen nehmen würden, wo die Erscheinung unserer Adler Enthusiasmus erregte und der Nation die Unabhängigkeit versprach. Wir rückten nach Lithauen vor und waren wahrscheinlich die ersten Regimenter der Armee, welche auf die Barbarenhorden der Kosaken stießen, denn wir trieben das russische Corps des Generals Platow vor uns her, welches hauptsächlich aus diesen Völkerschaften zusammen gesetzt war. Als uns das erste Mal ihre Pulks mit einem Hurrah überfielen, machte uns ihr sonderbares Aussehen, ihre bizarre Kleidung, und ein gewisser Anschein von Furchtlosigkeit, der durch ihre langen Bärte noch erhöht wurde, etwas stutzig; als wir aber sahen, daß sie gleich nach den ersten Flintenschüssen uns den Rücken kehrten

und ſich in Unordnung zurück zogen, wußten wir, woran wir waren.

Sie, gleich einer Herde, beſtändig vor uns her treibend, rückten wir in Rußland ein. Hier erblickten wir endlich die erſten Linientruppen des Feindes und unſere Bewegungen kamen nun mit denen der verſchiedenen Corps der franzöſiſchen Armee in Verbindung. Da wir vom Hauptquartiere zu entfernt waren, ſo nahmen wir an den erſten Schlachten keinen Theil und hatten nur mit den Ruſſen einzelne Gefechte, ohne wichtige Reſultate, obgleich der Sieg jedes Mal mit vielem Blut erkauft werden mußte. Da dieſes aber der gewöhnliche Gang der Dinge war, ſo kümmerten wir uns wenig darum und erwarteten nur den Tag, wo wir unter den Augen des Kaiſers durch eine große Schlacht den Feldzug entſcheiden würden. In der ſichern Überzeugung, daß uns dieſes Reſultat nicht entgehen könne, und daß uns der Sieg um deſto leichter werden würde, je mehr die Ruſſen vor uns die Flucht ergriffen, drangen wir in gänzlicher Sicherheit immer tiefer in ihre Steppen ein. Da wir gewohnt waren, in den Haupt-

städten einzumarschiren, sprachen wir schon vom Einzug in Moskow als von einer Sache, die bald Statt finden würde; und bei der Nachricht von der blutigen Schlacht bei Smolensk bedauerten wir bloß, daß wir nicht Antheil hatten nehmen können. Allein die Schlacht an der Moskowa sollte nicht ohne uns geliefert werden.

Den 5ten September erreichten wir, bei der Verfolgung des Feindes, die benachbarten Höhen von Borodino. Noch an diesem Tage vernahmen wir ein lebhaftes Feuer auf unserm rechten Flügel. Das Artillerie- und Kleingewehrfeuer dauerte noch nach 10 Uhr des Abends fort. Den andern Tag, den 6ten September, erfuhren wir von einem Sergenten des 57sten Regiments, der auf Besuch zu seinem Bruder, dem Adjutanten unseres Regimentes gekommen war, daß der Kaiser der Division Compans befohlen habe, eine Redoute anzugreifen, welche der feindlichen Linie gewisser Maßen zum Vorposten diene; daß sich die Russen hier mit dem größten Muthe vertheidigt hätten und daß die Kanoniere, nachdem das 61ste Regiment endlich in die

Redoute eingedrungen sei, sich an ihren Kanonen hätten zusammen hauen lassen. Der Erfolg sei größten Theils dem Umstande zu verdanken, daß das 57ste Regiment eine Bewegung um den linken Flügel des Feindes gemacht habe. Das zweite Bataillon dieses Regimentes habe dabei sehr viel gelitten und unter vielen andern Offizieren sei auch sein würdiger Chef Laboulage, nebst mehr als der Hälfte der Unteroffiziere und Soldaten, geblieben.

Der Kaiser, fuhr dieser Sergent fort, kam heute mit Tages Anbruch in unser Bivouak und konnte sich mit eignen Augen überzeugen, indem die Umgebung der Redoute mit gefallenen Grünröcken bedeckt war, daß der Feind einen weit größeren Verlust gehabt habe.

Vergnügt, seinen Bruder umarmt zu haben, den er in sechs Jahren nicht gesehen hatte, trennte sich dieser brave Sergent endlich nach einer kleinen Erfrischung, die wir ihm in der Eile gegeben hatten, wieder von uns, um so bald wie möglich zu seinem Adler zu kommen. „Der Augenblick nahet," rief er uns noch beim Abschiede zu, „wo wir uns

bald in zahlreicherer Gesellschaft von unsern Adlern trennen müssen."

Wirklich konnten wir auch aus dem Zusammenziehen der beiden Armeen den Schluß ziehen, daß bald eine große Schlacht geliefert werden würde. Schon des Nachmittags erhielten wir Gewißheit, als der Kaiser in eigner Person alle russische Vorposten besichtigte, die sich über den kleinen Fluß Kologa zurück gezogen hatten, und als wir im feindlichen Lager einen Bischof erblickten, welcher mit seiner ganzen Geistlichkeit durch die Linien zog *).

Den 7ten September früh, noch etwas vor sechs Uhr, wurde in jeder Compagnie ein Tagesbefehl erlassen, aus welchem wir sahen, wie vollkommen unsere Ungeduld dem Kaiser bekannt sei, weil er mit den Worten begann: „Die Schlacht bricht an, welche ihr so sehr gewünscht habt!" Um 6 Uhr gab ein Kanonenschuß das Signal zum Kampfe. Die ganze Armee setzte sich in Bewegung. Die Russen

*) Siehe Anmerkung F der historischen Erläuterungen.

hatten mehrere Punkte befestigt, die erst genommen werden mußten. Fast uns gegenüber erhob sich jene berüchtigte Redoute, welche mit so viel Hartnäckigkeit vertheidigt wurde und deren Einnahme für eine der glänzendsten Waffenthaten unserer Soldaten gilt. Auch wir nahmen daran Antheil *).

Den Nachmittag nahm die französische Armee das erste Schlachtfeld ein und alle Posten, welche der Feind am Morgen vertheidigt hatte. In demselben Augenblicke, wo wir unsere Stellung einnehmen wollten, mußte

*) Der Leser hätte vielleicht hier einen ausführlichen Bericht über die Schlacht an der Moskowa gern gelesen, aber ein bloßer Unteroffizier vermöchte wohl nicht einen Überblick dieses großen Schauspiels zu geben. Um sein bescheidenes Stillschweigen zu ergänzen und dieses wichtige Ereigniß näher kennen zu lernen, welches nach der Bekanntmachung der Werke Segur's und Gourgaud's die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen hat, entnehmen wir aus den Mittheilungen eines Stabsoffiziers, welcher den Feldzug von 1812 mitgemacht hat, einige der interessantesten Stellen und theilen sie in den historischen Erläuterungen in der Anmerkung G mit.

sich das Regiment in Marsch setzen, und wir defilirten in Colonnen längs der Linie der Armee, indem wir uns von dem linken Flügel auf den rechten begaben. Wir marschirten wohl schon gegen eine Stunde, als ein Peloton Lanciers und an ihrer Spitze ein zahlreicher Generalstab im Galopp, in der Richtung des verbrannten Dorfes*), auf unsere rechte Flanke zu sprengte.

Das Regiment hielt an und stellte sich in Schlachtordnung. Der Kaiser kam herbei, unser Oberst näherte sich ihm und schien einige Befehle zu empfangen. Hierauf ritt Napoleon rasch an der Fronte des Regiments hinab, hielt aber zuweilen an, um seine Zufriedenheit über unser Benehmen bei der Redoute auszudrücken und einige Beförderungen anzuzeigen. Ich trug den Adler, den ich in dem Augenblicke auf Befehl des Obersten ergriffen hatten, als der Offizier, der ihn vorher trug, mitten unter den Russen gestürzt

*) So nannten die Soldaten Semenowskoi, und es hat selbst diesen Namen in den Bulletins der Armee, namentlich im achtzehnten behalten.

war. Ich neigte ihn vor dem Kaiser und, nachdem er ihn begrüßt und einen Blick auf mich geworfen hatte, hielt er sein Pferd an und sagte zu mir: „Ich habe Dich schon gesehen, Sergent?“ — Ja, Sir, nach dem Tode des Admirals Villeneuve. — „Ich erinnere mich; wo hast Du die Dekoration erhalten?“ — Zu Tortosa, nachdem ich drei feindliche Offiziere gefangen genommen hatte. — „Er ist Unterlieutenant,“ sagte er zum Obersten, der ihm folgte, und ritt weiter. Das Regiment setzte sich augenblicklich wieder in Marsch. Die Offiziere der nächsten Pelotons kamen, um mich als Kameraden zu begrüßen, und als der Oberst vorbei ritt, sagte er mir: „Unterlieutenant, Sie sollen diesen Abend anerkannt werden.“ So hatte ich denn die Laufbahn des Unteroffiziers vollendet, um eine neue zu beginnen.

Wir richteten uns nach der Gegend, von wo her man noch immer die Kanonade hörte. Die Schlacht war entschieden, aber die Russen machten, um ihren Rückzug zu verstecken, auf ihrer ganzen Linie noch eine letzte Anstrengung. Vielleicht hatten sie auch die Absicht

dabei, ſich auf einigen Höhen zu behaupten und die Heerſtraße nach Moskow zu decken. Der Oberſt erfüllte ohne Zweifel die erhaltenen Befehle, als er uns über ein Terrain im Dupplirſchritte marſchiren ließ, welches um ſo ſchwieriger war, als es ſo eben Tauſende von Kämpfern zerſtampft hatten. Da dieſes Hinderniß der ganzen Linie entlang fortdauerte, ſo hatte der Oberſt es für zweckmäßig gehalten, ſich noch weiter auf unſern linken Flügel zu werfen, um durch einen Umweg ſpäter die Richtung zu gewinnen, die ihm angewieſen worden war. Als wir eben dieſe letzte Bewegung ausführten, ſtand uns ein ruſſiſches Corps gegenüber, welches bis jetzt Stand gehalten hatte, aber endlich durch die Diviſionen des linken Flügels geworfen worden war. Die Ruſſen glaubten, daß wir ihnen den Rückzug abſchneiden wollten, und wir waren anfangs ſelbſt der Meinung, daß dieß die Abſicht unſers Oberſten ſei; aber das Mißverhältniß unſerer Kräfte ließ uns nicht lange im Irrthume. Wir dachten ſogleich darauf, uns einen Weg durch dieſes Corps zu bahnen, während die Ruſſen nur durch unſere Reihen ih-

ren Rückzug fortsetzen konnten. Der Angriff begann auf beiden Seiten zugleich mit einem Bataillonsfeuer. Eine Menge von uns, und selbst der Oberst, fielen. Der Bataillonschef, welcher das Commando übernahm, ließ uns mit gefälltem Bajonett auf die Russen Sturm laufen. In dem Handgemenge fielen Mehrere neben mir, bis ich endlich, von zwei Bajonettstichen getroffen, ebenfalls niedersank. Mit der letzten Kraftanstrengung warf ich den Adler, damit er nicht dem Feinde in die Hände falle, über die doppelte Reihe desselben einem Haufen der Unsrigen zu, welche schon durchgebrochen waren. Mehr vermochte ich nicht zu thun. Unter den Füßen der Russen, übermannt von ihrer Menge, konnte ich weder meinen Säbel gebrauchen, noch mich losreißen. Ich wurde bei ihrem Rückzuge mit fort geschleppt, während die Überbleibsel unseres Regiments sich hinter ihnen wieder sammelten. Die Hitze des Gefechts hatte mich ganz hingerissen und ich hatte Anfangs keinen andern Gedanken, als meine Pflicht zu thun. Erst als ich mich dem russischen Bivouak näherte, überblickte ich mit einem Male mein

ganzes Unglück; in der Stunde, wo ich eben zum Offizier ernannt worden war, und noch ehe ich von diesem Grade Besitz genommen hatte, nach einem großen errungenen Siege waren alle die Früchte verloren gegangen, welche mir ein entscheidender Feldzug versprach! und erdrückt von der Masse, so daß ich fast keine Bewegung hatte, war es mir nicht vergönnt gewesen, als tapferer Soldat zu sterben; ja ich hatte nur unbedeutende Wunden erhalten! Diese Gedanken quälten mich die ganze Nacht.

Mit Tagesanbruch stießen die Russen zum Corps des General Kutusow und übergaben ihre Gefangenen den Kosacken, die uns unbarmherzig ausplünderten. Wir wurden in den Rücken der Armee geführt und kamen drei Tage später, fast gänzlich entblößt, nach Moskow. Der Guvernör der Stadt ließ uns den unentbehrlichsten Theil unserer Kleidungsstücke wiedergeben, uns vor der Volksmenge durch einen seiner Offiziere, welcher französisch sprach, die heftigsten Vorwürfe machen, daß wir unser Land ohne allen Grund verlassen

hätten, um das seinige zu verwüsten, alsdann uns in eine Caserne führen, die uns zum Gefängnisse diente. So viel ich beurtheilen konnte, als ich diese Stadt, welche seit dieser Zeit die Augen der ganzen Welt auf sich gezogen hat, mit der Gleichgiltigkeit eines Soldaten durchzog, ist Moskow weit größer als Lyon und mehrere Straßen derselben bestanden zu beiden Seiten ganz aus Palästen, auch war sie mit einer Menge von Kirchen und Denkmälern geziert. Die Annäherung der französischen Armee mußte alle waffenfähige Männer ins russische Lager gezogen und den größten Theil der andern zur Flucht gezwungen haben, denn in der Stadt herrschte eine tiefe Stille, und nur eine dünne und elende Bevölkerung bewegte sich noch in einigen Quartieren derselben. Sehr traurig nahmen wir von der uns angewiesenen Caserne Besitz, als man uns nach etwa 24 Stunden versammelte und den Kosacken übergab, welche uns zur Stadt hinaus auf der Straße nach Wladimir vor sich her trieben. Ihre Eile schien uns eine gute Vorbedeutung zu seyn, sie schien, unserer Meinung nach, auf die An-

kunft der Franzoſen zu deuten und gab uns die Hoffnung einer baldigen Befreiung.

Wir ſetzten indeſſen unſern Weg fort, und als wir tiefer ins Land hinein gekommen waren, hörten wir von den Siegen der franzöſiſchen Armee gar nicht mehr ſprechen. Der Marſch der Ruſſen hatte etwas Sonderbares. Alle Corps, die wir während zwei oder drei Tagen antrafen, waren in einer deutlichen rückgängigen Bewegung, die immer mehr abnahm, je weiter wir uns von Moskow entfernten. Nach einem dreitägigen Marſche kamen uns bloß noch Corps entgegen, die ſich nach der Stadt hin bewegten. Daraus ſchloſſen wir, daß dort eine große Macht ſich zuſammen ziehe, und daß eine entſcheidende Schlacht geliefert werden würde. Ungeachtet wir gefangen waren, entwarfen wir dennoch den Plan, dem Hauptquartiere des Kaiſers einige nützliche Nachrichten über den Stand des Feindes zukommen zu laſſen. Wir berathſchlagten die Sache unterwegs und wurden darüber einig, daß zwanzig von uns durchs Loos Beſtimmte noch dieſen Abend einen Verſuch zu entfliehen machen ſollten. Sie benutz-

ten den Augenblick, wo unſere Wächter damit beſchäftigt waren, uns, mittels einer Barke, beim Dorfe Bunkovaia über den Fluß Kliasma zu ſetzen. Auf ein verabredetes Zeichen liefen ſie, ſo ſchnell ſie nur konnten, in die Felder. Sie wurden von einigen Koſacken verfolgt, und während dieſe die Langſamſten einholten und mit ihren Lanzen durchbohrten, erreichten die Andern ein nahes Holz, wo ihnen die Koſacken nicht folgen konnten. Ich habe niemals erfahren, ob einer dieſer Tapfern das vorgeſteckte Ziel erreicht habe. Dieſe Handlung der Ergebenheit wurde von den Ruſſen als eine Revolte betrachtet, und ſie behandelten uns nun auf dem Wege nach Wladimir weit ſtrenger.

Ich geſtehe, daß mich die Lage der Armee und die Hoffnung einer baldigen Befreiung ſo ſehr beſchäftigte, daß ich während der erſten Monate kaum daran dachte, Bemerkungen über das Land zu machen, durch welches wir kamen. Es bot auch übrigens wenig Verſchiedenheit von den Strecken dar, welche wir in den letzten Monaten kennen gelernt hatten. Dicke Wälder in der Entfernung; am Rande

der Straßen sandige Haiden; überall ungleiche und ermüdende Ebenen, von tiefen Schluchten durchschnitten. So war das Land, welches wir damals durchzogen, nämlich wie in Lithauen, in Polen und in dem größten Theile von Oberdeutschland. Es war ein elendes Land, wo noch Alles gethan werden mußte, um eine Kultur herbei zu führen, die dann noch immer der des ärmsten Departements von Frankreich nachstehen würde. Aber meine Gleichgiltigkeit hatte ihre Gränze, als ich nach einem fünftägigen Marsche und nach einer zurück gelegten Entfernung von 40 Stunden gewahr wurde, daß wir wahrscheinlich in langer Zeit die Freiheit nicht wieder erhalten und in einige entfernte Provinzen deportirt würden. Ich hatte mit den andern Gefangenen den Glauben verloren, daß der Friede nahe sei, und bemühte mich sehr vorsichtig, wiewohl vergebens, zu erfahren, wohin man uns bringe. Endlich am sechsten Tage, seitdem wir Moskow verlassen hatten, kamen wir nach Wladimir. Fast die ganze Bevölkerung kam uns entgegen und empfing uns mit Freudengeschrei, was, wie man sich denken kann, für Gefan-

gene keine gute Vorbedeutung war. Keiner von uns wurde indessen das Opfer dieses Jubels, wie es in Spanien so oft geschah.

Wladimir gewährt einen sehr merkwürdigen Anblick: die Stadt liegt auf mehreren kleinen Hügeln und die Kirchen auf den Gipfeln derselben. Eine Menge Gärten verschönern die Stadt auf eine höchst malerische Weise, und in der ganzen Umgebung der jetzigen Stadt erheben sich in einer unermeßlichen Ebene gegen Abend hin, in einer Ausdehnung von 3 Stunden, die Ruinen der alten Stadt. Unter diesen Ruinen lagerten sich unsere Führer mit uns zwei Nächte lang, deren Kühlung uns äußerst empfindlich war. Aber als den zweiten Tag die Sonne an einem wolkenlosen Himmel empor stieg, so erwärmte sie uns bald wieder mit ihren Strahlen und gab uns die Kraft, unsere Reise fortzusetzen.

Wir verließen jetzt das Ufer des Kliasma und schlugen einen verwünschten Weg ein, der uns nach Kasimof an dem Okafluſſe brachte. Wenn ich sage, ein verwünschter Weg, so macht man sich von dem, was ich damit be-

zeichnen will, in Frankreich noch keine Vorstellung. Die Wege Rußlands sind, je weiter man ins Land hinein kommt, nicht mehr von der Beschaffenheit, wie im übrigen Europa, d. h. betreten und fest, bald gepflastert, bald nach Art der Kunststraßen unterhalten. Man hat hier — in einem Lande, das fast gänzlich unter Wasser steht — weder die Zeit, noch die Mittel, noch auch die nöthigen Materialien zu solchen Bauten. Man hat deßhalb die Tannenwälder an den Straßen benutzt. Durch dergleichen Wälder sind die meisten Straßen mit Hilfe des Feuers gebrochen worden.

Zu beiden Seiten ist in ziemlich gleichen Abständen eine Art von Rost gestoßen. Auf demselben und auf der Oberfläche des Bodens liegen, in der Längenrichtung der Straße, Balken, auf welchen wieder eine Art von Fußboden, aus Baumstämmen zusammen gesetzt, zu liegen pflegt, die der Quere nach an einander gefügt und noch mit ihrer Schale versehen sind.

Auf diesen unebenen Wegen geht der Wanderer zu Grunde, und wer es sich einfallen

läßt, im Wagen zu reiſen, wird ſo geſtoßen, daß er Blutſpeien bekommt. Außerdem ſind dieſe Art von Straßen ſo ſchlecht unterhalten, daß man oft der Gefahr ausgeſetzt iſt, an ſolchen Stellen, wo der Roſt mit der Zeit verfault und durch das Fuhrwerk ruinirt worden iſt, auf einem ſumpfigen Terrain ganze Tage ſtill halten zu müſſen.

Die Gegend zwiſchen Wladimir und Kaſimof iſt ſandig und uneben. Man bemerkt nichts, was der Anführung werth wäre, als das Dorf Conſtantinova, welches bloß von Töpfern bewohnt iſt. Von hier bis Kaſimof iſt die Gegend von unfruchtbaren Hügeln durchſchnitten. Wir machten keine regelmäßigen Tagemärſche, und fanden auch nicht jeden Abend ein Dorf zu unſerm Nachtquartier. Die Koſacken, welche uns führten, wußten von der Lage der Orte nichts, folgten bloß der Heerſtraße und kehrten in den Dörfern ein, welche an derſelben lagen. Sie wußten niemals den Namen dieſer Dörfer, und ich glaube, daß deßhalb viele der Unſrigen bei ihrer Rückkehr behauptet haben, daß die meiſten ruſſiſchen Dörfer keinen Namen hätten.

Wie dem auch sei, wir hatten uns dergestalt daran gehalten, daß wir den Weg von Wladimir bis Kasimof in 5 Tagen zurück legten. Auch hier waren wir der Gegenstand der öffentlichen Neugierde, nur nicht in so hohem Grade, wie bisher. Die Bevölkerung von Kasimof treibt größten Theils Handel. Die Stadt hieß sonst Gorodizets und zählt gegenwärtig über 3000 Kaufleute. Ihre Lage am Okaflusse ist merkwürdig. Man findet hier noch Ruinen von Moscheen aus sehr großen Backsteinen erbaut, von welchen die Einwohner tausend abergläubische Mährchen erzählen. Ich könnte mich über diese fast tatarische Stadt sehr ausführlich verbreiten, wenn ich nicht fürchtete, dadurch meinen Lesern beschwerlich zu fallen.

Wir blieben drei Tage zu Kasimof. Am Abende des dritten Tages trennte man uns in zwei Abtheilungen. Die eine, gegen tausend Mann stark, nahm ihren Weg gegen Süden. Sie ging am Flusse Sna hinauf bis nach den Ebenen, wo derselbe nur noch einige Stunden vom Choper fließt, welcher sich in den Don ergießt. Diese Abtheilung sollte als

kriegsgefangen in der ausgebreiteten Landschaft der Kosacken bleiben. Die andere, gegen 900 Mann stark, ging den Okafluß hinab, bis nach Nig=Novogorod, und sollte von hier aus den Wolgastrom hinab, bis nach Kasan gehen. Ich gehörte zur letzteren Abtheilung und war nicht ohne Sorgen über den Ort unserer endlichen Bestimmung. Bevor man uns von unsern Kameraden trennte, bei welchen die ganze Kosackenbedeckung blieb, die uns bis Kassimof gebracht hatte, versuchte ich von ihnen einige Erklärungen zu erhalten. Sie zeigten gegen Norden und sprachen das Wort „Sibir“ aus, was ich kaum verstand, aber auf wiederholtes Bitten drückten sie sich endlich deutlicher aus und wiederholten den Ausdruck „Sibiry.“ Nun sah ich ein, daß wir zu den Zwangsarbeiten des Landes, auf die russischen Galeeren, mit Einem Worte, nach Sibirien bestimmt seien. Als meine Kameraden diese Neuigkeit erfuhren und die am meisten Unterrichteten den Andern erklärt hatten, was die Kriegsgefangenschaft der Russen sei, wurden sie Alle muthlos. Beständig sprach man mit Niedergeschlagenheit von dem Bergbau und den Lei-

derer, die hierzu verdammt seien; denn man sah kein anderes Loos vor Augen. Ich erinnerte mich der merkwürdigsten Stellen verschiedener Reisebeschreibungen von Rußland und theilte sie meinen Kameraden mit, in der gutherzigen Meinung, über welche ich nach der Zeit oft habe lachen müssen, daß wir alle die beschriebenen Dinge auf einem einzigen Punkte vereinigt antreffen würden.

Allein nach dem ersten Eindrucke des Schmerzes, den wir bei der Nachricht empfunden hatten, daß wir nach Sibirien bestimmt seien, stellte sich bald Sorglosigkeit und selbst Frohsinn, der treue Gefährte der Franzosen, wieder ein. Wir verfolgten unsern Weg mit um so weniger Kummer, als unsere Art zu reisen sehr bequem wurde. Man schiffte uns nämlich auf einer Art von Flossen unter der Aufsicht einiger Russen ein, die sehr gute Leute sind, und wir wurden rasch von dem Oka, einem Flusse wie die Rhone, fort getragen. Er fließt zwischen hohen Ufern von Kalksteinfelsen, die mit Fichten- und Birkenwäldern bedeckt waren. Wir zündeten auf unsern Flossen Feuer an. Lebensmittel gab es in Menge,

und wir spürten kaum die Kälte, die seit kurzer Zeit zunahm. Den sechsten oder siebenten Tag nach unserm Abmarsche aus Kasimof langten wir in Nig-Novogorod an. Wir hatten also einen großen Umweg nach Süden gemacht, um die damals ungangbaren Knittelwege von Wladimir nach Novogorod zu vermeiden, um es ferner der Bedeckung, die man uns bestimmt hatte, bequem zu machen und den Kosacken die Rückkehr in ihr Land zu erleichtern.

Alle Gefangenen von der Schlacht an der Moskowa, aus etwa 2000 nicht verwundeten Soldaten bestehend, waren nach Kasimof gebracht worden. Unter denselben befanden sich viele Offiziere verschiedener Corps, die wegen ihrer Epaulets und ihrer Dekorationen vorzugsweise von den Kosacken geplündert worden waren. Man hatte sie nicht als Offiziere anerkannt, und nur später geschah es von ihren Mitgefangenen. Die Russen hatten keine Zeit gehabt, sich um sie zu bekümmern, und sie wären uns gleich gestellt geblieben, wenn wir nicht zur disciplinirtesten Armee der Welt gehört hätten. Sie wurden nach ihrem Grade

anerkannt und behielten alle Auctorität, auf die sie noch im Zustande der Gefangenschaft Anspruch machen konnten. Und unter diesen Männern, die in der Abwesenheit jedes competenten Richters ihre Auctorität und ihren höhern Stand hätten mißbrauchen können, fand sich nur ein Einziger, welcher das Zutrauen seiner Kameraden täuschen wollte. Er hieß Aillaud und war Gemeiner unter einem Regiment berittener Chasseurs, er benutzte das Übergewicht, welches ihm seine Erziehung gab, und die gezwungene Verkleidung, zu welcher uns die Raubgier der Kosacken, wie auch das Geschenk Rostopchin's genöthigt hatte, um sich für einen Capitän auszugeben; aber nach Verlauf von acht Tagen wurde er, während unsers Aufenthaltes zu Wladimir, von einem seiner alten Kameraden unter den Gefangenen erkannt und dermaßen ausgehunzt, daß ich von dem Tage an keinen fügsamern und gefälligern Soldaten gesehen habe. Ich meines Theils erzählte, wie mich der Kaiser zum Unterlieutenant gemacht habe, und Niemand zweifelte an der Wahrheit meiner Aussage. Die Achtung, welche mir die

Soldaten während meiner Gefangenschaft erwiesen haben, ist die einzige Frucht meines Grades gewesen.

Während der ersten Tage des Marsches, wo man Bekannte zu finden und neue Bekanntschaften unter Soldaten dieser verschiedenen Corps zu finden suchte, war ich lange Zeit einem jungen Manne zur Seite gegangen, den ich bald für einen Oberoffizier erkannt hatte. Es war der Oberst Laplane, welcher mit den Küraſſieren des General Montbrun einer der ersten in der Redoute*) gewesen war und unglücklicher Weise von den Russen im Gedränge mit fortgerissen und gefangen genommen wurde, als sich diese nach dem Corps des General Kutusow zurück zogen. Er wurde den Augenblick vor den feindlichen General geführt und sehr roh von ihm empfangen. Hierauf behandelten ihn die Kosacken auf ähnliche Weise, als ihm jener den Rücken gekehrt hatte. Der Oberst Laplane war die

*) Der General Caulaincourt übernahm das Commando der Küraſſiere Montbrun's im Augenblick, als dieser General getödtet wurde.

Veranlassung jenes Versuchs gewesen, den Kaiser von der Zusammenziehung der russischen Armee bei Moskow zu benachrichtigen. Kaum war er seinem Grade nach anerkannt worden, als er auf die Gefangenen einen heilsamen Einfluß ausübte, der sich unmerklich sogar bis auf die Bedeckung derselben erstreckte. Da ich einer der ersten gewesen war, der seine Unterhaltung gesucht und zu seiner Anerkennung beigetragen hatte, so bezeigte er gegen mich eine große Anhänglichkeit, die von beiden Seiten bald in genaue Freundschaft überging. Wir befürchteten indessen immer, getrennt zu werden, indem wir glaubten, daß die Gefangenen, je tiefer wir ins Land hinein kämen, in immer kleinere Banden zertheilt werden würden. Der Oberst verstand diese Gefahr recht geschickt abzuwenden; und ich, meiner Seits, gab mir alle Mühe, in demselben Peloton mit ihm zu bleiben.

Nicht ohne Schwierigkeit gelang es uns zu Nig-Novogorod, wo die ganze Menge in 8 Rotten zu 300 Mann getheilt und nach verschiedenen Punkten abgeführt wurde, bei

derjenigen zusammen zu bleiben, die ihre Bestimmung nach Kasan erhielt. Die beiden andern Banden mußten sich nach Süden wenden und sogleich aufbrechen, obschon die Jahreszeit sehr vorgerückt war und ein durchdringender Nordwind anhaltend wehte. Wir dagegen wurden für Gefangene ziemlich gut casernirt und blieben 1½ Monat in dieser Stadt, wo wir unsere Umgebungen stets mit Fragen belästigten, um Etwas von der französischen Armee zu erfahren; aber wir erfuhren Nichts. Während unsers Aufenthalts war der Winter ausgebrochen. Bis zum 10ten October hatten wir immer einen heitern Himmel, aber jetzt wurde er düster und trübe; es war ein starker Schnee gefallen und einige heftige Fröste hatten in wenig Tagen das Wasser der Bäche und Flüsse in Eis verwandelt.

Nach zwanzig Tagen wurde die Witterung wieder heiter; die Kälte war zwar noch immer empfindlich, jedoch nicht mehr so stechend, und man sagte uns, daß der Winter vollendet sei. Wir erfuhren auch jetzt, daß wir, sobald die Schlittenbahn im Gange sei, unter der Bedeckung eines kleinen Truppencorps,

welches aus den kaiserlichen Schmelzhütten Eisen nach Novogorod zu Wasser gebracht hätte und den ersten günstigen Augenblick benutzen würde, nach Kasan abgehen sollten. Die vielen Pferde, welche dazu gedient hatten, den Eisentransport der Wolga hinauf zu schaffen, wurden jetzt scharf beschlagen und waren ausreichend, um die Gefangenen und ihre Bedeckung und eine große Menge Waaren auf Schlitten fortzuschaffen.

Wir verließen Nig-Novogorod den 25sten November.*) Keiner von uns hatte noch je ein solches Schauspiel gesehen. Wir vergaßen alle, daß wir Gefangene waren, und kamen uns vor wie Reisende zu Schlitten. Dieß war keine solche Schlittenpartie, wie ich deren zu Wischendorf an der Küste des baltischen Meeres gemacht hatte, sondern eine unermeßliche Karawane in den Schneewüsten.

---

*) Die Schlittenfahrt ist gewöhnlich Michaelis überall im Gange. Nach dem russischen Kalender fällt Michaelis bekanntlich den 8ten Oktober. Im Jahr 1812 trat die Kälte in ganz Rußland später ein.

Ich will nicht dabei verweilen, diese Art des Reisens zu beschreiben, die eben so angenehm ist, als jene auf den Knittelwegen unangenehm gewesen war. Wir befanden uns bunt durch einander auf einer Art von Fuhrwerk mit Schlittenkufen, welches die Russen Kibik nennen, und folgten der Bahn, welche bald an den Ufern der Wolga und bald mitten auf dem gefrornen Strom sich fortsetzte. Allein erst in den letzten Tagen unserer Reise fuhren wir auf der Wolga, indem erst jetzt ihre Eis- und Schneedecke die gehörige Festigkeit erreicht hatte.

Des Nachts gingen wir in die Dörfer und nahmen unsere Nachtquartiere in den großen Karawanenherbergen. *) Im Ganzen waren wir eben nicht sehr unglücklich und befanden uns nur darüber in Unruhe, daß wir nicht

*) Dieß sind eine Art öffentlicher Casernen, die bald im Feld allein, bald mitten in den Dörfern stehen. Alle Reisende werden darin unentgeldlich aufgenommen und ein von der Regierung ernannter Vogt oder Aufseher derselben liefert ihnen das Wasser und die zum Leben unentbehrlichen Dinge.

wußten, wo dieſe merkwürdige Fahrt ihr Ende erreichen würde.

Endlich erreichten wir am 5ten December, nachdem wir durch eine ſehr ebene Gegend gekommen waren, die mir indeſſen angenehm vorkam, weil ſie mit Baumgruppen hie und da beſetzt war, die Stadt Kaſan, die uns einen ganz neuen Anblick darbot. Als ich ſie gewahr wurde, erinnerte ich mich, daß ſie ehedem über der Gränze, welche Europa von Aſien trennt, gelegen habe. Sie hat ein echt morgenländiſches Anſehen behalten. Ihre Bevölkerung beſteht zum Theil aus Armeniern, Muſelmännern und Tataren.

Wir blieben nur wenig Tage in Kaſan, worauf unſere Rotte aufs Neue zertheilt wurde. Ungefähr 150 Mann wurden nach Orenburg und Oſa gegen Mittag hin und der Reſt nach Perm und Ekaterinburg gegen Nordoſten beſtimmt. Bei Letzterm war auch ich. Der Oberſt Laplane war ebenfalls dieſer Abtheilung zugefallen. Wir ſetzten unſere Reiſe auf Schlitten fort. Zu Perm wurden wir abermals getheilt, ſo daß unſerer 70 den Weg nach Ekaterinburg einſchlugen.

Perm ist die letzte europäische Stadt in dieser Richtung. Sie liegt in einer bergigen Gegend, welche schon zur Kette des Uralgebirges gehört, welches berühmter geworden ist, als man bei seiner geringen Höhe hätte glauben sollen, und bekanntlich die natürliche Gränze zwischen Asien und Europa bildet. Nachdem man 12 Tage lang die nicht sehr steilen Berge oder Anhöhen bestiegen hat, mit welchen das Land bedeckt ist, steigt man nach Ekaterinburg hinab. Dieß ist eine sehr schöne Stadt, deren Häuser mit Eisenblech bedeckt sind. Man findet hier eine Münze und die Generaldirektion der Bergwerke von Perm, von Kasan, von Orenburg und von Sibirien.

Hier wurden wir, in Folge eines zwischen den Agenten der Krone und demjenigen des Herrn Demidof, eines der reichsten Privatleute in Rußland, abgeschlossenen Vertrags, zum letzten Mal von einander getrennt und in kleinen Abtheilungen zu ungefähr 10 Mann nach den verschiedenen Hüttenwerken und Gruben dieses reichen Bergwerksbesitzers gesendet. Der Oberst Laplane war unser gemeinschaft-

licher Chef geworden und seine Auctorität hatten selbst die Russen anerkannt, so daß sie ihm endlich einen Theil der Rücksichten bezeigten, auf welche er, vermöge seines Grades, Anspruch machen konnte. Er erfuhr zu Ekaterinburg, daß das Eisenwerk zu Nishnei-Taguil, ungefähr 10 Stunden weiter nach Norden, unter der Leitung eines Franzosen stehe. Deßhalb verlangte er mit 9 Mann, unter denen auch ich war, dorthin geschickt zu werden, was man ihm leicht zugestand.

Wir reisten nach Nishnei-Taguil ab und langten den 31sten December daselbst an. Dieß war das Ziel unserer Reise, die also von der Moskowa an, ohne den Aufenthalt zu Nig-Novogorod, fast 2½ Monat gedauert hatte; während dieser Zeit hatten wir ungefähr 500 Stunden zurück gelegt. Von der Moskowa an bis nach Frankreich, Paris und Sirfour hatte man ebenfalls 600 Stunden. Welcher ungeheure Raum trennte uns demnach von der Heimath. Wenn konnten wir hoffen von hier aus den Rückweg anzutreten? Wer in der Welt mochte sich um uns bekümmern und

uns in solcher Entfernung aufsuchen? Sollten wir hier vergessen werden, wie die nach Kamtschatka oder in die Tatarei Verbannten, die meisten Theils während der ganzen Dauer ihres Exils nur einen einzigen Befehl von der russischen Regierung erhielten, nämlich denjenigen, der sie auf 1000 Stunden Entfernung vom Hof verbannte? hätten wir nur wenigstens zum Trost für die mühsamen Arbeiten, zu welchen wir, ohne Zweifel, verdammt waren, die Gewißheit des Sieges der französischen Armee gehabt! Aber zu Kasan hatte man uns gesagt, daß die Franzosen bei Moskow völlig geschlagen worden seien; sie hätten die Stadt durch einen Überfall genommen und auf der Flucht dieselbe in Brand gesteckt. Zu Ekaterinburg dachte niemand mehr an den Krieg, den man bereits seit langer Zeit für beendigt hielt. Die zu Kasan erhaltenen Nachrichten hatten uns zwar beunruhigt, aber der Kaiser und die große Armee konnten, unserer Meinung nach, nicht geschlagen werden, wenn sich zumal die Hauptstadt Rußlands in ihrer Gewalt befand. Deßhalb schenkten wir diesen Gerüchten weiter keinen Glauben. Wir er-

trugen die Gleichgiltigkeit der Bewohner von Ekaterinburg noch mit größerer Ungeduld, als die falschen Nachrichten der Einwohner von Kasan. Ach leider sollten wir lange Zeit weder von unsern Geschäften, noch von Frankreich etwas vernehmen!

Elftes Kapitel.

1813.

Schilderungen von Nishnei-Taguil. — Die Hüttenwerke des Uralgebirges. — Russische Sitten.

Bei unserer Ankunft zu Nishnei-Taguil nahm uns ein Unteraufseher des Hüttenwerkes in Empfang und wies uns eine Wohnung an, wo wir die Befehle seiner Vorgesetzten erwarten sollten.

Den folgenden Tag wurden wir sehr angenehm bei unserm Erwachen durch Herrn Mazin, einen Franzosen und zweiten Direktor des Hüttenwerkes, überrascht, der die Nacht von einer Reise in die Umgegend zurück gekommen war und auf die Nachricht,

daß 10 Franzoſen angekommen ſeien, welche unter ſeiner Aufſicht arbeiten ſollten, keine Ruhe mehr gehabt hatte. Er empfing uns alle auf das Wohlwollendſte und ſprach mit Jedem von uns Einiges über ſeinen Canton oder ſeine Stadt. Er war lange Zeit in der Heimath des Oberſten Laplane geweſen, kannte mehrere Glieder der Familie desſelben ſehr gut und hatte ſelbſt von ihnen einige Dienſtleiſtungen erhalten. Es iſt begreiflich, daß er in ſolcher Entfernung von Frankreich gern dieſe Gelegenheit ergriff, um ſich dankbar zu beweiſen. Er ſtellte den Oberſten und mich dem Chef des ganzen Hüttenwerks vor und erhielt für uns gänzliche Freiheit nebſt allen Bequemlichkeiten, die hier zu haben waren, wo übrigens an Nichts ein Mangel Statt fand. Ein ruſſiſcher Domeſtik wurde zu unſerer Verfügung geſtellt und Herr Mazin hatte uns eine ſehr ſchöne, gut geheizte kleine Wohnung in der Nähe der Kirche beſorgt. Unſere acht Kameraden waren ſämmtlich in ſolche Werkſtätten des Hüttenwerks gekommen, wo die Arbeit am wenigſten angreifend war, mit dem Befehl, ſo viel als möglich alle billige Rück-

ſicht auf ſie zu nehmen. Ihre Lage war auch ſo glücklich, als ſie nur immer in Sibirien ſeyn kann, und bald ſtanden ſie ſogar verſchiedenen Theilen der Werkſtätten vor. Sie waren gemeine Soldaten und dachten nicht daran, es übel zu nehmen, daß der Oberſt und ich mit Arbeit verſchont blieben; ſie würden ſogar darin eine Demüthigung gefunden haben, wenn man uns in dieſem Punkt ihnen gleich geſtellt hätte. Alles befand ſich alſo im beſten Zuſtande.

Niſhnei-Taguil heißt ſo viel als Nieder-Taguil, indem es noch ein Werknei-Taguil oder Ober-Taguil gibt. Erſteres iſt ein Eiſenwerk am Fluſſe Taguil gelegen, der ſich, nachdem er mehrmals die Namen geändert hat, in den großen Ob-Fluß ergießt. *). Dieſes Eiſenwerk gehört nebſt 8 oder 9 andern oder Hochöfen, die mehr oder weniger entfernt liegen und in welchen die Erze des Urals verarbeitet werden, dem Herrn Demidof,

*) Der Taguil ergießt ſich in den Tura; dieſer in den Tobol; dieſer wiederum in den Irtiſh; und letzterer in den Ob.

Nishnei-Taguil ist der Mittelpunkt und das Comptoir derselben, zugleich auch das am besten betriebene und ergiebigste Hüttenwerk unter allen denen im Uralgebirge, welche Privatpersonen gehören. Hier befindet sich die Direktion der Hammerwerke von Saldinskoi, von Vuiskoi, von Nishnei- und von Werknei-Laiskoi, von Tehornaia u. s. w.

Ein zwischen zwei Höhen aufgeworfener Damm bewirkt, daß sich hier der Taguil in ein unermeßliches Thal ergießt und einen See bildet zum Betrieb der verschiedenen Maschinen der Gewerke, in welchen man Glocken gießt und Geräthschaften aller Art, z. B. Kochtöpfe aus geschlagenem Eisen, aus Kupfer u. s. w. verfertigt. Das Wasser ergießt sich von der Höhe des Dammes und setzt eine Menge Hämmer und Räder in Bewegung, die an zwei langen Reihen schöner, einander gegenüber stehender Häuser angebracht sind, in welchen sich die verschiedenen Werkstätten befinden.

Zu beiden Seiten dieses Hüttenwerkes erheben sich auf einem bergigen Terrain die Häuser, welche, um die Sprache des Landes zu reden, die Zavode ausmachen; denn die

Wohnungen um die Hüttenwerke herum führen in dieſem Lande nicht den Namen der Stadt. (Gorod), ſondern den des Hammerwerks (Zavode). Dieſer Ort zählt an 9000 Einwohner, welche ſämmtlich mittelbar oder unmittelbar zu den Arbeiten des Hammerwerkes beitragen. Ein ſchönes Haus, an einem freien Platz gelegen, wird von Herrn Demidof bewohnt, wenn er die Fabrik beſucht. Die Kirche nimmt im ganzen Ort den höchſten Punkt ein, iſt, wie alle ruſſiſche Kirchen, in zwei Theile, einen für den Sommer und den andern für den Winter, getheilt und mit Blech bedeckt. Eine Menge kleiner Gärten liegen zwiſchen den Häuſern, und obgleich ſie ſchlecht gehalten werden, ſo verleihen ſie doch dem Orte, beſonders am Ende des Winters, wenn die Traubenkirſchbäume (cérisiers à grappes), mit denen ſie bepflanzt ſind, voller Früchte hangen, ein angenehmes Ausſehen. Im untern Theile des Orts iſt der Bazar, eine Art morgenländiſcher Markt, wo man alle Kaufläden des Ortes um einen einzigen Platz herum vereinigt findet.

Dieſe Bevölkerung von Eiſenarbeitern ge-

währt einen eigenthümlichen Anblick, von welchem nur diejenigen eine Vorstellung haben können, welche unser Saint-Etienne-en-Forez gesehen haben. Besonders des Abends hat man ein merkwürdiges Schauspiel, wenn in den beiden langen Reihen von Schmieden und Gewerken alle Feuer in Brand, alle Hämmer in Gang, alle Räder in Bewegung sind und Tausende von kohlschwarzen Männern sich vor diesen Hochöfen herum bewegen, welche jeden Tag mehrere tausend Puds Gußeisen liefern. Die unermeßlichen Produkte dieser Gewerke werden auf Schlitten zum Fluß Tschussovaia geschafft, erreichen von hier aus den Wolgastrom und werden auf demselben stromaufwärts bis in den hohen Norden geschafft, um sich über das ganze europäische Rußland und bis nach England zu verbreiten.

Herr Mazin besaß in dieser großen Anstalt einiges Ansehen. Er war seit kurzer Zeit an der Direktion des Betriebes dieser Anstalt angestellt worden. Seinen Posten hatten vorher ein unwissender Russe und vor diesem ein anderer Franzose Namens F... eingenommen, dessen Verdienst und Tugenden zu Nishnei

noch in gutem Andenken waren. Herr Mazin hatte viele Mühe, die Anstalt wieder zu der Höhe zu bringen, auf welcher sie früher gestanden hatte. Die letzten Kriegsereignisse waren zu rasch erfolgt und Sibirien zu entfernt, als daß sich die Sicherheitsmaßregeln, welche gegen alle Franzosen, die sich in Rußland aufhielten, ergriffen wurden, bis auf ihn hätten erstrecken sollen. Er war geachtet und geliebt, und vermöge seines Einflusses genossen wir auf unser Ehrenwort alle Freiheit. Wir hätten gern von ihm Etwas über die Kriegsereignisse erfahren, aber er wußte selbst wenig. Wir waren also genöthigt, bestimmte Nachrichten zu erwarten, da wir den, unserer Meinung nach, lächerlichen Gerüchten von der gänzlichen Vernichtung der französischen Armee in Rußland, die auch hier bald in Umlauf kamen, keinen Glauben beimessen wollten.

Wir brachten den ganzen Winter in Nishnei-Taguil zu, und erst gegen Ende desselben wurden die Nachrichten von der Niederlage des Kaisers Napoleon bestätigt. Wir waren nun gezwungen, daran zu glauben, als wir auch erfuhren, daß in den meisten

Eisenwerken Siberiens man eine gewisse Anzahl Gefangener untergebracht habe.

Wir wußten noch nicht, wie lange unser Exil dauern solle. Der Oberst und ich hatten bereits die Winterkarawanen, die sich hinab nach Europa begaben, benutzt, um unsern Familien Nachricht von uns zu geben. Wir hatten unsere Briefe dem Zufall anvertraut. Unsere Freundschaft wurde mit jedem Tage herzlicher, und der Oberst theilte großmüthig mit mir alle Bequemlichkeiten, alle Erholungen und alle Vergnügungen, welche Mazin ihm verschaffte. Wir wohnten mehrmals zusammen den Winterschlittenfahrten, für welche alle Russen leidenschaftlich eingenommen sind, und der Fischerei bei, welche in dortiger Gegend in den Teichen vorgenommen wird, wenn das Eis am dicksten ist und der Fisch sich in einer Art völliger Erstarrung befindet. Diese Fischerei, welche manchmal einige hundert Zentner Fische liefert, ist immer ein Fest, dem eine große Menge Volks, welche in Schlitten herbei kommt, beizuwohnen pflegt. Sie fahren in allen Richtungen über das Eis, während ein wenig tiefer und unter den Füßen

der Pferde das Netz, welches man unter das Eis gebracht hat, langsam über die ganze Oberfläche des Sees fortrückt.*)

*) Diese Fischerei wird jedes Jahr auf folgende Weise betrieben: man öffnet das Eis am Rande des Teiches, so daß man ein Netz ins Wasser bringen kann, welches manchmal 2000 bis 3000 Fuß lang ist und grose Ähnlichkeit mit den, in der Provence zur Thunfischerei gebräuchlichen, Netzen hat. Dieses Netz wird im Wasser mittels sehr dünner Stäbe ausgespannt, welche man, durch kleine Löcher im Eis von ½ Fuß Öffnung und in gleicher Linie fortlaufend, unter die Eisrinde bringt und mit ihnen sehr geschickt das Netz bis zur nächsten Öffnung fort schiebt. Leute, welche neben diesen Eislöchern stehen, nehmen den Stab, wenn er bis zu ihrem Loche vorgeschoben ist, und schieben ihn unter dem Eise gegen das zweite Loch fort, endlich gegen das dritte und so weiter, bis ans Ende des Teiches. Ein Strick, welcher vom Netz ausläuft, ist am Ende des Stabes oder der Stange befestigt. Wenn sie das Ufer des Teiches erreicht hat, zieht man sie heraus und entfaltet das Netz; auf dieselbe Weise läßt man es dann über die ganze Oberfläche des Teiches wandern, so daß es die Fische vor sich her treibt. Alsdann zieht man es zu und auf das Eis des Ufers. Es enthält manchmal mehrere hundert Zentner Fi-

Obgleich der Winter die gute Jahreszeit in Sibirien iſt, ſo ſieht man doch dem Frühling hier mit demſelben Vergnügen, wie an-

---

ſche, die Anfangs im Waſſer ganz unbeweglich ſind, aber an der Luft wieder Leben bekommen und ſich heftig bewegen. Man ſortirt ſie und läßt ſie an der Luft liegen, bis ſie den folgenden Tag ganz erſtarrt ſind, worauf man ſie bedeckt. Lachſe, Hechte, Schleien werden in dieſem Zuſtande bis ins mittlere Aſien, nach Europa, nach Tobolsk, nach Petersburg geſendet. Nachdem ſie drei bis vier Monate gefroren waren, bringt man ſie in eine ſchickliche Temperatur, ſo daß ſie faſt in denſelben Zuſtand zurück kehren, in welchem ſie ſich eine Stunde vor der Fiſcherei befanden.

Ein Fiſch von ungeheurer Größe wurde auf dieſe Weiſe an den Mündungen des Ob gefangen. Man hielt ihn für einen Stör und ſendete ihn gefroren nach Tobolsk. Hier fand man aber, daß er zu einer weit köſtlichern Art der Sterlets gehöre, und ſendete ihn augenblicklich nach Petersburg, wo er, nach einer Reiſe von 1500 Stunden, auf der Tafel des Kaiſers erſchien. Die Thierkörper ſcheinen keiner Zerſetzung unterworfen zu ſeyn, ſo lange ſie ſich im gefrornen Zuſtande befinden. Hat man doch auch an den Mündungen des Ob in einem gefrornen Thonlager den Körper eines vollkommen erhaltenen Rhinoceros

derwärts, entgegen und wahrscheinlich wegen einer Volkslustbarkeit, welche in der Osterwoche Statt findet und keinen andern Zweck zu haben scheint, als das Ende des Winters zu feiern.

Zu dieser Zeit errichtet man in allen Theilen Rußlands Schaukeln in den Häusern, in den Gärten und auf den öffentlichen Plätzen, und die ganze Nation überläßt sich oft, acht Tage lang, dem Vergnügen, geschaukelt zu werden.

Diese Belustigung ist zu der Zeit eine wahre Wuth. Man sieht Leute von reifem Alter, die kaum so lange die Schaukel verlassen, als sie ihre Mahlzeit einnehmen; die jungen Leute bleiben nicht hinter ihnen zurück. Nach diesen Tagen des Festes verschiebt man

---

gefunden, welches vielleicht durch die Gewässer der Sündfluth aus dem mittlern Asien in das Bette des Ob gekommen ist, der nach Norden fließt. Der russische Naturforscher Pallas, welcher sich im Augenblick der Entdeckung an Ort und Stelle befand, hat das Thier zergliedert und bestimmt. Gegenwärtig befindet es sich im naturhistorischen Kabinet zu St. Petersburg.

dieſe ſonderbare Art der Beluſtigung, deren Urſprung und Zweck mir unbekannt ſind, bis aufs nächſte Jahr.

Der Frühling rückt in Sibirien nicht ſtufenweiſe, wie bei uns, vor; er tritt plötzlich ein, wie auch der Winter. Den einen Tag lebt man noch in der kalten Zone und den andern athmet man die Luft des Frühlings. Der Schnee ſchmilzt auf einmal und die Erde iſt, wie durch einen Zauber, mit Blumen bedeckt, die ſich unter dem Schnee geöffnet zu haben ſcheinen. Dieſes unerwartete Schauſpiel hat uns außerordentlich ergötzt.

Als die ſchönen Tage auf einmal gekommen waren, ſagte uns Herr Mazin, daß die Sorgfalt, welche er uns bezeigt habe, anfange, übel ausgelegt zu werden, weßhalb er wünſche, daß wir einige Zeit lang auf einer andern Zavode zubrächten, die eben ſo gut als Niſhnei unter ihm ſtände und nur drei Stunden weit entfernt ſei. Er hatte Alles, was wir bedurften, für uns zurecht machen laſſen, und wir waren dort ganz wie auf dem Lande. Wir nahmen deßhalb mit Freuden einen Antrag an, der uns Gelegenheit ver-

schaffte, die Gegend zu besuchen und uns von den 9000 Eisenarbeitern in Nishnei-Taguil zu entfernen.

Zwei Tage darauf reisten wir ab nach Tchornaia-Zavode, unserm neuen Wohnorte. Dieses Eisenwerk liegt am Ufer des Sees Tchornaia, welcher seinen Namen von Tchornaia-Reka (dem schwarzen Fluß) erhalten hat, dessen Gewässer erst durch eine moorige Gegend fließen, dann den See bilden und sich endlich in den Taguil ergießen. Der Weg, der dahin führt, ist Anfangs ziemlich einförmig, aber wenn man erst an den ziemlich starken Ausfluß des Sees kommt, ein tiefes Thal passirt hat und an den kahlen Bergwänden des Urals und des Lipovaia-Gora oder Lindenbergs hinauf gestiegen ist, dessen Bäume damals in der Blühte standen: so athmet man eine angenehmere Luft und hat eine abwechselndere Aussicht. Vor sich hat man den See, welcher sich nach Südwest ausbreitet, an der Stelle, wo die Bergkette des Urals sich in zwei Äste theilt. Der See enthält eine Menge reizender Inseln. Gegen Norden und weiter hinab gegen Westen erheben sich zwei sehr

steile Berge. Auf dem Gipfel des einen sammeln sich die Wolken in der Regenzeit.

Wir wurden auf der Insel, welche dem Damm des Sees am nächsten liegt, in ein hölzernes Haus, Isbas genannt, einlogirt. Sobald wir davon Besitz genommen hatten, bekümmerten wir uns kaum um die Arbeiten der Eisenarbeiter der Zavode von Tchornaia. Unsere Zeit war getheilt zwischen den Vergnügungen der Jagd, des Fischfanges und der Wanderungen in die umliegende Gegend, in welcher eine dünne Bevölkerung sich einzig und allein mit den Arbeiten des Berghaues und des Hüttenwesens beschäftigt.

Die lange Gebirgskette des Urals, an deren östlichem Fuße wir uns befanden, ist im Durchschnitt von geringer Höhe und die Landschaften derselben sind einförmig. Ganze Massen grünlicher Felsen zeigen sich längs den Bergschlnchten, und Wälder von weißen Cedern, von Birken und Fichten bedecken einen fruchtbaren, noch nicht in Kultur genommenen und oft sumpfigen Boden. Von Zeit zu Zeit findet man große Heiden, auf welchen ein dichtes, mit Esparsette und Klee vermischtes

Gras wächst und einen sehr schönen Rasen bildet. Im Innern dieser Wälder trifft man keinen andern Menschen, als die Köhler der Hüttenwerke und Bergleute an. Da die Bodenkultur nur als Nebensache betrieben wird: so bekümmert man sich um so weniger darum, als die colonisirten Arbeiter kein Grundeigenthum besitzen, und auf den Befehl ihres Herrn und, je nach den Bedürfnissen der Hüttenwerke, von einem Dorfe zum andern versetzt werden und ihre Heimath wie ihr Klima, ohne Hoffnung der Rückkehr und ohne Möglichkeit, die erbauten Erzeugnisse verkaufen zu können, verändern müssen. Alexander der Erste hat den Versuch gemacht, diese Gewalt der Grundeigenthümer über ihre Leibeigenen dadurch zu mildern, daß er in Lehnssachen Richter nieder gesetzt hat, welche unmittelbar unter ihm selbst standen. Aber dieser erste Versuch das Feudalwesen in Rechtsgränzen einzuschließen, bleibt ohne Wirkung in den entfernten Provinzen, wo der Herr gegen Leibeigne immer Recht behält, und wo der Richter lieber der Freund des Herrn ist, welcher die Gerechtigkeit erkauft, als seines Sklaven,

welcher nichts zu geben hat. Obgleich die Arbeit hart ist, so mag doch übrigens die Existenz dieser Arbeiter nicht sehr unangenehm seyn. Jeder Bauer lebt auf dem Hüttenwerke im Schoße seiner Familie. Er besitzt gewöhnlich eine Kuh, ein Pferd, Schafe und ein Stück Land, auf welchem er Kohl und etwas Körner baut. Da er auch für die Hüttenarbeit einige Bezahlung erhält; so bemüht sich jeder, sein kleines Vermögen zu vermehren, mit welchem er sich eines Tages los zu kaufen hofft. Obgleich Leibeigner, kennt doch der Sibirier sehr gut den Vortheil, welchen ihm seine kleinen Ersparnisse von seinem Lohn gewähren, um es sich gefallen zu lassen, ganz ohne Lohn zu arbeiten. Er rührt keine Hand, wenn man ihn nicht richtig bezahlt. Im Jahr 1809 entstand unter den Hüttenarbeitern des Herrn Demidof eine Art von Aufstand, weil es an Geld gefehlt hatte, sie zu bezahlen. Dieser Vorfall hätte ernsthafte Folgen haben können, wenn die Arbeiter eine Organisation und Männer von Kopf an ihrer Spitze gehabt hätten. Einigen erging es dabei sehr übel, und man bestrafte sie sehr streng. Seit der

Zeit hat man auf einigen Hüttenwerken die Soldatenwirthe noch weit mehr entfernt, obgleich sie sich nur in einer gewissen Entfernung niederlassen und ihre Schenken nur des Sonntags öffnen durften.

Die natürliche Obrigkeit dieser Leute sind ihre Herren und die Agenten derselben auf den Hüttenwerken. Aber die Arbeiter gehorchen auch noch einer andern Obrigkeit aus ihrer Mitte, die ihre Auctorität dem Einfluß verdankt, den das Alter und die Überlieferung ihr geben. Dieß ist nämlich der Staroſt oder Alte. Er ist gewöhnlich aus einer wohlhabenden Familie; und auf den sibirischen Hüttenwerken gibt es einige sehr reiche. Ihren Wohlstand kann man an Sonn- und Festtagen am Putze der Frauen leicht gewahr werden. Ihre Tracht ist dem Luxus sehr günstig, und das wissen sie sehr gut. Über ein Kleid von Taffet oder Mouselin von heller Farbe und mit weiten Ärmeln ziehen sie ein anderes aus einer dunklern Seide, welches den Busen bedeckt und bloß mit zwei Bändern über die Schultern sich fortsetzt, die bis zur Mitte des Rükkens nach dem Gürtel hinab laufen, welcher

alle Falten der Taille umfaßt. Das Kleid, durch welches sich alle Formen schön zeichnen, ist mit einer langen Reihe von Metallknöpfen vorn geschlossen. Der Gürtel, aus köstlichem Stoff, bildet an der linken Seite eine Schleife, deren Enden oft mit sehr reichen Eicheln geziert sind und bis zur Erde herab fallen. Ein Diadem macht den Kopfputz der Mädchen; die Frauen tragen über einer andern Art von Diadem noch eine Art von Heiligenschein aus Metall oder Pappe und überzogen mit einem reich gestickten Taffet. Eine große Bandschleife zieht ihn nach hinterwärts und ein langer Schleier fällt den Rücken hinab.

Die Männer verwenden auf ihren Anzug weniger Sorgfalt: sie tragen einen weiten Kaftan oder einen Rock, welcher durch einen gewebten Gürtel zusammen gehalten wird; im Winter eine Pelzmütze und im Sommer einen Hut mit breiten Krempen, niemals ein Halstuch und fast immer Stiefeln, ich sage „fast immer," weil die Bauern sich die Beine mit Streifen eines wollenen Stoffes umwickeln und auf einer Art von Sandalen gehen, die sie aus dem Splinte der Fichtenrinde zur Zeit,

wo der Saft empor zu ſteigen anfängt, verfertigen. Die Adligen und die Reichen ſcheren ſich den Bart auf europäiſche Weiſe, aber die freien Kaufleute und die Bauern laſſen ihn wachſen. Es findet noch ein anderer Unterſchied zwiſchen den Adligen und Leibeignen Statt, nämlich daß Letztere jedermann mit Du anreden, Erſtere dagegen die ruſſiſche Sprache entſtellen und niemand von ihres Gleichen mit Du anreden. Hier, wie überall, eilt der Adel der Civiliſation der andern Klaſſen voraus, wird aber eines Tages alle Kraft aufbieten, um die andern Klaſſen wieder zum Rückſchritt zu bringen.

Wenn man ſich von den Hüttenwerken entfernt und weiter ins Land eindringt, welches ſich gegen den Taguil hin erhebt: ſo trifft man mahomedaniſche Dörfer, Kirgiſen-Colonien, welche den Sommer über mit ihren Herden in die Steppen oder Heiden der Ebene ziehen und in Hütten, aus Baumrinde verfertigt, kampiren. Je weiter man vorſchreitet, deſto mehr verändert ſich das Ausſehen des Volkes; man bemerkt, daß Europa mit Aſien und der Norden mit dem Süden im

Strekke liegt. Von hier entspringen die Flüsse, welche sich ins Eismeer, ins kaspische Meer ergießen, Asien und das europäische Rußland durchströmen, so daß man mit geringer Mühe eine Communikation herstellen könnte, welche jetzt nur durch die Schlitten Statt findet. Wie viele Hilfsquellen würden sich nicht durch dergleichen Wasserstraßen dem Gewerbfleiß und dem Handel in diesem Lande eröffnen, wenn zumal diese Völker erst Freiheit und Eigenthum erhalten! Jetzt tröstet man sich damit, daß die Entfernungen jeden Winter abgekürzt werden und man mit den entferntesten Gegenden leicht Verbindung hat. Wir z. B. befanden uns an der Straße von Kamtschatka so wohl, als an derjenigen nach Europa über Kasan, und in der Nachbarschaft von Tobolsk, welches nur noch 100 Stunden entfernt lag.

In diesem sonderbaren Lande findet man keine andern Spuren des Alterthums, als sehr dauerhaft gebaute Erdschanzen und Gruben an den Seiten der Berge. Da sie ganz verschieden sind von denen, welche die Kirgisen und Tataren in beider Hinsicht zu machen

pflegen: so schreibt man sie den Tschuden, einem erloschenen Volke zu, von welchem bloß der Name auf uns gekommen ist. Diese Überbleibsel bewiesen wenigstens, daß die Bergwerke des Urals schon in alten Zeiten von den Völkern einer vorgeschrittenen Civilisation benutzt worden sind und daß feindliche und kriegerische Nationen dieses Land, welches von Indien durch die Bergkette des Altai, einen Gürtel von Wüsten und eine zweite Gebirgskette, die des Taurus, zertrennt wird, in allen Richtungen durchzogen haben.

Zwölftes Kapitel.

1813 — 1814.

Wassili und Daria, eine sibirische Anekdote. — Russische Art, zu rekrutiren.

Ich habe schon gesagt, daß wir eine kleine Insel in der Nähe des Damines von Tchornaia-Zavode bewohnten. Des Morgens gingen wir gewöhnlich mit einander aus und machten, nachdem wir über den Teich gefahren waren, eine Wanderung in die Wälder am Fuße des Beloi-Kamen (des weißen Felsens), welcher gegen Mittag liegt, oder wir begaben uns auch nach den Bergwerken. Des Mittags kehrten wir nach Hause zurück. Nach dem Mittagsessen lasen wir entweder einige Bücher, welche uns Herr Mazin geliehen

hatte, oder wir arbeiteten in unſerm kleinen Garten; aber mich plagte die Langeweile und, um mir Zerſtreuung zu machen, kehrte ich ans Ufer des Sees zurück, und vertiefte mich von Neuem in die Wälder, aus welchen ich des Abends noch trauriger zurück kehrte.

Eines Tages, als ich in der Nähe des Dammes landete, war ich nicht wenig erſtaunt, unter einem dichten Buſche ein junges ruſſiſches Mädchen in Thränen zu erblicken. Sie ſchien mir hübſch zu ſeyn und ich näherte mich derſelben. Sie ſah mich nicht und vergoß fortwährend Thränen. Ich blieb vor ihr ſtehen, um ſie zu betrachten. Ihre ſchwarzen Haare, nach Landesſitte geflochten, fielen unter ihrem Diadem herab, welches die ſibiriſchen Mädchen zu tragen pflegen, und unterbrachen mit ihrer Rabenſchwärze die weiße Farbe ihrer Haut. Während ich ſie betrachtete, drehte ſie mir den Kopf zu, und als ſie mich erblickt hatte, erhob ſie ſich raſch, trocknete ihre Thränen und ſprach: „Verzeih', Vater *),

*) Es gilt für eine Höflichkeit, die Leute mit „Vater“ anzureden. Leute von höherem Stande antworten darauf mit „Bruder.“

aber ich bin unglücklich!" — Ich wünschte, entgegnete ich ihr, Dich trösten zu können. — „Ich erwarte keinen Trost," sagte sie; „denn es steht nicht in Deiner Macht, mit Trost zu geben." — Aber warum weinest Du?

Sie schwieg, und ihr Schluchzen verrieth mir hinlänglich, daß sie sehr betrübt sei.

Könntest Du, sagte ich zu ihr, irgend einen Fehler begangen haben, welcher Dir den Zorn Deines Vaters zugezogen hätte? — „Seinen Zorn? ja, den habe ich mit zugezogen; aber ist es meine Schuld, wenn ich seinen Aphanassi nicht lieben kann?"

Die Sache begann jetzt interessant zu werden, weil dieser Geschichte Liebe und Thränen zum Grunde lagen. Ich selbst fühlte mich ganz gerührt.

Ich fragte das junge Mädchen, wer dieser Aphanassi sei, den sie nicht lieben könne. Sie erholte sich ein wenig und sagte mir alsdann mit einer bezaubernden Grazie und einer fast französischen Geläufigkeit der Zunge, daß im vorigen Sommer eine Baschkirenfamilie weiter nach Norden vorgedrungen sei, als diese Völker gewöhnlich zu thun pflegen; sie sei mit

ihren Herden bis in die Nähe von Tchornaia-Zavode und von Zeit zu Zeit ſogar in den Ort ſelbſt gekommen, um Lebensmittel zu holen, und daſelbſt von jenen Röcken zu verkaufen, welche Dubas genannt werden und welche die Weiber der Baſchkiren mit Birkenrinde gelb zu färben verſtehen. Nun ſei ihr Vater, der alte Michael, ein Kaufmann und durch die wiederholten Beſuche ſei bald zwiſchen ſeiner und der Baſchkirenfamilie eine Bekanntſchaft entſtanden, die immer inniger geworden ſei, als man entdeckt habe, daß beide Familien zu jener Secte gehören, welche behauptet, ihre Religion rein und ohne allen Zuſatz bewahrt zu haben, und deren Glieder mit dem Spottnamen Raskolniks belegt werden, ſich ſelbſt aber Stareobratzi nennen. Bald ſei das Haupt der Baſchkirenfamilie, Namens Aphanaſſi, in ſie, Namens Daria, verliebt geworden und habe ſie von ihrem Vater zur Frau verlangt. Obgleich Aphanaſſi reich war, ſo beſaß er doch eine unangenehme und rohe Geſichtsbildung, und Daria konnte ihn nicht leiden, weßhalb ſie nicht ſeine Frau werden mochte. Ihr Vater

liebte sie und hatte nicht auf seinem Willen bestanden, wiewohl er diese für seinen Handel sehr vortheilhafte Verbindung gern gesehen hätte. Der Baschkir war im Monat August in seine Heimath zurück gekehrt, um seinen Hanf und seinen Roggen einzuernten. Aber nachdem der Winter vorüber war und der warme Junius kaum wieder begonnen hatte, war Aphánassi zurück gekehrt mit vielen Ballen schöner Dubas, chinesischer Güttel und Kaftans, nebst einer Herde von mehr als 500 Pferden. Er erschien, mit Einem Wort, in seinem ganzen Glanze und erneuerte seine Anerbietungen und seine Anträge. Der alte Michael war von solchem Reichthume ganz bezaubert, und Daria weinte, denn sie befürchtete, aufgeopfert zu werden, und verwünschte jetzt den Aphanassi noch weit mehr, als früher.

Während dieser Erzählung hatte ich Daria aufmerksam betrachtet, und sie erschien mir sanft und schwermüthig. Sie hatte jene weiße seidene Haut, welche den Reiz der kaukasischen Racen ausmacht, und alle ihre Bewegungen hatten den Ausdruck der Weichheit.

Ich hörte ihr mit inniger Theilnahme zu und ſuchte ihren Schmerz zu mildern, welcher mir ihr Vertrauen verſchafft hatte. Auch gelang es mir in ſo weit, daß ſie endlich weniger traurig von mir ſchied. Am folgenden Tage kehrte ich an den Ort zurück, wo ich ſie gefunden hatte, und traf ſie von Neuem. Sie empfing mich mit einem reizenden Lächeln. Aphanaſſi war dieſen Morgen ausgeblieben, und in der Hoffnung, mich vielleicht wieder zu ſprechen, war Daria gekommen, um mich zu fragen, was ſie ihm und ihrem Vater antworten ſolle? Ich gab ihr, von einem lebendigen Gefühl der Theilnahme ergriffen, einige Rathſchläge; und, da ich glaubte, daß mir mein Mitleiden jetzt den Weg zu ihrem Herzen eröffnet habe: ſo ſuchte ich die Bekanntſchaft ihrer Familie zu machen. Noch denſelben Abend kaufte ich Mancherlei beim alten Michael und, indem ich die Weisheit ſeines Geſprächs lobte, verſchaffte ich mir Eintritt bei ihm.

Mehrere Tage nach einander beſuchte ich immer den beſagten Buſch und faſt immer fand ich Daria, als ob wir uns verabredet

hätten. Ihre Traurigkeit nahm zu. Jedes Mal bat sie mich um meinen Rath, und obgleich sie mir nur Vertrauen bezeugte, so hatte doch die Gewohnheit, sie zu sehen, ihren Kummer zu theilen und mich in der Nähe eines jungen und schönen Mädchens zu befinden, nachdem so lange Zeit nur die Stimme meiner Vorgesetzten, der Soldaten und der Eisenarbeiter in mein Ohr gedrungen war, mein Herz ergriffen und mich mit einer nicht gewohnten Unruhe erfüllt. Der Anblick Daria's rief meine erste Liebe ins Gedächtniß zurück und diese Rückerinnerungen verliehen wiederum dem holden Mädchen neue Reize.

Eines Tages sprach sie zu mir: „Du hast diesen Morgen Aphanassi bei meinem Vater gesehen; findest Du ihn nicht roh und häßlich?" — Ja, erwiederte ich. — „Nun sollst Du auch den kennen lernen, welchem ich vor ihm den Vorzug gebe." Bei diesen Worten lächelte sie und ich erwartete in der größten Bewegung die Worte: „Du bist es!" Sie warf jetzt den leichten Schleier zurück, der ihr schönes Haar bedeckte, und, wie auf ein gegebenes Zeichen, sprang hinter uns aus

dem Busche ein junger Mann mit den Worten hervor: „Habe Dank, Franzose, für Deine guten Rathschläge! Ich bin Wassili, der Freund Daria's.“ Diese Erscheinung versetzte mich in die größte Bestürzung. So nahe der Liebe, war ich auf ein Mal zum bloßen Vertrauten herab gesunken! Ich erröthete vor Scham. Aber Daria wußte bald die Bewegung in meinem Innern zu beschwichtigen. Sie sprach: „Wassili, von dem ich Dir noch nichts gesagt habe, ist mein Freund; ich habe Dich mit ihm bekannt machen wollen, aber er war eifersüchtig darüber, daß Du mich tröstetest und ich wünschte, daß er einmal verborgen uns zuhören könne, um ihm von Deinem Gespräch und der Reinheit Deiner Gesinnungen zu überzeugen. Wassili wird Dich und mich lieben; Fremdling, unterstütze uns noch ferner mit Deinem Rathe.“

Diese Worte Daria's hatten mich wieder beruhigt, und ich fühlte mich, tausend Stunden von meiner Heimath entfernt, im Schoße eines feindlichen Landes wieder glücklich, daß ich nicht durch ein zu festes Band an den

fremdem Boden gekettet sei und der Tröster zweier Unglücklichen seyn könne.

Wassili war liebenswürdig und schön, er war selbst reich, aber Aphanassi war noch weit reicher, und der alte Michael, welcher sonst die Bewerbung Wassili's gern gesehen hätte, wies sie jetzt mit Härte zurück. Wir verabredeten einen Angriffsplan auf den Baschkiren. Ich that mehrere Schritte beim Vater des Mädchens; ich wurde der Unterhändler, aber Alles war vergebens.

Unterdessen rückte das Fest des heiligen Johannes, des Schutzpatrons von Tchornaia, heran, an welchem hier alle Bewohner der benachbarten Hüttenwerke zusammen zu kommen pflegen. Mit Anbruch des Tages besteigt die ganze Volksmasse in ihren schönsten Kleidern eine unermeßliche Menge kleiner enger Kähne, welche, wie bei den Wilden der Südsee, aus einem einzigen Baumstamme gemacht sind. Ein Mann sitzt mit einem einzigen Ruder in der Mitte des Kahnes und schlägt abwechselnd zu beiden Seiten der Barke die Wellen, so daß er mit außerordentlicher Schnelligkeit das Fahrzeug fort treibt. Diese ge-

brechlichen Nachen rudern in einer Linie, verfolgen sich gegenseitig, geben Fischerstechen und durchkreuzen den See nach allen Richtungen. Die Frauenzimmer sitzen im Vorder- und Hintertheile des Nachens und singen gemeinschaftliche Gesänge, während am Ufer die Männer eine Menge Leibesübungen vornehmen. Eine große Barke mit den Aufsehern der Zavode und den Vornehmsten des Ortes enthält zugleich ein Musikchor, dessen Harmonien sich mit den Gesängen mischen, welche von den andern Kähnen erschallen. Die schönste Witterung begünstigt gewöhnlich dieses Fest, welches sich mit Tänzen und Gastmahlen unter freiem Himmel endigt. Der See von Tchornaia, welcher von Natur einen traurigen Anblick gewährt, ist bei diesem Feste mit einem Male belebt und gewährt einen bezaubernden Anblick.

Wassili hatte mehrere Kähne zurecht machen lassen, die er mit Musikanten besetzte, welche die Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zogen und bald alle Schiffchen in ihrem Gefolge hatten, etwa so, wie in den Lagunen von Venedig die Gondeln den Virtuosen fol-

gen, welche des Nachts ihre Stimme ertönen laſſen. Waſſili wußte, daß es auf den alten Michael einen vortheilhaften Eindruck machen würde, wenn man ihm erzählte, welchen Beifall er ſich erworben habe. Aber auch Aphanaſſi war zum Feſte herbei gekommen und, ſobald er ſah, daß die Muſikanten Waſſili's von der ganzen Menge verfolgt würden und der Name ſeines Nebenbuhlers in Aller Munde ſei, ließ er zwanzig ſeiner ſchönſten Pferde herbei holen und ſie mit den reichſten Decken belegen. Als nun die Vergnügungen der Waſſerfahrt ihr Ende erreicht hatten, eröffnete er, beim Schall einer tatariſchen Muſik, am Ufer ein Pferderennen, und dieſes im Sommer ganz neue Schauſpiel fand allgemeinen Beifall.

Der Sieg Aphanaſſi's war entſchieden; und da man zu Tchornaia mehrere Tage lang nur von dem Pferderennen am See ſprach: ſo ſtieg der Baſchkir beim alten Michael bedeutend in der Achtung.

Die Betrübniß Daria's brachte ihren Vater auf den Gedanken, daß ſie heimliche Zuſammenkünfte mit Waſſili habe, weßhalb

er ihr Hausarrest gab. Jetzt sah ich nur den jungen Menschen noch, dessen vertrauliche Mittheilungen für mich lange nicht den Reiz hatten, als diejenigen der Daria. Gegen das Ende des Julius sagte er mir, daß Aphanassi einen letzten Versuch gemacht habe, um Daria von ihrem Vater zum Weibe zu bekommen, daß aber Letzterer, durch die Verzweiflung seiner Tochter überwunden, die Verbindung bis auf den nächsten Sommer, unter dem Vorwande verschoben habe, die kleine Ausstattung der Daria zurechte zu machen; im Grunde wollte er aber seiner Tochter zu dem Entschlusse, dem Baschkiren zu folgen, nur Zeit geben.

Letzterer reiste hierauf ab, und um diese Zeit wurde auch Wassili von dem Agenten Demidofs an der Spitze einer Menge Arbeiter, weit nach Norden ins Uralgebirge geschickt, um Holz zu fällen und Kohlen daraus zu brennen. Erst in der Mitte des Septembers sollte er wieder zurück kehren. Während seiner Abwesenheit sah ich Daria fast täglich. Sie hatte von ihrer Frische verloren, schien aber dadurch an Schönheit gewonnen

zu haben, denn ihre Züge hatten einen zauberischen Ausdruck von Schwermuth angenommen. Es war mir nach und nach gelungen, mich in der Gunst Michael's fest zu setzen, und ich suchte, so viel wie möglich, den Kummer seiner Tochter zu besänftigen. Ich war Fremdling, Gefangener, wenig zu fürchten und ziemlich bei Gelde, so daß Michael keine Ursache zu haben glaubte, über meine Besuche bedenklich zu werden; auch versäumte er keine Gelegenheit, mir Beweise von seiner Freundschaft zu geben. Gegen die Mitte des Augusts gab er mir unter andern einen sehr grossen Beweis derselben: er lud mich nämlich, nebst dem Obersten, dem ich die ganze Angelegenheit Wassili's anvertraut hatte, zu einem Familienfeste, welches bei der Kohlernte, und eigentlich nur unter dem weiblichen Theile der Familie, Statt zu finden pflegt. Es hat ungefähr hier die Bedeutung, wie bei uns die Weinlese. An dem Tage, wo eine Familie ihren Kohl einerntet, den man einmacht, um ihn für den Wintergebrauch aufzubewahren, laden die Frauenzimmer ihre Freundinnen und ihre Nachbarinnen zur Beihilfe ein. Den Tag

vorher iſt der Kohl vom Strunke abgeſchnitten und von den äußern Blättern, wie von den vielleicht anhängenden Unreinlichkeiten befreit worden. An dem Tage, wo man „in den Kohl geht,“ verſammeln ſich die Weibsleute in dem Hauſe, wo die Ernte vor ſich geht, in ihren ſchönſten Kleidern, und ſämmtlich mit einer Art von halbmondförmigem Hackemeſſer verſehen, welches in der Mitte einen Stiel hat, der, je nach der Qualität ſeiner Beſitzerinn, mehr oder weniger reich verziert iſt. Sie ſtellen ſich ſämmtlich um eine Art von Backtrog, Karit genannt, in welchem der Kohl liegt. Die Mütter geben das Zeichen, worauf zwei der jüngſten Mädchen in dem Saale einen pantomimiſchen Tanz aus dem Stegreife aufführen, welcher große Ähnlichkeit mit der Allemande hat. Die andern Frauenzimmer ſingen unterdeſſen im Chor Nationalgeſänge und bewegen im Trog ihr Hackemeſſer im Takte.

Wenn die beiden Tänzerinnen ermüdet ſind, treten zwei andere auf, die ſich jeder Zeit Mühe geben, ihre Vorgängerinnen durch die Grazie ihrer wollüſtigen Tanzſchritte zu

übertroffen. Die Geſänge dauern ebenfalls fort, und man hackt auf dieſe Weiſe den Kohl bei einem Balle, welcher den ganzen Tag über dauert. Die Mütter führen unterdeſſen die Aufſicht über die Arbeit, machen den Kohl ein und ſchlagen ihn ſorgfältig in Tonnen. Am Abende verſammelt man ſich zu einer gemeinſchaftlichen Mahlzeit, bei welcher bloß die Männer Platz nehmen. Den ganzen Tag ſind ſie jedoch von den Frauenzimmern abgeſondert. Jetzt geht der Branntwein und der Punſch im Kreiſe herum. Die Tänze beginnen wieder mit allgemeiner Theilnahme, und man trennt ſich endlich von einander, um den folgenden Tag bei einem Nachbar zuſammen zu kommen, bis die Kohlernte ganz vorüber iſt.

Bei dieſen Feſten findet man freilich nicht das lebhafte Vergnügen eines Weinleſe in Italien oder im ſüdlichen Frankreich, aber die Spiele und Feſte ſind in Sibirien ſo ſelten; Alles trägt hier ſo ſehr den Charakter der Unbeweglichkeit, daß ein Tag, den die Frauenzimmer allein verherrlichen und zu welchem ich durch eine ſehr ſeltene Ausnahme eingela-

den worden war, mir sehr reizend erscheinen mußte.

Unter diesen jungen Mädchen schien mir Daria immer die Liebenswürdigste zu seyn. Sie tanzte, wenn ihre Mutter sie dazu aufgefordert hatte; ihre Bewegungen drückten das Vergnügen aus, und ihre Augen, welche kaum die Thränen zurück halten konnten, wendeten sich auf den Fremdling, der unter so Vielen, die sich ihre Freundinnen nannten, sie fast allein verstand.

Unterdessen kehrte Wassili gegen die Mitte des Septembers aus den Wäldern zurück. Daria hatte vor der Rückkehr Aphanassi's noch einen Zeitraum von mehreren Monaten vor sich, wenn er überhaupt jemals zurück kehren sollte, und sie überließ sich ihrer Liebe im süßen Genusse der Gegenwart.

Um diese Zeit kamen nach Tchornaia zwei russische Offiziere mit mehreren Sergenten, die mehr das Aussehn von Kosacken, als von regelmäßigen Soldaten hatten. Ihre Erscheinung war ein Zeichen allgemeiner Trauer, denn sie kamen, um auszuheben. Sie mach-

ten im Namen des Kaisers bekannt, daß an einem bestimmten Tage alle Männer des Kantons, ohne Ausnahme des Alters, sich auf dem öffentlichen Platze zur Musterung einzufinden hätten. An diesem Tage fand sich auch wirklich Jedermann auf dem bezeichneten Platze ein; aber man konnte auf den Gesichtern lesen, daß man nur mit dem größten Widerwillen gehorcht hatte. Alle Frauen standen ihren Männern gegenüber und erwarteten mit Angst den Ausgang der Musterung. Mehrere vergossen Thränen. Wir wohnten diesem Auftritte bei. Die Offiziere ließen alle Männer in zwei Reihen antreten, und gingen sehr langsam zwischen denselben durch. Von Zeit zu Zeit berührten sie einen Mann, und sogleich wurde er zu einem kleinen Haufen gebracht, der sich mitten auf dem Platze bildete. Nachdem sie die beiden Reihen auf diese Weise gemustert hatten, gingen sie die ausgewählten Männer nochmals durch, ließen dieselben allerhand Bewegungen vornehmen, entkleideten und untersuchten sie, mit Einem Wort, auf dieselbe Weise, wie es schon seit langer Zeit bei uns gebräuchlich gewesen ist. Sobald ein

Mann unterſucht war, ließ man ihn entweder gehen, und ein Freudengeſchrei erhob ſich aus der Volksmenge, oder man belaſtete ihn ſogleich in Gegenwart ſeiner Familie, die ein Geſchrei der Verzweiflung erhob, mit Ketten. Ein Solcher war nämlich für den Dienſt als tauglich erfunden worden. Dieſe Unglücklichen blieben gefeſſelt und wurden bis zum Augenblicke des Abmarſches bewacht. Eine Reklamation war unzuläſſig und weder das Alter, noch die Verheirathung, noch die Pflichten gegen einen gebrechlichen Vater oder eine hilfloſe Mutter wurden beachtet. Manchmal geſchah es indeſſen, daß ein junger Menſch, ein Ehemann oder ein Vater in Folge einer geheimen Verhandlung und für ein gutes Stück Geld von dem Offizier, welcher die Aushebung zu beſorgen hatte und dabei nach ſeiner Willkür verfuhr, wieder los gegeben wurde. Oft auch hob derſelbe irgend einen jungen Mann aus, auf deſſen Frau oder Geliebte ſein Herr Abſichten hatte, oder den irgend Etwas ſeinem Herrn verhaßt oder verdächtig gemacht hatte.

Auf dieſe Weiſe geht in Rußland die Aus-

hebung vor sich *). Doch genug von diesem Auftritte, der mich von meinen Freunden in einem Augenblicke entfernt hat, welcher für sie alle sehr schmerzlich war. Ich habe bereits erzählt, daß auch Wassili bei der Musterung war**). Der aushebende Offizier war der Meinung, daß er einen guten Dragoner oder Gardisten abgebe und, nachdem er ihn gemessen hatte, erklärte er ihn für tauglich zum Dienst. Während seine Familie sich in der größten Betrübniß befand und Anstalten machte, ihn für jedes Opfer los zu bringen, sagte Jemand mit lauter Stimme, daß dieser wol, da er reich sei, wieder frei gegeben würde, allein die

*) Es ist eine bekannte Sache, daß die Russen, als sie nach Frankreich kamen und unsere Aushebungsart kennen lernten, dieselbe vortrefflich fanden und sich wunderten, daß wir es Napoleon nicht besser Dank wüßten. Sie sind nicht die Einzigen gewesen, welche geglaubt haben, daß wir uns über zu viel Freiheit beklagten.

**) Geradezu aber nicht; doch versteht sich, daß, wenn nach S. 318, alle Männer des Kantons, ohne Ausnahme des Alters, sich zur Musterung stellen mußten, Wassili nicht wegbleiben konnte.

D. Üb.

Armen müßten marſchiren. Der Offizier vernahm dieſe Worte, und wenn er vorher vielleicht mit ſich hätte unterhandeln laſſen, ſo war er doch dadurch auf einmal ſo entrüſtet worden, daß er jeden Antrag zurück wies, wie es immer ein Schurke zu thun pflegt, wenn er ſich getroffen fühlt. Waſſili wurde ſogleich gefeſſelt und unwiderruflich zum Dienſte beſtimmt, d. h. zu einem ewigen Exil; denn in Rußland ſieht der Soldat faſt nie ſeine Heimath wieder*). Daria wollte ihrem Schmerze erliegen und erhielt nur einige Kräfte wieder, als die Rekruten fortgeſchafft werden ſollten.

An dieſem Tage wurden ſie von dem Werbungscommando mit Speiſen und Branntwein überfüllt, bis ſie in einen todesähnlichen Rauſch übergegangen waren. Man wirft ſie alsdann auf Schlitten und ſchafft ſie, noch immer gefeſſelt, fort. Jetzt findet ein herzzerreißender Auftritt Statt; alle Familien folgen ihnen weinend und unter Abſingung der Gebete für die

*) Er muß auf 20 Jahre Dienſte thun, d. h. auf eine ganze Lebenszeit.

Todten und die Sterbenden, während dieſe Unglücklichen in ihrem Rauſche gleichgiltig und abgeſtumpft da liegen, laut auflachen oder mit Verwünſchungen antworten.

Wie ſehr man ihm auch zuſetzte, ſo hatte doch Waſſili nicht getrunken; er war bei voller Vernunft und, die Arme nach Daria, nach ſeinen Freunden, nach mir gewendet, nahm er mit Thränen Abſchied. Unter den Trauergeſängen, die an ſein Ohr ſchlugen, folgte ihm das junge Mädchen raſch und konnte ſich noch in ſeine Arme werfen, ehe der Schlitten aufgebrochen war; als er ihr aber aus den Augen verſchwunden war, ſtürzte ſie plötzlich aufs Eis. Niemand bekümmerte ſich um ſie; Alle verfolgten die Schlitten mit Klagetönen bald mehr, bald weniger ſchnell, während ſich jene im Galopp entfernten. Ich hob das Mädchen auf; ich machte keinen Verſuch, ihren Schmerz zu lindern, und führte ſie nach Hauſe, wo man ihr alle Sorgfalt angedeihen ließ, die ihre Lage verlangte. Nach einem Monate war ſie wieder im Stande, an ihre Beſchäftigung zurück zu kehren, aber ſie

ſchien nur einen Theil ihres Weſens wieder erhalten zu haben.

Wir hatten die Soldaten nach Neuigkeiten aus Frankreich gefragt. Sie wußten aber nichts Beſtimmtes. Da ſie Befehlen aus Moskow zu Folge, von Kaſan zu uns gekommen waren, ſo hatten ſie bloß gehört, daß der Krieg am rechten Rheinufer fortdauere. Die Aushebung ſchien uns zu verrathen, daß man ihn in Rußland noch nicht als ſeinem Ende nahe betrachtete; und wir folgerten daraus, daß Frankreich, ungeachtet einiger Unglücksfälle, dennoch ganz Europa Befehle vorſchreibe. Wir vertrauten dieſen Offizieren neue Briefe in unſere Heimath an, wie wir überhaupt keine Gelegenheit vorbei ließen, Briefe abzuſenden. Sie waren alle ohne Antwort geblieben. Herr Mazin, welcher uns zuweilen beſuchte und zu welchem wir uns auch oft begaben, um unſere Kameraden zu beſuchen, hatte es zu verſchiedenen Zeiten über ſich genommen, unſere Briefe mit den Courieren des Hauſes Demidof abgehen zu laſſen. Wir hätten demnach aus Frankreich wieder Briefe erhalten müſſen und die Verbindungen wären

wieder hergeſtellt geweſen, ſo bald man den Frieden geſchloſſen hätte. Wir mußten uns alſo entſchließen, noch länger zu warten, und die franzöſiſche Tapferkeit, wie das Genie des Feldherrn bürgten uns für einen baldigen und rühmlichen Frieden. Alle unſere Kameraden dachten wie wir; denn in Sibirien, wie auf den engländiſchen Pontons, hat nie das Vertrauen auf die Nation und ihr Oberhaupt in den Herzen der Gefangenen gewankt.

Der Winter war von Neuem eingetreten. Wir hatten unſere Wohnung auf der Inſel verlaſſen, um eine bequemere auf Tchornaia-Zavode zu beziehen. Die Zeit verging uns langſam, und wir ſeufzten in der Vergeſſenheit, während unſere Gedanken ſich immer mit Frankreich beſchäftigten.

Daria ſah ich oft, theils bei ihrem Vater, theils wenn ſie abſichtlich im Schlitten ausgefahren war, um mir zu begegnen; denn ihr Vater ließ ihr jetzt jede Freiheit, damit ſie ſich zerſtreuen möge. Wie ſehr hatte ſich das arme Mädchen, ſeit Waſſili fort geführt worden war, verändert! Wenn unſere Schlitten neben einander auf dem Eiſe des

Stees dahin eilten, welche traurige Dinge sagte mir dann die junge Sibirierinn! Welchen Schmerz verriethen ihre Worte, und welcher Aberglaube erfüllte ihren Kopf!

Ich suchte ihre düstern Gedanken zu zerstreuen, wurde aber bald gewahr, daß jede Veranlassung sie zu denselben zurück führte, und daß selbst der Anblick dieser Natur, deren Unbeweglichkeit mich selbst verstimmte, noch dazu beitrug, ihre Schwermuth zu vermehren. Zu Hause war sie weniger aufgeregt, aber weit niedergeschlagener. Schon damals hatte sie ein schleichendes Fieber ergriffen und ihre Züge hatten jenen Ausdruck verloren, der mich bei unsern vertraulichen Zusammenkünften entzückt hatte. Die Schlittenfahrten konnten nur das Übel ärger machen, und ich vermied deßhalb jede Gelegenheit dazu. Daria verstand mich und sagte deßhalb einstens: „Guter Mann, Du gibst Dir vergebliche Mühe; Wassili hat mein Leben mit genommen, und es kann eben so wenig, wie er, zurück kehren."

Ich fuhr fort, sie oft zu besuchen. Der alte Michael war trostlos, daß sie schon weinte, wenn Aphanassi nur genannt wurde.

Er ſah vorher, daß er dieſen reichen Mann wol nicht zum Schwiegerſohne erhalten würde, deſſen Verſprechungen ihm den Kopf verdreht hatten. Deſſen ungeachtet traf er insgeheim alle Anſtalten zur Hochzeit, kaufte ſchöne Stoffe und ließ für ſeine Tochter ein ſchönes Diadem machen. Sie hatte die Thätigkeit ihres Vaters bemerkt und ſagte mir zuweilen: „Mein Vater läßt mir einen ſchönen Putz machen; ich werde zum letzten Male damit in die Kirche gehen, möge er ſich alſo beeilen, denn ich werde nicht auf mich warten laſſen.“

Gegen die Mitte des Junius kam Aphanaſſi mit größerer Liebe und Sehnſucht als jemals zurück, und ſobald ihn Michael's Tochter erblickt hatte, trat bei ihr ein hitziges Fieber ein, welches ſie nicht wieder verließ. In wenig Tagen war ſie am Rande des Grabes. Alle Hilfe war vergebens, ſie ſtarb und ihr letztes Wort war Waſſili.

Voll tiefer Trauer begleitete ich ihre ſterblichen Überreſte nach der Kirche der Stareobratzi zu Nishnei-Taguil. Sie war mit ihren ſchönſten Kleidern angethan und lag mit entblößtem Geſicht im Sarge. Die Ältern, die

Freunde und die Religionsverwandten waren zugegen. Die Männer ſtanden auf einer Seite der Kirche und die Frauen auf der andern. Nach einem Trauergeſange in der Volksſprache hielt der Geiſtliche mit entblößtem Haupte die Leichenrede. Seine weißen Haare, ſein langer Bart, ſein aſiatiſcher Rock verliehen ſeiner rührenden Rede eine beſondere Feierlichkeit. Als er vollendet hatte, nahm die Leichenbegleitung von Daria Abſchied und Eins nach dem Andern küßte ihr die Hand. Ich benahm mich wie die Andern, ging hin zum Sarge, als die Reihe an mich kam, und ergriff die Hand, welche ich ſo oft in der meinigen gehalten hatte, und drückte den letzten Kuß darauf. Die Stille in der Kirche wurde nur durch das Schluchzen der Anweſenden unterbrochen, und als die Ceremonie zu Ende war, trug man die Leiche auf den Gottesacker.

Bis hierher war ich gerührt geweſen, aber dieſe Empfindung wich plötzlich dem Unwillen; denn bezahlte Trauerweiber gingen vor und hinter dem Sarge, erfüllten die Luft mit ihrem Geheul und zerſchlugen ſich die Bruſt unter ſchrecklichen Verzerrungen. Da ich meinen

Unwillen nicht länger unterdrücken konnte, so verließ ich auf der Stelle die Leichenbegleitung. Lange Zeit fragte ich mich, was wol dieser schmähliche Widerspruch zwischen der natürlichen Trauer einer Familie und den bezahlten Thränen der Trauerweiber zu bedeuten habe, und bin endlich auf den Gedanken gekommen, daß in diesem Lande der Sklaverei über den Tod eines Vaters, oder eines Freundes, vielleicht Niemand so traurig seyn könne, als die besagten Trauerweiber, und daß vielleicht unter diesem ganzen Leichengefolge ich der Einzige gewesen sei, der die Verstorbene aufrichtig betraure.

Hiſtoriſche Erläuterungen.

Anmerkung A. zu Kapitel 1, S 7.

Zuverläſſig kann Sixfour, wovon Guillemard eine ſehr genaue Schilderung mittheilt, nie eine große Stadt geweſen ſeyn; der Berg, auf welchem das Dorf ſteht, müßte denn viel niedriger geweſen ſeyn. Eine ſolche Veränderung fällt indeſſen, wie bekannt, nur ſelten vor. Dieſer maleriſche Berg gewährt allerdings verſchiedene äußerſt ſchöne Anſichten. Er liegt iſolirt in geringer Entfernung vom Meer und im Mittelpunkt einer ziemlich ausgebreiteten Ebene. Man hat hier einen unermeßlichen Horizont und athmet eine reine und geſunde Luft. Er beſteht, gleich dem gegenüber liegenden Hügel von la Malque, deſſen Wein den Feinſchmeckern bekannt iſt, aus Schiefergebirg und beherrſcht eine, mit vielen Weilern und Dörfern bedeckte,

Ebene, die eine frischere und kräftigere Vegetation darbietet, als die meisten Gegenden der Provence. Der Berg ist vielleicht mit den ergiebigsten Weinbergen Europa's bedeckt, so wie mit riesenmäßigen Olivenbäumen, von denen ein Theil im Jahr 1819 zu Grunde gegangen ist.

Sixfour ist jetzt, wie Guillemard sagt, ganz unbedeutend. Die allgemeine Meinung schreibt ihm ein hohes Alter zu, und man muß gestehen, daß sein Anblick diesen Gedanken merkwürdig unterstützt. So viel ist ausgemacht, daß es viel früher als Toulon gegründet wurde, welches bekanntlich die Römer erbaut haben. Es kann vielleicht zu gleicher Zeit mit Marseille entstanden seyn, also ungefähr 600 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Wenn man den Chroniken, und besonders derjenigen des Onuphrius Burelius, des Abtes von Saint-Nazaire, Glauben beimessen darf: so hat der Name Sixfour folgende Herleitung.

Während die Provinz noch unter den Römern stand, plünderte eine Räuberbande, die auf dem Gipfel des Bergs, wo jetzt das Dorf steht, ihre befestigte Wohnung hatte, die Umgegend aus, so daß man genöthigt war, eine Cohorte gegen sie auszusenden. Nachdem die Furchtsamen sich davon gemacht hatten, blieben nur noch sechs Mann zurück, welche mit einem unglaublichen Muthe die Belagerung aushielten. Ihre Festung wurde endlich mit Sturm genom-

men und sie selbst wurden auf der Stelle hingerichtet, wo ihre Leichen lange Zeit Aller Augen ausgesetzt blieben. Ein Beobachtungslager wurde nach der Zeit hier errichtet, und die Landeseinwohner nannten diesen Platz Sex-Fures (Sechs Räuber), woraus nach und nach der Name Sixfour entstanden ist.

Anmerkung B. zu Kapitel 2, S. 46.

Wir haben von einem Offizier, welcher während der Schlacht von Trafalgar sich in der unmittelbaren Nähe des Admirals Villeneuve befand, über dieses merkwürdige Seetreffen Aufschlüsse erhalten, deren Mittheilung unsern Lesern nicht unangenehm seyn dürfte.

Villeneuve hatte sich gegen das Vorhaben, die englische Seemacht mit einer großen Flotte in einem förmlichen Seetreffen anzugreifen, stark ausgesprochen.

Es war seine Meinung, die er auch schriftlich von sich gegeben hatte, daß eine französische Flotte, so zusammen gesetzt, wie sie gegenwärtig unter seinem Commando stehe, von schwacher Bemannung, einer geringen Zahl guter Matrosen und ohne alle geschirkte Hilfskanoniere, ferner von Offizieren befehligt, welche keine andere Qualität, als eine blinde Tapferkeit aufzuweisen hatten, sich nicht einer gleich

ſtarken engländiſchen Flotte gegenüber ſtellen könne, deren Schiffe ſowohl zum Segeln, als zum Kampfe weit beſſer eingerichtet ſeien, die eine ſehr zahlreiche Bemannung von vortrefflichen Matroſen und erfahrenen Kanonieren beſäßen, und deren Offiziere, ans Waſſer gewöhnt, mit einer langen Praxis einen großen Muth, eine rege Vaterlandsliebe und eine Begeiſterung verbänden, welche aus dem Gemeingeiſt hervor gehe, der unter Allen herrſche und aus dem Vertrauen, welches die Gewohnheit des Sieges verleiht.

Aus noch weit triftigern Gründen könne ſich eine combinirte Flotte viel weniger mit einer engländiſchen Flotte von geringerer Stärke in ein Treffen einlaſſen.

Endlich ſchade, bei einer ſo wenig geübten Seemacht, als die ſeinige, ein Zuſammenwirken von mehr als zwanzig Schiffen den Bewegungen und hemme plötzliche Veränderungen der Stellung.

Statt ſich der Gefahr auszuſetzen, in einem Tage eine Flotte vernichtet zu ſehen, die mit ſo vieler Mühe aus den verſchiedenen Häfen der alliirten Mächte zuſammen gebracht worden ſei, rathe er vielmehr, die ganze Flotte in mehrere Abtheilungen von einigen Schiffen zu zertheilen und ſie immer die hohe See halten zu laſſen. Auf dieſe Weiſe könne man die Beſitzungen der Engländer verheeren und ihrem Handel großen Schaden zufügen. Man erhalte auch dadurch zugleich

Matroſen und Seeoffiziere, die nur die Zeit und lange Seefahrten bilden könnten.

Dieſe Anſichten wurden ohne Zweifel dem Kaiſer aus einem ungünſtigen Geſichtspunkte dargeſtellt, und man mochte ihm den Admiral als einen unfähigen und muthloſen Mann geſchildert haben. Er antwortete ihm deßhalb auch wirklich: „daß man immer Muth haben und nicht zaudern müſſe, den Feind überall anzugreifen, wo man ihn finde; daß endlich wenig darauf ankomme, ob Schiffe verloren gingen, wenn man ſie nur mit Ehren verlöre.“

Dieſe Antwort beſtimmte den Viceadmiral ohne Zweifel, den Hafen von Cadix zu verlaſſen und den Engländern ein Treffen anzubieten. Nelſon, welcher den Hafen blokirte, hatte dieß voraus geſehen.

Einige Tage vor der Schlacht hatte er den Commandanten ſeiner Schiffe ſehr ausgebreitete Inſtruktionen zukommen laſſen, in welchen er beſtimmte, was in allen Fällen und bei allen Wendungen, welche die Sache nehmen könnte, zu thun ſei. Dieſe Inſtruktion wird von Sachkundigen für ein Meiſterſtück der Seetaktik gehalten.

Man findet darin folgende Stelle: „Im Fall die Signale nicht geſehen oder vollſtändig verſtanden werden könnten: ſo begeht ein Kapitän keinen Fehler, wenn er ſich mit ſeinem Schiffe an ein

feindliches anlegt.“ Alle Capitäns verſtanden ihn.

Villeneuve hatte auch am Schluſſe eines Tagsbefehles geſagt: „Es iſt möglich, daß man während des Treffens meine Signale nicht erkennen kann. In dieſem Falle dürfen die Capitäns der Flotte nicht vergeſſen, daß ich immer an dem Orte zu treffen ſeyn werde, wo die Gefahr am größten iſt, und daß ſie ſich ebenfalls dahin zu wenden haben.“ Dieſe ſehr deutliche Stelle war zum Unglück nicht Jedermann verſtändlich.

Einige Augenblicke vor dem Treffen richtete Nelſon durch den Schiffstelegraphen folgende berühmt gewordene Phraſe an ſeine Flotte: „England expects every man will do his duty“ (England hofft, daß Jeder ſeine Pflicht thue.)

Dieſes Signal wurde auf der ganzen engländiſchen Flotte mit allgemeinem Beifall und allen Zeichen der lebhafteſten Begeiſterung aufgenommen. Offiziere und Matroſen hörten die Stimme des Vaterlandes und Alle waren bereit, zu kämpfen, als ob die Blicke ihrer Mitbürger auf ſie gerichtet wären.

Derſelbe feurige Muth belebte auch die Mannſchaft der combinirten Flotte, beſonders die franzöſiſchen Offiziere und Matroſen. Und wenn das von Nelſon angewendete Mittel dem franzöſiſchen Admiral fehlte, um den Ausdruck dieſer Geſinnung zu empfangen, ſo fehlte ſie darum keineswegs. Beim Anblick des Feindes hatten dieſe

Tapfern Alles vergessen, sowohl den üblen Ausgang des Gefechtes vom 22sten Julius,*) als die ungünstige Meinung, welche sie von ihrem Anführer hegten; sie brannten vor Eifer, Beweise ihrer Unerschrockenheit und Treue ihrem Vaterlande zu liefern; und man wird in der Folge unserer Schilderung finden, welcher heroischen Anstrengungen diese Leute fähig waren, die durch eine Menge Umstände hätten muthlos geworden seyn können. Von solcher Art war der moralische Zustand vor dem schrecklichen Kampfe, der nun unvermeidlich war.

(Victoires et Conquêtes p. 167, t. XVI.)

Der Wind war den Engländern günstig und die combinirte Flotte, noch immer bekalmt, bildete ihre Schlachtlinie mit zugesetzten Steuerbordhalsen in der natürlichen Ordnung, so daß das Observationsgeschwader die Vorhut bildete.

Der Feind, durch den gelinden Wind, wie gesagt, begünstigt, stellte sich in zwei Schlachtlinien auf und segelte, mit den Dreideckern an der Spitze, auf die Nachhut der combinirten

*) Der Erfolg dieses Gefechtes war der Verlust von zwei spanischen Schiffen, die der Admiral Calder wegnahm. Letzterer war 15 Schiffe und Villeneuve 20 Schiffe stark. Das Gefecht fiel bei einem sehr starken Nebel vor, und die Franzosen nannten es nur, mit Anspielung auf die Stärke der beiden Theile: „le combat des quinze-vingt“ (das Treffen von 15 gegen 20.)

Flotte los. Nelson rückte zuerst mit dem Admiralsschiff Victory vor.

Villeneuve befahl, daß alle Schiffe auf Einmal sich wendeten, so daß sie den Wind im Rücken hatten. Diese Bewegung nahm, wegen der äußersten Windstille, viele Zeit weg und das französische Schiff Neptun, hinter dem Bucentaur, gerieth unter den Wind, als es seine Wendung machte. Der Redoutable nahm deßhalb sogleich seine Stelle ein.

Nachdem diese Bewegung auf der ganzen Linie vollendet war, wurde dem Schiffe an der Spitze das Signal gegeben, den Wind zu kneifen, und den andern, allmälig an das Kielwasser ihres Vorderschiffes zu rücken. So war die Schlachtordnung der combinirten Flotte mit einem Mal umgekehrt worden und das Geschwader Dumanoir's bildete die Vorhut.

Der Feind richtete, von dem Winde begünstigt, seinen Angriff auf das Centrum der combinirten Flotte, Nelson und seine Luvcolonne warfen sich auf den Bucentaur; die Colonne unter dem Winde bedrohte die Santa-Anna; zwei Schiffe, die ganz unabhängig agirten, segelten auf die französischen Schiffe an der Spitze der Linie los. Die ganze engländische Flotte rückte mit vollen Segeln auf die französische los.

Ein allgemeines Geschrei erhob sich auf den französischen und spanischen Schiffen und die Ungeduld, mit welcher man den Kampf erwartete,

drückte ſich durch tauſendfach wiederholte Vivats aus. Der Fougueux that die erſten Schüſſe. Dieß war das Zeichen zur Schlacht. Der Victory rückte vor und hatte das Feuer von ſieben Schiffen auszuhalten. Er hätte zermalmt werden müſſen, denn das Meer war ruhig; allein alle dieſe Lagen hatten weiter keine Wirkung, als ihm das Hißtau das Beiſegels zu zerſchneiden. Um 12¾ Uhr hatte Nelſon ſchon die Linie am Bucentaur durchſchnitten, während der Vice-Admiral Collingwood ſie an der Santa-Anna durchſchnitt.

Villeneuve ſignaliſirte der Flotte, ſich mit ganzer Macht aufs Centrum zu werfen. Dieſes Signal will ſo viel bedeuten, daß jedes Schiff einen Feind ſuchen und mit ihm anbinden ſolle. Ein Schiff, welches nicht im Kampfe begriffen iſt, ſteht nicht auf ſeinem Poſten. Die Fregatten haben das Recht, dieſes Signal jedem Schiffe zu geben, welches, vermöge ſeiner Stellung, nicht fechten kann, damit es eine andre nehme, um ins Feuer zu kommen. Dieſes Signal iſt alsdann eine Beſchimpfung.

Wenn dieſer Befehl in Vollziehung geſetzt worden wäre: ſo hätte daraus ein allgemeines Handgemenge entſtehen müſſen. Der Victory manövrirte, um an das Vordertheil des Bucentaur zu kommen, aber Villeneuve ließ manövriren, um ihn zu entern. Er ergriff den Adler des Schiffes und zeigte ihn der Mannſchaft

mit den Worten: „ich werfe ihn jetzt auf den Bord des engländischen Schiffes und wir wollen ihn dort wieder holen oder sterben.“

Die ganze Mannschaft antwortete mit einem lauten Vivat. Das Verdeck und die Wände waren mit Soldaten besetzt, die nur das Signal und den Augenblick zum Entern erwarteten; aber der Victory veränderte durch ein plötzliches Manöuvre, mit Gefahr, an den Redoutable zu stoßen, seine Richtung.

Der tapfere Lucas commandirte letzteres Schiff und, glücklicher als Villeneuve, enterte er den Victory und läßt seine große Raae nieder, damit sie seiner Mannschaft zur Brücke diene. Ein junger Seekadett und sechs Matrosen springen auf die Castelle des Admiralschiffes, welche sie fast verlassen finden. Ein engländischer Dreidecker kommt glücklicher Weise dem Victory zu Hilfe. Die Mannschaft des letztern hatte einen Hagel von Kugeln auszuhalten; Nelson selbst fällt, tödtlich getroffen. Dieser große Mann war noch so glücklich, seinen Sieg zu erleben. Als er starb, waren 17 Schiffe von unserer Flotte genommen.

Nachdem unser Centrum durchbrochen worden war, hatte es mit die ganze Macht des Feindes auszuhalten, der sich in der Folge auf die Nachhut geworfen hatte, während die Vorhut, wo der sanfte Wind noch die Lenkung der Schiffe möglich machte, fortfuhr, den Wind mit zuge-

ſetzten Steuerbordhalſen zu kneifen, wodurch ſie über den Wind kam und ſich vom Centrum entfernte. Es war gerade 1½ Uhr, als Villeneuve der Vorhut den beſondern Befehl ſignaliſirte, die Schiffe zu wenden und mit dem Wind im Rücken heran zu kommen; dieß hieß ſo viel, als ins Feuer zurück zu kehren. Dieſes Signal wurde von der Fregatte Hortenſe, die in einer zu großen Entfernung unter dem Winde lag, wiederholt, blieb aber auf dem Fockmaſt des Buscentaur, welcher zwiſchen 3 und 4 Uhr zuletzt fiel, ohne Ausführung. Alle Schiffe der Vorhut ſetzten ihren Lauf nicht fort. Zwei von ihnen trennten ſich, um ins Feuer zurück zu kehren, nämlich die Schiffe Intrépide und Neptune. Den erſtern befehligte Infernet. Dieſer tapfere Mann ſah ſich von ſieben feindlichen Schiffen umgeben, er hielt ihr Feuer aus, ohne daran zu denken, ſich zu ergeben; und nachdem er ſich als Held vertheidigt hatte, ſah er ſein Schiff und ſeine Flagge unterſinken. Baldes befehligte den Neptune und vertheidigte ſeine Flagge, bis ſein Schiff ſank; es blieb kaum ſo viel Zeit, die Mannſchaft zu retten. Nachdem das Schiff ſehr ehrenvoll bis gegen 4 Uhr gekämpft hatte, ſank es endlich. Jetzt war der Sieg für die Engländer entſchieden, die von allen den Schiffen der combinirten Armee, die im Treffen geweſen waren, eins nach dem andern rhedelos gemacht hatten.

Die vier Schiffe, der Formidable, der Sci-

pion, der Daguay-Trouin und der Mont-Blanc, welche unter Herr Dumanoir ſtanden, hatten ſich endlich gewendet, aber ſie kneiften den Wind mit zugeſetzten Steuerbordhalſen und ſteuerten über das Schlachtfeld hinaus. Villeneuve ſah keine Möglichkeit, das Treffen wieder herzuſtellen; ſein Schiff war entmaſtet, ſeine Batterie demontirt; das Verdeck war mit Leichen und Trümmern von Maſtbäumen, Raaen und Segeln bedeckt; er verlangte ein Boot, um ſeine Flagge, die noch an einem Maſtſplitter hing, auf einem andern Schiffe aufzupflanzen, aber alle Boote waren von den Kugeln, gleich Sieben, durchlöchert. Der Contre-Admiral Escagno ſollte ihn ans Schlepptau nehmen, weigerte ſich aber, es zu thun. Auf die Schiffe blickend, welche ihn beſchoſſen, verſank jetzt der unglückliche Villeneuve in eine ſtumme Unempfindlichkeit. Es blieb ihm noch eine einzige Hilfsquelle, nämlich die Fregatte Hortenſe, ſein Beiſchiff. Dieſe hätte den Bucentaur ans Schlepptau nehmen, oder den Admiral aufnehmen können. Sie befand ſich in einem weiten Abſtand. Die Offiziere, welche den Admiral umgaben, verfolgten ſie lange mit den Augen; ſie befand ſich unter dem Winde und verfolgte eine Richtung, wodurch ſie ſich immer weiter entfernte. So verſchwand alſo die letzte Hoffnung. Villeneuve ließ ſeine Flagge einziehen, die ſogleich in der Begleitung des Herrn Cruvellier, des Inten-

danten der Flotte, eines beherzten Mannes und des beständigen Gefährten des Admirals während der Schlacht, an Bord eines englandischen Schiffes gebracht wurde.

Das Schlachtfeld bot in einer großen Ausbreitung Gruppen feindlicher Schiffe im Kampfe mit denen der combinirten Flotte dar. Die Farben der drei Nationen waren unter einander gemengt, aber die Schiffe des Feindes befanden sich überall im Vortheil; man sahe indessen, daß die französischen Schiffe mit der größten Erbitterung gekämpft hatten, denn sie waren ganz kahl, wie Pontons.

Unter den Schiffscapitäns, deren Benehmen in der Schlacht von Trafalgar der französischen Flagge Ehre gebracht hat und die eine Tapferkeit bewiesen haben, die zwar ohne Erfolg blieb, weil sie nicht durch die Gesammtheit der Operationen unterstützt wurde, verdienen unter andern folgende genannt zu werden:

Lucas, Commandant des Redoutable. Es ist ausgemacht, daß die Vertheidigung dieses Schiffes zu den schönsten Waffenthaten in den Jahrbüchern der Marine gerechnet werden muß. Nie hat eine Schiffsmannschaft größere Tapferkeit noch eine gleiche Hartnäckigkeit auf ihrem Posten an den Tag gelegt. Der Capitän hatte die Versicherung von sich gegeben, daß er sein Schiff nicht eher verlassen werde, als bis es zu sinken beginne; und er hat Wort gehalten. Re-

ben der Tapferkeit, von welcher er bereits frühere Proben abgelegt hatte, beſaß dieſer Offizier mannichfaltige Kenntniſſe und Fertigkeiten, in deren Beſitz ihn eine vortreffliche Erziehung geſetzt hatte. Ein Charakter, der ſich durch Widerſpruch gegen ſeine Vorgeſetzten und durch mehrere Eigenthümlichkeiten auszeichnete, die ihm die Liebe ſeiner Untergebenen entzogen, verdunkelte ein wenig jene glänzenden Eigenſchaften. Er iſt als Contre-Admiral geſtorben.

Infernet, zu Toulon geboren. Er befehligte bei Trafalgar das Schiff Intrépide von 74 Kanonen. Er ſchlug ſich mit ſieben engländiſchen Schiffen auf einmal und ergab ſich nicht eher, als bis er ſah, daß ſein Schiff ſinken wollte. Nachdem er mit Herrn Lucas nach Frankreich zurück gekehrt war, wurden beide dem Kaiſer vorgeſtellt, der ihnen ſagte: „Meine Herren; wenn alle Capitäns ſich wie Sie bei Trafalgar benommen hätten, ſo würde der Sieg für uns keinen Augenblick unentſchieden geblieben ſeyn. Herr Lucas, ich ernenne Sie zum Contre-Admiral, und Sie, Herr Infernet, zum Commandeur der Ehrenlegion, abgeſehen von den andern Belohnungen, welche Sie ohne Zweifel verdienen.“ Infernet war in der Revolution, als in der Marine durch die Emigrirung Lücken entſtanden, Offizier geworden. Dieſe Ernennung hat er durch mehrere glänzende Thaten gerechtfertigt, und die Schlacht von Trafalgar hat ihn unter die-

jenigen französischen Seemänner erhoben, deren Namen immer gefeiert bleiben werden. Er besaß ein leider zu seltenes und zu wenig gesuchtes Talent, nämlich die Kunst, sich die Liebe der Schiffsmannschaft zu erwerben und ihr das größte Vertrauen einzuflößen. Er starb zu Toulon im Junius 1815.

Cosmao befehligte in der Schlacht von Trafalgar das Schiff Pluton von 74 Kanonen. Sein Benehmen in diesem Treffen erwarb ihm die Ernennung zum Contre-Admiral. Er war sehr jung zur Marine gekommen und beim Ausbruche der Revolution noch Fähndrich, erlangte aber bald die Capitänsstelle. In allen Schlachten, denen er seit dieser Zeit beiwohnte, hatte er eine beispiellose Unerschrockenheit und Tapferkeit an den Tag gelegt. Im Jahr 1813 commandirte er ein Geschwader der Touloner Flotte unter dem Vice-Admiral Emériau und war so glücklich, im Angesicht der Flotte und der ganze Bevölkerung von Toulon das Schiff Romulus zu retten, welches von drei engländischen Dreideckern eingeschlossen und beschossen wurde und eben von ihnen genommen werden sollte. Von hier ging er nach Antwerpen, um den Befehl über ein Geschwader zu übernehmen. Napoleon, nach seiner Rückkehr von der Insel Elba, ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Der General Cosmao wurde nach der zweiten Restauration in Pension gesetzt. Die Engländer fürchteten ihn

unter allen französischen Seegenerälen am meisten. Seine einnehmenden Manieren und die sorgfältigste Erziehung schienen in seiner Person vollständig die Behauptung zu widerlegen, daß ein barsches Benehmen und Ungeduld unerläßlich zum Seemann gehören.

Gourège, welcher das Schiff Aigle befehligte, verlor durch einen Kanonenschuß ein Bein, ohne deßhalb seinen Posten zu verlassen, bis er endlich fiel. Dieses Beispiel war für die Offiziere und die Mannschaft des Schiffes nicht verloren gegangen. Sie ergaben sich erst, nachdem sie zwei engländische Schiffe nach einander kampfunfähig gemacht hatten und ihr Schiff in Brand gerathen war. In der Nacht überwältigten sie endlich die feindliche Besatzung ihres Schiffes.

De Nieport befehligte das Schiff Achille. Er hielt auch den Angriff mehrerer feindlicher Schiffe aus und bekam einen tödlichen Schuß, als eben auf seinem Schiff eine fürchterliche Feuersbrunst überhand nahm. Dieser Umstand schwächte indessen den Eifer der Mannschaft keineswegs, denn sie vertheidigte sich bis zu dem Augenblick, wo die Engländer sich entfernten, weil sie das Auffliegen des Schiffes befürchteten. Nur einige Menschen sind von der ganzen Besatzung durch eine engländische Goelette gerettet worden.

Man könnte diesen Namen noch weit mehrere hinzusetzen, besonders wenn man die subalternen

Offiziere und die gemeinen Seesoldaten nennen wollte, welche sich in diesem blutigen Treffen durch Tapferkeit und Vaterlandsliebe ausgezeichnet haben. Um desto mehr ist es zu bedauern, daß dieses vortreffliche Benehmen nicht allgemein gewesen ist, da die Anordnungen des Admiral Villeneuve und seine persönliche Haltung, wenn sie durch eine einmüthige Anstrengung unterstützt worden wären, Frankreich auf eine unerschütterliche Stufe des Ruhmes und des Wohlstandes gehoben haben würden. Und hätte das Gewinnen dieser Schlacht unserer Marine das Übergewicht verliehen, welches seit dieser Zeit die engländische Marine behauptet hat, so hätten nothwendig die Folgen für Frankreich unermeßlich und unberechnenbar seyn müssen.

Auch die engländischen Seemänner lassen den Anordnungen des Admirals Villeneuve Gerechtigkeit widerfahren; und was seinen Muth betrifft, so lese man nachstehende, aus dem bereits angeführten Werk entnommenen Zeilen, welche das bestätigen, was wir darüber gesagt haben.

„Die Castelle und das Verdeck des Bucentaur waren mit Leichen und Trümmern bedeckt, so daß sie den traurigsten Anblick gewährten. Der Admiral Villeneuve hatte vom Anbeginn des Treffens stets einen besonnenen Muth an den Tag gelegt und durchschritt jetzt ruhig diesen Schauplatz des Unglücks. Als er sein Schiff gänzlich entmastet sah und kein anderes ihn ans Schlepp-

tau nehmen wollte, soll er in die Worte ausgebrochen seyn: „der Bucentaur hat seine Schuldigkeit gethan; die meinige ist noch nicht vollendet.“ Zugleich befahl er, ihn mit seiner Flagge auf eines der Schiffe der Vorhut zu bringen, und gab der Hoffnung noch Raum, mit diesen zehn ungeschwächten Schiffen dem Feinde den Sieg zu entreißen. Die Täuschung des muthigen und unglücklichen Admirals war nicht von langer Dauer, denn man meldete ihm, daß das Boot, welches er für den Zweck habe bereit halten lassen, ihn während des Kampfes, wenn er es für nöthig halte, an Bord eines andern Schiffes zu tragen, Anfangs von den feindlichen Kugeln durchlöchert und nachher durch den Sturz der Masten zertrümmert worden sei. Alle andern am Bord befindlichen Boote waren gleichfalls zerschmettert worden. Man signalisirte dem Schiff Santissima-Trinidad, ein Boot zu schicken, aber es leistete keine Folge. Jetzt empfand Villeneuve erst die ganze Bitterkeit seiner Lage. Er sah sich an ein Schiff gefesselt, welches nicht mehr kämpfen konnte, während ein Drittel der Flotte den Kampf noch fort setzte und ein anderes Drittel noch gar nicht im Feuer gewesen war. Er verwünschte sein Loos, mitten in dem Gemetzel das Leben behalten zu haben, gezwungen zu seyn, die Flotte zu vergessen, um auf sein einzelnes Schiff Rücksicht zu nehmen und das Leben einer Hand voll Tapferer zu schonen, die er

aus Menſchlichkeit nicht hin opfern durfte, da ſie ſich nicht mehr vertheidigen konnten. Er ließ deßhalb den Commandanten des Bucentaur die Flagge einziehen. Das Schiff Santiſſima-Trinidad, welches ſich auf eine höchſt ruhmwürdige Weiſe noch ſchlug, fiel bald nachher.

„Es war um 3 Uhr des Nachmittags, als ſich der Admiral Villeneuve in der harten Nothwendigkeit befand, ſich zu ergeben ꝛc.“

(Victoires et Conquêtes p. 183. T. XVI.)

Zu Anfang des Treffens fand beinahe gänzliche Windſtille Statt, und der geringe Wind, den man von Zeit zu Zeit ſpürte, wehte aus Weſten. Die franzöſiſche Flotte ſtand in der umgekehrten Schlachtordnung. Der Feind griff ſie ohne Ordnung an und ſegelte mit Hilfe eines ſchwachen Windes, der ihn mehr als uns begünſtigte, auf unſre Flotte los.

Die franzöſiſche Linie befand ſich im Centrum faſt unbeweglich, weil ſie nur ein wenig Poupenwind hatte und die Schiffe, damit ſie nicht an einander ſtießen, genöthigt waren, ihre Stellungen zu verlaſſen.

Die franzöſiſche Linie wurde Anfangs hinter dem Schiff Santa-Anna durchſchnitten und vom Royal-Sovereing, auf welchem Collingwood commandirte, umſegelt, dann am Bucentaur von dem engländiſchen Schiff Victory und einem Theile der engländiſchen Colonne.

Der Stand des Admiralſchiffes um Mittag

war bestimmt auf 36° 8′ nördliche Breite und von der Höhe des Cap Trafalgar, welches gegen Osten lag, ungefähr 4 Stunden entfernt.

Die Schlachtordnung der combinirten und der engländischen Armee war bei Trafalgar folgende:

A. Schlachtlinie der spanisch-französischen Flotte.

Zweites Geschwader unter dem Befehl des Vice-Admirals Alhava.

Pluton, ein Schiff von 74 Kanonen, befehligt von Cosmao. Es kam nach Cadix zurück mit 350 Mann, welche kampfunfähig waren.

Le Monarca, von 74 Kanonen. — Genommen und nach Gibraltar geführt.

Fougueux von 74 Kanonen. Es wurde von Baudouin commandirt, der in der Schlacht geblieben ist. Dieses Schiff wurde vom Feinde besetzt und strandete sodann bei Trafalgar.

Santa-Anna, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt vom Vice-Admiral Alhava, der verwundet wurde. Den Tag nach der Schlacht brachte es die Fregatte Themis am Schlepptau nach Cadix.

Indomptable, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt von Hubert. Dieses Schiff kam nach Cadix, ohne sich geschlagen zu haben, und durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit ging es mit 1200 Mann am Fort Santa-Catherina auf der Rhede von Cadix zu Grunde.

San-Justo, ein Schiff von 74 Kanonen. Es kam ganz unbeschädigt und ohne einen Mann verloren zu haben, nach Cadix; es lag dem französischen Admiralschiffe gegenüber und unter dem Winde desselben; es hat auf eine feige Weise die Flucht ergriffen.

Intrépide, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Infernet; es wurde genommen, nachdem es sich tapfer vertheidigt hatte, obgleich sein Unstern es in die Vorhut und unter den Befehl eines Generales gebracht hatte, der sich nicht geschlagen hat. Am 23sten Oktober wurde es von den Engländern verbrannt.

Redoutable, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Lucas; es war von allen Schiffen der Flotte am besten ausgerüstet und hat sich auch am besten vertheidigt. Von zwei englandischen Dreideckern, dem Victory und dem Temerary, wurde es gedrängt und in den Grund gebohrt, und in diesem Kampfe der Admiral Nelson getödtet.

Leandro, ein Schiff von 64 Kanonen, kam nach Cadix zurück, ohne sich geschlagen zu haben, obgleich es seine Masten verloren hatte; es hatte sie gekappt und lag in der Schlacht vor dem Indomptable.

Neptune, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt von Maistral; ein schönes, gut bewaffnetes Schiff. Es hat sich vom Winde trei-

ben laſſen und kam nach Cadix, ohne einen Mann verloren zu haben.

Bucentaur, ein Schiff von 80 Kanonen. Der Admiral Villeneuve befand ſich auf demſelben; der Flaggencapitän hieß Magendie. Es wurde genommen und wieder genommen und ging endlich an der Einfahrt des Hafens, am Thurm San-Sebaſtian, unter.

Trinidad, ein Schiff von 130 Kanonen, auf welchem ſich der Contre-Admiral Cisneros befand. Es hat ſich nicht vertheidigt, war aber auch ſchlecht bewaffnet; es wurde genommen und verbrannt.

Heros, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Poulain, der in der Schlacht blieb. Der erſte Kanonenſchuß, der auf ſein Schiff fiel, tödtete ihn. Sein Second-Lieutenant ließ ſich augenblicklich vom Winde treiben, um aus dem Feuer zu kommen und erhielt in demſelben Augenblick noch einige Lagen, worauf er nach Cadix zurück kehrte.

San Auguſtino, ein Schiff von 74 Kanonen. Es lag unter dem Winde ſeines Poſtens, wurde von einem engländiſchen Schiff angegriffen, genommen und verbrannt.

Drittes Geſchwader unter dem Befehle des Contre-Admirals Dumanoir.

Mont-Blanc, ein Schiff von 74 Kanonen

und commandirt von Lavillegris. — Es blieb im Gefolge Dumanoir's.

Asia, ein Schiff von 74 Kanonen, ging zu Grunde, nachdem es in der Bai von Cadix seinen Mast gekappt hatte. Es hatte sich nicht geschlagen.

Duguay-Trouin, ein Schiff von 74 Kanonen und commandirt von Touffet, der geblieben ist. Es blieb im Gefolge Dumanoir's.

Rayo, ein Schiff von 100 Kanonen, es kehrte am Tage der Schlacht, ohne sich geschlagen zu haben, nach Cadix zurück, lief am andern Tage wieder aus und ergab sich auf die erste Lage des Polyphemus; es wurde verbrannt.

Formidable, ein Schiff von 80 Kanonen, es trug den Contre-Admiral Dumanoir und wurde commandirt vom Capitän Letellier.

Scipion, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Beranger; es blieb im Gefolge Dumanoir's.

Neptune, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt von Valdez. Es hat sich gut geschlagen, wurde genommen und wieder genommen und ging endlich bei Rota zu Grunde.

Beobachtungsgeschwader unter dem Befehl von Gravina. (Es hatte die Spitze der Schlachtordnung.)

Erste Division.

Juan Nepomuceno, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Charruca, welcher in

der Schlacht blieb. Nach einer tapfern Gegenwehr wurde es genommen und nach Gibraltar gebracht.

Berwick, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Camas, welcher blieb. Es wurde nach einer tapfern Gegenwehr genommen, von den Engländern wieder verlassen und strandete bei Trafalgar.

Prince des Asturies, ein Schiff von 118 Kanonen. Es hatte den Admiral Gravina und den Contre-Admiral Escagno am Bord, und hat sich gut geschlagen, denn alle Offiziere waren verwundet. Gravina starb an seinen Wunden. Das Schiff kehrte nach Cadix zurück.

Achille, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von de Nieport, welcher blieb; es flog auf während des Treffens.

Ildephonso, ein Schiff von 74 Kanonen, wurde genommen und nach Gibraltar gebracht.

Schewiffure, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von L'Hospitalier-Villemandrin; es wurde genommen und, dem Versinken nahe, nach Gibraltar gebracht.

Zweite Division unter dem Befehl von Magon.

Argonaute, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Epron (J. F.); es kam nach Cadix zurück, ohne sich geschlagen zu haben.

Montanès, ein Schiff von 74 Kanonen, com-

mandirt von Alcedo, welcher blieb; es kam nach Cadix zurück.

Algesiras, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Macon, welcher blieb. — Capitän Letourneur. — Es kam nach Cadix, nachdem es genommen und wieder genommen war.

Argonauta, ein Schiff von 80 Kanonen, commandirt von Epron; es wurde genommen und versenkt, ohne sich geschlagen zu haben.

Aigle, ein Schiff von 74 Kanonen, commandirt von Gourège, welcher blieb; es hat sich vortrefflich geschlagen, kam nach Cadix zurück und ging aus Mangel an Mannschaft in der Bai von Santa-Maria unter.

Bahamo, ein Schiff von 64 Kanonen, commandirt von Hocer, welcher blieb. Es hat sich gut geschlagen und strandete bei Trafalgar.

Fregatten.

Hortense, commandirt von Delamare de la Meillerie. — Das Beischiff des Admirals. Gegen Mittag hatte sie schon die Bramstengen-Beisegel beigesetzt und suchte das Weite. Die Schlacht begann erst um 12½ Uhr; sie kehrte nach Cadix zurück.

Cörnelie, commandirt von Martineno. — Beischiff Dumanoir's; sie kehrte nach Cadix zurück.

Rhin, commandirt von Chesneau. — Beischiff Alhava's; kehrte nach Cadix zurück.

Hermione, commandirt von Mahé; Beischiff Magon's; kehrte nach Cadix zurück.

Themis, commandirt von Jugan; Beischiff Gravina's; kam nach Cadix zurück.

Schlachtlinie der Flotte Nelson's bei Trafalgar.

Victory	Nelson.
Tèmèraire	Eavey.
Neptune	Fréméole.
Wiolha	Roër-Hurn.
Conqueror	Pellew.
Agamemnon	Betzy.
Ajak	der Premierlieutenant.
Orion	Condvington.
Minotaure	Maufule.
Spartiate	Laforey.
Royal-Sovering	Collingwood.
Mars	Duff.
Tonnant	Eyter.
Belle-Isle	Pazgood.
Déflance	der Premierlieutenant.
Bellerophon	Cook.
Coloſſus	Moris.
Achille	King.
Polyphemus	Rednout.
Revanche	Morten.
Schewiffure	Rotherford.
Deffeau	Hope.
Afrique	Degby.

Thunderer . . . . . Dorthom.
Britannia.
Prince.
Breard-Nougth.
Queen.
Canopus.
Tigre.
Spencer.
Deinnegall.
Jaloux.

Diese sechs Schiffe, welche zu Tanger lagen, kamen herbei und schlossen sich an die übrigen an.

Recapitulativ.

Französische Flotte.

1	Schiff	von	130	Kanonen	130
2	—	—	118	—	236
1	—	—	100	—	100
6	—	—	80	—	480
21	—	—	74	—	1554
2	—	—	64	—	128
33	Schiffe	in Summa mit			2628 Kanonen.

Englische Flotte.

2	Schiffe	von	110	Kanonen	220
1	—	—	100	—	100
5	—	—	98	—	490
6	—	—	80	—	480
16	—	—	74	—	1184
3	—	—	64	—	192
33	Schiffe	in Summa mit			2666 Kanonen.

Anmerkung C. zu Kapitel 4, S. 82.

Jacquemet (Michel) Titular-Oberst des ersten Linien-Infanterie-Regimentes, Offizier der Ehrenlegion, Ritter des Ludwig-Ordens ꝛc., geboren zu Collorge, im Departement Ain.

Im Jahr 1792 trat er unter das 7te Bataillon des Departements Ain und zeichnete sich in den Feldzügen nach Belgien aus. Er diente der Reihe nach unter Dumouriez, Custine, Houchard und Pichegru. Sodann kam er zur Armee der Sambre und Maas und zeichnete sich in der Schlacht von Sulzbach am 17ten August 1796 durch seine Tapferkeit aus, indem er an der Spitze einer Grenadiercompagnie unter einem heftigen Kleingewehrfeuer in ein Holz eindrang, welches vor dieser Stadt lag und von den ungarnschen Grenadieren aufs Hartnäckigste vertheidigt wurde. Sobald er sie erblickt hatte, stürzte er sich ungestüm auf sie und erreichte, seiner Compagnie voraus eilend, zwei feindliche Soldaten, die er entwaffnete und zu Gefangenen machte.

Als am 21. October 1805 in der Schlacht von Trafalgar das Schiff Aigle von zwei englandischen Schiffen angegriffen wurde und es letztern bereits gelungen war, 200 Mann auf die Kampanie zu werfen, so sammelte Jacquemet, der sich auf diesem Schiffe befand und schwer verwundet war, einige Matrosen und Grenadiere,

mit denen er aufs Verdeck eilte und den Feind mit dem Bajonett vertrieb. Als ſpäter das Schiff ſeine Flagge einziehen mußte: ſo theilte dieſer unerſchrockene Offizier das Loos der Beſatzung, aber er hatte den Troſt, noch die Fahne ſeines Bataillons zu retten, die er einen Monat ſpäter der 67ſten Halbbrigade, in welcher er damals Bataillonschef war, zurück brachte.

In der Schlacht von Eslingen debuſchirte Jacquemet mit ſeinem Bataillon in dem Augenblick, wo ſich die Öſtreicher in Maſſe auf Groß-Aspern werfen, aus dem Dorf und ſtellte es, unter dem heftigſten Artilleriefeuer des Feindes, auf. Während alle Corps ins Dorf zurück gingen, um ihre Stellung zu nehmen, hielt dieſes Bataillon allein alle Angriffe der Öſtreicher aus und ſein Chef zog ſich nicht eher zurück, als bis er einen Schuß in die Bruſt bekommen hatte.

Bei Wagram erhielt er den Auftrag, das Dorf Ankerklo wieder zu nehmen, das der Feind beſetzt hatte. Er führte ihn glücklich aus, als er aber ſpäter mit zu bedeutender Macht angegriffen wurde, mußte er ſich auf die Diviſion Molitor zurück ziehen, wo er zeitig genug ankam, um das Commando des 67ſten Infanterie-Regimentes zu unternehmen, deſſen Oberſt kampfunfähig geworden war. Jacquemet führte dieſes Regiment zum Sieg. Man bewunderte ſeine Kaltblütigkeit und ſeine Tapferkeit bei mehrern

Angriffen, die sämmtlich mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt wurden.

Im Jahr 1810 wurde er nach Spanien beordert, machte den ganzen Feldzug von Catalonien mit und zeichnete sich äußerst rühmlich aus. Während der Belagerung des Forts Figueres, wo er das 67ste Regiment commandirte, entwickelte er eine beispiellose Thätigkeit. Als er zum Major des 52sten Linien-Regimentes, mit dem Befehl sich nach Genua zum Depot dieses Regimentes zu begeben, ernannt worden war, ging er zum Marschall Macdonald, um ihm seine Ernennung anzuzeigen und ihm zu sagen, daß er lieber auf jede Art des Avancements Verzicht leiste, als bei einem Depot sich zu langweilen. Zugleich bat er ihn auch um die Autorisation, seinen Dienst bis zur Übergabe des Platzes fortsetzen zu dürfen, was er um so leichter gewährt bekam, als alle Oberoffiziere der Armee seinen Abgang als einen allgemeinen Verlust betrachteten. Als kurze Zeit nachher das 52ste Regiment den Befehl erhielt, zwei Eliten-Bataillons zu bilden, bestehend aus 600 Grenadiers und 600 Voltigeurs, um zur Armee in Nord-Spanien zu stoßen, erhielt der Major Jacquemet das Commando und begab sich zu diesem Behuf nach Burgos, sobald die Belagerungsoperationen beendigt waren.

Während dem ganzen spanischen Kriege zeichnete er sich durch eine Menge glänzender Thaten

aus, und die Division Abbé, welche einen so rühmlichen Feldzug in Biscaya machte, isolirt von allen andern Corps und verfolgt von den Parteigängern Pinto und Mina, verdankte ihm einen großen Theil ihrer Erfolge.

Bevor er das Regiment verließ, an dessen Spitze er sich mit Ruhm bedeckt hatte, und dem sein Abgang sehr leid that, überreichte ihm das Offiziercorps einen prächtigen Degen, auf welchem die Worte eingegraben waren: „Die Offiziere des 67sten Regimentes, dem Herrn Jacquemet, Major des 52sten."

Die ganze Armee kannte diesen Tapfern, der in Garnison eine sehr schwache Gesundheit besaß, auf welchen aber der Kanonendonner die nämliche Wirkung hatte, wie der Frühling auf andere Patienten.

Im Jahr 1813 wurde er Titular-Oberst des ersten Linienregimentes und erfuhr im Jahr 1815 und 1816 die Verfolgungen, welche die Feinde der Nationalunabhängigkeit gegen diejenigen ausübten, welche die Waffen ergriffen hatten, um sich der Invasion des vaterländischen Bodens zu widersetzen.

Anmerkung D. zu Kapitel 5, S. 220.

Manche werden es vielleicht nicht ungern sehen, wenn wir an die Erzählung Guille-

mard's den wesentlichen Inhalt eines Werkes unter dem Titel: Histoire des Sociétés secrètes de l'armée, in wie weit er auf sie Bezug hat, anknüpfen.

Dieses Werk wird einem gewissen Charles Nodier zugeschrieben, der gegenwärtig in sentimentalen Romanen und Gelegenheitsgedichten der legitimen Dynastie huldigt. Nebst einigen interessanten Thatsachen findet man darin eine Menge entstellte, unerwiesene Behauptungen und sehr viel mysteriöses, wichtigthuendes und nichts sagendes Geschwätz. Unter andern erzählt er, daß Mercier auf einem Kaffeehause Oudet in tiefen Gedanken angetroffen habe. Seine Physiognomie sei ihm aufgefallen, deßhalb habe er sich ihm genaht und in einer Art von Inspiration die Worte gesprochen: „Junger Mann, verzeihen Sie dem alten Mercier, wenn er einen Augenblick Sie stören sollte. Ich kenne die Wichtigkeit des Gegenstandes, über welchen Sie nachdenken und wolle Gott verhüten, daß ich das Resultat derselben stören möge! Ich lese auf Ihrer Stirn alle Ihre Plane und ich kenne auch die Kräfte, die zur Ausführung derselben in Ihrer Macht liegen. Retten Sie Frankreich, weil Sie den Willen dazu haben, aber, bei Gott, bringen Sie es nicht wieder unter das Joch, von welchem Sie es befreien wollen."

Der Verfasser behauptet, daß der von Oudet gestiftete Bund der Philadelphen, außer meh-

rern Verschwörungen, auch diejenige Pichegru's und Mallet's veranlaßt habe.

Über die Schlacht von Wagram sagt er unter andern Folgendes:

„Der berühmte Feldzug von 1809 sollte eröffnet werden, als Oudet durch einen Befehl des Kriegsministers aus dem Exil nach Paris gerufen wurde. Man ernannte ihn zum Brigadegeneral, worauf er wegen seiner Dienste schon lange Anspruch hatte, verlangte aber, daß er vorher ein Ergänzungslinienregiment organisiren solle, welches Anfangs No. 6 führte, aber endlich nach drei Veränderungen, welche die Umstände herbei führten, No. 9 führte. Bei der Errichtung dieses Regimentes war ihm in der Wahl der Offiziere unbegränzte Freiheit gelassen; und es gab auch in der That kein besseres Mittel, um den Verdacht Napoleons über seine gefährlichen Feinde aufzuklären. Die Falle war eben nicht fein versteckt, aber Oudet ging hinein, ungeachtet er sie erkannt hatte. Die Freiheit, ein Regiment zu errichten, welches von seinem Geiste beseelt sei, erfüllte ihn mit Hoffnung und Vertrauen und er zweifelte gar nicht, daß er die Plane des Tirannen auffallend durchkreuzen werde. Es gibt aber Verbrechen, welche die Tugend nicht vorher sieht, selbst wenn sie durch Klugheit und Genie erleuchtet ist."

„Das Ereigniß, von welchem ich sprechen soll, ist indessen zu sehr in Dunkelheit gehüllt,

als daß man eine positive Behauptung aufstellen könnte ꝛc. — Ich beschränke mich deßhalb auf die Erzählung der Thatumstände, wie sie mir zu Ohren gekommen sind, ohne daraus Folgerungen zu ziehen, die bei aller Wahrscheinlichkeit dennoch leicht irrig seyn könnten."

Der 6te Julius 1809, wo die berühmte Schlacht von Wagram geliefert wurde, ist einer der Tage gewesen, welche zum Ruhm der französischen Waffen auf eine glänzende Weise beigetragen haben. Schon um 10 Uhr des Morgens war der Sieg fast entschieden, aber gegen Mittag war die Schlacht vollkommen geendigt. Oudet und sein auserlesenes Offizierçorps hatten Wunder der Tapferkeit gethan. Letztere waren von ihm meisten Theils aus dem Exil gerufen worden, wie ihr Oberst durch den Kriegsminister und fühlten sich glücklich, ihren Muth bei der ersten Gelegenheit bekunden zu können und sich durch Tapferkeit der, wenn auch spät bewiesenen Gerechtigkeit würdig zu zeigen. Einige von ihnen waren gleich Anfangs geblieben, fast Alle hatten mehrere Wunden und Oudet, von drei Lanzenstichen getroffen, die nicht gefährlich schienen, ihm aber einen großen Blutverlust zuzogen, hatte sich auf seinem Pferde festbinden lassen. Er erwartete den Befehl, sich nach Wien zu begeben, von welchem er nur 1200 Toisen entfernt war, erhielt aber den Befehl, sich mit seinem Regiment 3 Stunden weit, nach einer entgegengesetzten

Richtung auf einen der Punkte zu begeben, wohin sich die Trümmer des Feindes zurück gezogen hatten. Es war ihm vorgeschrieben, dieses Observationscorps in einer vortheilhaften Stellung unter dem Befehl eines Bataillonschefs und eines Unteroffiziers per Compagnie zurück zu lassen und dann mit dem Rest ins Hauptquartier sich zu begeben, um weitere Befehle zu empfangen. Bei der Ausführung dieser Bewegung überraschte ihn die Nacht und gegen 11 Uhr des Abends fiel er in einen Hinterhalt, der Alles nieder schoß, ohne sich zu erkennen zu geben. Vergebens schützten ihn seine Kameraden mit ihren Leibern, — der letzte Beweis einer allgemeinen Anhänglichkeit, der nur dazu diente, seinen Todeskampf zu verlängern. Mit Anbruch des Tages fand man 22 Leichname um Oudet herum aufgethürmt, der noch allein etwas Leben zu haben schien."

„Oudet war auch nicht todt; er lebte noch drei Tage, während welcher er seine Familienangelegenheiten in Ordnung brachte, was eine große Geistesanstrengung erforderte, weil die Zukunft seines einzigen Kindes davon abhing. Am dritten Tage verschied er sanft von einigen Soldaten umgeben, die ihre Wunden und ihre Schmerzen vergaßen, um sich nur mit den seinigen zu beschäftigen. Die Nachricht dieses Todesfalles verbreitete sich in der ganzen Armee und weit schneller, als man es gewollt hatte. Das Bul-

letin von Wagram, welches die Ehre einer besondern Erwähnung vielen obscuren Offizieren zugestand, umhüllte vergebens den Namen Oudet's mit einer Umschreibung, zu welcher sehr Wenige den Schlüssel hatten. Weder der Grad, den er am Tage vor der Schlacht erhalten hatte, noch die Veranlassung dazu wurde angeführt. Es hieß bloß: „Oudet, in der Schlacht verwundet und in der Nähe des Schlachtfeldes gefunden, ist indessen nicht auf dem Schlachtfelde gestorben." Welchen Grund hatte man, um dieser Lüge eine historische Auctorität zu geben? Der Schlüssel zu diesem Räthsel mag vielleicht in dem Gewissen irgend eines Mörders aufzusuchen seyn."

„Wie dem auch seyn möge, Oudet und die Blühte der Helden, welche um ihn gefallen waren, wurden allgemein beklagt. Einige verwundete Offiziere, welche in dasselbe Lazareth gebracht worden waren, rissen ihren Verband auf, als seine Leiche fortgeschafft wurde. Ein junger Feldwebel, welcher seine Leiche begleitete, stürzte sich einige Schritte vom Grabe in seinen Säbel. Ein Lieutenant, welcher mit ihm in der 68sten Halbbrigade gedient hatte, erschoß sich ꝛc."

„Kurze Zeit darauf wurde das Regiment entlassen und diese Maßregel fiel damals gar nicht auf. Die errungenen Siege hatten den Frieden herbei geführt und der Friede machte die Ergänzungsregimenter überflüssig. Bei diesem Regimente traf die Reform nur eine Hand voll Leute,

die der Schlacht von Wagram ꝛc. entronnen waren. Der Tod Oudet's hatte unter seinem Regiment eine Verzweiflung verbreitet, die in kurzer Zeit alle Kameraden und alle seine Soldaten ihm nachsendete, und kaum einige übrig ließ, um die Tradition seiner letzten Thaten und den unauslöschlichen Schmerz über seinen Verlust aufzubewahren."

„So fiel in der Blühte seines Alters (er war kaum 34 Jahre alt) ein Mann, wie die Natur vielleicht bald Keinen wieder hervor bringt" . . . . .

„In dem Tone seiner Stimme lag etwas Bezauberndes und eben so auch in seinem Blick. Es gehörte zu seinen Schwächen, diesen Einfluß manchmal selbst auf die wildesten Thiere zu äußern; aber er wußte nicht, daß es gewisse Menschen gibt, die noch weit schwieriger als Tieger zu besänftigen sind."

Der Verfasser schreibt hierauf demselben geheimen Bunde die zweite Verschwörung von Mallet zu, wie auch den größten Theil der Anstrengungen, welche endlich die Restauration herbei geführt haben.

Darin stimmt Ch. Nodier mit Guillemard überein, daß er das Ergänzungsregiment, welches Oudet während und nach der Schlacht von Wagram befehligt, als das 9te bezeichnet. Der Aussage einiger glaubwürdigen Militärs zu Folge, soll indessen der Oberst Ou-

det damals das 17te Linienregiment commandirt haben. Hätte er vielleicht letzteres nach seiner Ernennung zum General verlassen, oder hätte er sie beide zugleich commandirt? Dieser Umstand eignet sich zu einer nähern Erörterung, ohne daß wir indessen uns den geringsten Zweifel über die Thatsachen und Umstände, welche in diesen Memoiren erzählt werden, erlauben wollen.

Anmerkung E. zu Kapitel 8, S. 205.

Guilkemard gedenkt in seiner Schilderung des Aufenthaltes auf Cabrera der Engländer wenig und scheint die Leiden der spanischen Gefangenen ausschließlich der spanischen Regierung zuzuschreiben. Es ist indessen ausgemacht, daß dieses Kriegsgefängniß nur eine Nachahmung und Zusatz derjenigen von Darthmoor, von Fortan und von Mill-prison, wie auch der Pontons, schmerzhaften Andenkens, ist, in welchen die großherzige Albion 10 Jahre lang so viele Unglückliche gemartert hat, so daß sie nach langem Leiden daselbst umgekommen, oder nur die Freiheit wieder erlangt haben, um auf vaterländischem Boden für ihren zerrütteten Körper ein Grab zu finden.

Cabrera wurde zum Aufenthalt derjenigen französischen Kriegsgefangenen auserlesen, wel-

che England nicht zu ernähren haben wollte. Von der Insel Majorca gedeckt, war diese Insel so unzugänglich für französische Schiffe, als nur immer die engländischen Gefängnisse. Und hier konnte man sicher darauf rechnen, daß der Tod eine eben so gute Ernte halten werde, als auf den Pontons. Auf letztern erzeugte der Mangel an frischer Luft einen abscheulichen Gestank und eine verpestete Atmosphäre; auf Cabrera mußte der Mangel jeder Art des Schutzes unter einem verzehrenden Himmel andere und doch eben so gefährliche Krankheiten hervor bringen.

Seit dem Jahr 1814 haben sich tausend Stimmen erhoben, um der civilisirten Welt die Grausamkeiten zu entdecken, deren sich die englandische Regierung während des letzten Krieges gegen ihre Gefangenen schuldig gemacht hat. Aber unter den verschiedenen Schilderungen ist keine so treu und schlagend, als die des General-Major Pillet in seinem interessanten Werke unter dem Titel: l'Angleterre vue a Londres et dans les provinbes, pendant un sejour de six ans, dont quatre comme prisonnier de guerre. *Einige haben ihn der Übertreibung beschuldigt, worauf er freilich nicht antworten konnte, da er kurz nach der Herausgabe seiner Schrift am Brustkrebs starb; aber Tausende von Franzosen sind im Stande, die Wahrheit seiner Darstellung zu bezeugen. Sie

TAYLOR INST. OXFORD

haben zwar ihre physischen Leiden, deren trauriges Resultat eine zerrüttete Gesundheit ist, vergessen, können aber nie die Erniedrigungen vergessen, die man sie täglich erdulden ließ. Sie werden es für ihre Pflicht vielmehr halten, aller Welt diese Niederträchtigkeiten laut zu erzählen. Dem Engländer ist der Haß gegen Frankreich angeboren und man sucht ihn weder zu verbergen, noch durch die Erziehung zu schwächen. Nein, das Kind in der Wiege empfängt schon die erforderlichen Eindrücke, um diesen Haß fortzusetzen und die Franzosen in seinen Augen als verhaßt und lächerlich darzustellen. Die albernsten Erzählungen, die unwahrscheinlichsten Schilderungen werden ihm täglich gemacht und bringen endlich jenen Haß zur Reife, dessen erste Keime von Natur schon in jedem Engländer liegen.

Napoleon sagte in der Proklamation, welche er vor der Schlacht von Waterloo an seine Soldaten richtete: „Laßt euch von denjenigen eurer Kameraden, welche in englandischer Kriegsgefangenschaft gewesen sind, erzählen, was sie auf den Pontons haben ausstehen müssen.“ Dieß war sicherlich das Beste, was er Soldaten sagen konnte, die eben mit diesem Volk in den Kampf gehen wollten, welches die Unverschämtheit besitzt, sich mit seiner Philanthropie und Großmuth breit zu machen, in Wahrheit aber noch nichts von jenem rohen Charakter verloren

hat, von welchen die Ermordung der Gefangenen wenige Stunden nach der Schlacht von Crécy als Beleg gelten kann.

Über die Kriegsgefängnisse der Engländer sind, wie gesagt, mehrere Schriften erschienen, aber keine ist unserer Meinung nach vollständig, nicht einmal die des General-Majors Pillet, wiewohl sie äußerst interessant genannt werden muß. Weit entfernt, ihn der Übertreibung zu beschuldigen, behaupten wir vielmehr, daß er noch lange nicht Alles gesehen, oder Alles, was er gesehen, in der Schrift mitgetheilt hat; übrigens erwähnt er der Gefängnisse nur beiläufig. Eine freimüthige und unparteiische Schilderung der Einrichtung dieser Gefängnisse und der Pontons, der Sitten der Gefangenen und des Lebens der Offiziere, welche auf ihr Ehrenwort Kriegsgefangene waren, bleibt noch zu entwerfen übrig. Wahrscheinlich wird sie nie erscheinen, indem die Zeit täglich das Interesse mindert, welches sie zu Ende des Krieges gehabt haben würde ꝛc. . . .

Wir wollen jetzt dem Leser einige Stellen aus dem angeführten Werke mittheilen.

„Das System der Ermordung und der Grausamkeit ist in den beiden letzten Kriegen von dem transport-office in Ausführung gebracht worden. Es besteht noch immer aus denselben Männern und sie betreiben ihr Geschäft mit einer Erbitterung und einer Methode, daß man es kaum glauben kann. In dem letzten Kriege sind binnen 5

Monaten 30,000 Menſchen aus Entkräftung geſtorben. Ich habe zu Norman-Croß ein Stück Land geſehen, auf welchem von 7000 Mann, die ſich im Gefängniß befanden, 4000 eingeſcharrt worden waren . . . . . .

„Man gab ihnen nicht nur unzulängliche, ſondern auch ſchlechte und ungeſunde Nahrungsmittel. Vier Mal die Woche erhielten die Gefangenen von Würmern zerfreſſenen Schiffszwieback, eingeſalzene Fiſche und eingeſalzenes Fleiſch; drei Mal ein ſchlecht gebackenes ſchwarzes Brot aus verdorbenem Mehl oder Buchweizen (blé noir). Nach dem Genuß desſelben ſtellte ſich eine Art Trunkenheit ein, verbunden mit heftigem Kopfweh, Fieber, Diarrhöe und aufgedunſenem rothen Antlitz. Viele ſtarben an einer Art Schwindelkrankheit. Als Zugemüſe erhielten ſie trockene Bohnen, die ſich gar nicht weich kochen ließen. So geſchah es denn, daß die Unglücklichen täglich zu Hunderten an Hunger oder Vergiftung ſtarben. Wer nicht bald ſtarb, wurde nach und nach ſo ſchwach, daß er nicht mehr verdauen konnte. Eine Abſcheu erregende und dennoch ganz wahre Thatſache iſt es, daß diejenigen der hungrigen Unglücklichen, welche eine etwas robuſte Conſtitution beſaßen, aus den Exkrementen ihrer Leidensgefährten die nicht verdauten Bohnen heraus ſuchten und ſie, nach einer leichten Abwaſchung verſchlangen . . . . . .

„Der Lord Cordower, Oberſt des Regi-

mentes Cammathon, welches das Gefängniß von Porchester bewachte, war eines Tages ins Innere gegangen und hatte sein Pferd an einer der Barrieren angebunden; in 10 Minuten war es zerstückelt und verzehrt. Als er zurück kam und nach seinem Pferde fragte, sagte man ihm die Wahrheit; aber er wollte ihr nicht eher Glauben beimessen, als bis man ihm die Überreste seines Pferdes zeigte. Dieß war nicht schwer: man führte ihn zur Stelle, wo die Haut und die Eingeweide lagen, und einer der hungrigen Unglücklichen verzehrte noch in seiner Gegenwart das letzte Stück rohes Fleisch. Ein großer Fleischerhund, ja alle Hunde, welche in das Gefängniß kamen, hatten dasselbe Schicksal." (Siehe S. 387 des angeführten Werkes.)

„Die Witterung sei wie sie wolle: so werden dennoch die Gefangenen zwei Mal gezählt.....

„Sobald gezählt werden soll, werden die Gefangenen von Soldaten aus dem Gefängniß heraus getrieben und dann fallen Auftritte der abscheulichsten Brutalität vor. Häufig sind Gefangene mit dem Bajonett gestochen oder durch Säbelhiebe verstümmelt worden, weil sie vielleicht einem betrunkenen Soldaten nicht schnell genug hervor kamen. An Abhilfe ist gar nicht zu denken. Der Oberst Vatable und ich sind Zeuge und fast das Opfer einer ähnlichen barbarischen Handlung geworden: wir sahen einen Unglücklichen unter den Säbelhieben eines Soldaten zu-

sammen stürzen. Der Oberst erhielt dabei einen tiefen Hieb in den Arm . . . . . .

„Ich versichere, daß ich mich nicht irre, wenn ich behaupte, daß mehr als 500 Franzosen auf diese Weise umgekommen sind, ohne daß es möglich gewesen wäre, Gerechtigkeit zu erlangen. Eine sehr große Menge wird verstümmelt und dienstunfähig bleiben." (Eben daselbst S. 402.)

„Die Lungenkrankheit befällt jeden, der es in dieser Gefangenschaft über zwei Jahre aushält und die Schnelligkeit ihrer Verheerungen steht im Verhältniß zur Jugend des Patienten. Weder das engländische Ministerium, noch das Parliament treffen Vorkehrungsmittel gegen diese Krankheit; auch bemüht man sich nichts weniger, als ihrem Fortschritt Einhalt zu thun, vielmehr ist das Bemühen der Ärzte sogar darauf berechnet, diese tödtliche Affektion zu befördern und zu beschleunigen. Zu den häufigsten Mitteln, die an den Kranken angewendet werden, gehören reichliche Aderlässe, schwache Diät und eine Verschwendung von blasenziehenden Pflastern. Ein junger Wundarzt aus Turin, Herr Fontana, der in der französischen Armee angestellt ist, hat eine Abhandlung herausgegeben, in welcher auf das Überzeugendste bewiesen wird, daß man sich der Ärzte bedient, um die unglücklichen Gefangenen zu tödten, aber nicht, um ihre Gesundheit wieder herzustellen." (Eben daselbst S. 406.)

Anmerkung F. zu Kapitel 10, S. 252.

Wir entnehmen aus de Ségur's bekannter Schrift die Beschreibung der religiösen Ceremonie der Russen:

„Gegen Mittag hatte Napoleon im feindlichen Lager eine außerordentliche Bewegung bemerkt. Die ganze russische Armee war auf den Beinen und unter den Waffen. Kutusow, umgeben von dem ganzen religiösen und militärischen Pomp, bewegte sich mitten durch die Armee. Er hatte den Popen und Archimandriten befohlen, ihre reichen und majestätischen Gewänder, das Erbe der Griechen, anzulegen. Sie schritten vor ihm her und trugen die verehrten Zeichen der Religion, besonders aber jenes heilige Bild, noch unlängst der Schutz von Smolensk, von welchem sie behaupteten, daß es durch ein Wunder vor der Entweihung der französischen Kirchenschänder gerettet worden sei."

„Wenn der Russe die Soldaten durch dieses außerordentliche Schauspiel ergriffen sieht, so erhebt er die Stimme und spricht ihnen besonders vom Himmel vor, dem einzigen Vaterlande, welches dem Sklaven übrig bleibt. Im Namen der Religion, der Gleichheit sucht er die Leibeigenen aufzuregen, die Güter ihrer Herren zu vertheidigen. Diesen Zweck erreicht er hauptsächlich, indem er ihnen das erwähnte Heiligenbild zeigt, welches sich in ihre Reihen geflüchtet haben soll.

So fordert er ihren Muth auf und erregt ihre Wuth.“

„Napoleon ist in seinem Munde ein Weltdespot, ein Tyrann, ein Friedenstörer, ein Elender, ein Erzrebell, der gekommen ist, die Altäre umzustürzen und sie mit Blut zu beflecken! der die Bundeslade des Herrn, dargestellt durch das heilige Bildniß der Entweihung der Menschen und den Rauhheiten der Witterung aussetzt!“

„Alsdann zeigt er auf die in Asche liegenden Dörfer, erinnert sie an ihre Weiber und Kinder, fügt einige Worte über ihren Kaiser hinzu und endigt mit einer Aufforderung an ihre Frömmigkeit, an ihre Vaterlandsliebe, Instinktstugenden bei diesen rohen Völkern, die sich noch nicht bis zum Gefühl erhoben haben, aber eben deßwegen weit furchtbarere Soldaten sind, als solche, deren Gehorsam öfters durch Raisonnement erschüttert wird ꝛc.“ . . . . .

„Dieser feierliche Auftritt, diese Rede, die Ermahnungen ihrer Offiziere, der Segen ihrer Priester — Alles dieß zusammen genommen, steigert den Muth dieser Leibeigenen bis zum Fanatismus. Alle, bis auf den untersten Soldaten herab, glauben von Gott selbst der Vertheidigung des Himmels und ihres heiligen Bodens geweiht zu seyn.“

„Bei der französischen Armee war damals weder religiöser noch militärischer Pomp zu sehen; keine Revue, kein Mittel der Aufregung! Die

Anrede des Kaisers selbst wurde erst sehr spät ausgetheilt und erst am andern Morgen so kurz vor der Schlacht verlesen, daß bereits mehrere Corps, ohne etwas davon gehört zu haben, im Gefecht sich befanden.

Rede Kutusow's an seine Truppen, am 5. September 1812.

„Ihr habt vor euch in diesem heiligen Bilde des heiligen Gegenstandes eurer Anbetung eine Aufforderung, die euch mit lauter Stimme zuruft, euch alle mit Festigkeit gegen den Friedenstörer der Erde zu erheben. Nicht zufrieden, in Millionen Geschöpfen das Bild Gottes zu vernichten, dringt auch dieser Welttyrann, dieser Erzrebell gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit gewaffneter Hand in eure Tempel, befleckt sie mit Blut, stürzt die Altäre um, tritt die heiligen Gebräuche mit Füßen und setzt die Bundeslade des Herrn den Entweihungen der Zufälle, der Elemente und der kirchenschänderischen Hände aus. Fürchtet deßhalb nicht, daß der Gott, dessen Altäre beschimpft worden sind, durch diesen Wurm, den seine Allmacht aus dem Staube hervor gezogen hat, — fürchtet nicht, daß der Gott nicht mit uns sei, daß er nicht sein Schild erheben wolle über unsere Reihen und seinen Feind mit dem Schwerte Michaels bekämpfen.“

„In diesem Glauben will ich kämpfen und

siegen! In diesem Glauben will ich kämpfen und sterben und meine brechenden Augen werden den Sieg schauen! Soldaten, ich sage es euch, denkt an eure von den Flammen verzehrten Städte; denkt an eure Weiber und Kinder, die um euren Schutz flehen; denkt an euren Kaiser, euren Herrn, der euch als den Nerv seiner Kraft betrachtet; und ehe die morgende Sonne untergegangen seyn wird, werdet ihr euren Glauben, eure Treue in diese Gefilde eures Vaterlandes mit dem Blute des Angreifers und seiner Legionen aufgezeichnet haben.

Anmerkung G. zu Kapitel 10, S. 253, Note.

Bemerkungen über den Feldzug nach Rußland.

1812, 2r, 3r, 4r, 5r und 6r Septbr.

Seit der Schlacht von Valontino hatte es bloß Gefechte mit der Vorhut gegeben. Die Russen setzten ihren Rückzug in der besten Ordnung fort und verwüsteten und verbrannten jedes Dorf, was sie uns überlassen mußten. So führten sie uns von einer Stellung zur andern und hielten sich nur in derjenigen, wo sie die Nacht zubringen wollten. Der Mangel an guten Führern und hauptsächlich das Mißverständniß zwischen Murat und Davoust, der Haß, welchen Letzterer

laut gegen den König von Neapel äußerte, und die Verweigerung seiner Infanterie zu einer Zeit, wo man ohne dieselbe nichts anfangen und nichts vollenden konnte, beraubten uns mehrmals der Gelegenheit, ernsthaft mit der feindlichen Nachhut anzubinden und die Städte vor dem Anzünden zu bewahren. Murat, immer der Erste im Feuer, ermüdete in seiner Ungeduld, die Russen zu erreichen, Menschen und Pferde durch ununterbrochene Bewegungen. Davoust verfiel in den entgegengesetzten Fehler und wurde durch den Geist des Widerspruchs ängstlich und furchtsam, um methodisch zu erscheinen.

Der Kaiser sah in diesem Widerstreit weiter nichts, als Wetteifer, aus welchem für den Erfolg unserer Waffen nur Ersprießliches hervor gehen müsse; später merkte er doch, daß nachtheilige Folgen daraus entstehen könnten, und um der Sache abzuhelfen, detaschirte er vom Corps Davoust's die Division Compans und stellte sie unter den unmittelbaren Befehl des Königs von Neapel. Seit der Zeit marschirte sie mit seiner Cavallerie und diente derselben zur Vorhut. Kurz darauf zog sich die russische Armee zusammen und war bereit, die Schlacht anzunehmen.

Die französische Armee hatte den zweiten und dritten September Rasttag gehabt. Die Corps hatten sich vereinigt; Waffen und Fußbekleidung waren in guten Stand gesetzt worden. Den vierten September brach sie wieder auf und zwar in

derſelben Ordnung, welche ſie ſeit dem Abmarſch aus Dorogobuy beobachtet hatte, nämlich das erſte und dritte Corps und die kaiſerliche Garde machten das Centrum aus und hielten die Heerſtraße nach Moskow; der Vicekönig flankirte ſie links mit dem vierten Corps, und Poniatowsky rechts mit dem fünften Corps. Nachmittags traf der König von Neapel, welcher die Vorhut anführte, den Feind in einer vortheilhaften Stellung bei Gridnewo und hatte mit ihm ein ſehr blutiges Gefecht. Der Erfolg desſelben war, daß der General Konovitzin, welcher die ruſſiſche Nachhut anführte, nicht länger im Stande war, der Gewalt, welche man ihm entgegen ſetzte, zu widerſtehen, und deßhalb, da er zumal ſchon viel verloren hatte, ſich raſch zurück zog. Denſelben Abend kam das kaiſerliche Hauptquartier nach Gridnewo.

Als der Vortrab der Vorhut am fünften September aus Golowino debouchirte, konnte er von einer kleinen Anhöhe, nicht weit vom linken Ufer des Kologa-Fluſſes, etwa in einer Entfernung von zwei Kanonenſchüſſen die Erdarbeiten bemerken, welche der Feind in der ſo genannten heiligen Ebene vornahm. Alles war in Bewegung, von der Stelle an, wo ſich der kleine Fluß in die Moskowa einmündet, bis zum Wald von Paſſarewo und über denſelben hinaus. Napoleon kam gegen Mittag an dieſe Stelle und überſah mit Einem Blick die ganze Stellung der Ruſſen.

Er hielt es sogleich für nothwendig, sie aus dem nächsten Dorfe am Fluß Kologa, Alexino genannt, und aus einer Redoute zu vertreiben, welche ihre Linie zwischen diesem Dorfe und dem Walde deckte. Er befahl deßhalb sogleich der Division Compans, einen Angriff zu machen, und ließ denselben durch die Cavallerie des fünften Corps unterstützen . . . .

Alexino wurde sogleich genommen. Die Russen warfen sich in die Redoute und vertheidigten sich daselbst, durch frische Truppen unterstützt, äußerst hartnäckig. Der Angriff von unserer Seite wurde deßhalb immer hitziger und gereichte der fünften Division, besonders dem einundsechszigsten und siebenundfunfzigsten Regiment, zur großen Ehre. Auf beiden Seiten war der Verlust sehr groß gewesen. Man schlug sich mit Erbitterung bis in die Nacht. Wir blieben Meister von der Redoute und der sieben Feuerschlünde, mit denen sie besetzt war. Das kaiserliche Hauptquartier kam nach Valoniewa . . . . .

Den sechsten September besuchte der Kaiser die Vorposten. Jedes Corps der französischen Armee erhielt seine Schlachtordnung und begab sich nach dem Punkt, von welchem aus es in die Schlacht gehen sollte.

Drei Divisionen des ersten Corps (Compans, Dessaix und Friant) standen vor der genommenen Redoute und lehnten sich mit ihrem rechten Flügel an den Wald von Passarewo oder Utitza.

Das dritte Corps deckte Alexino und hatte das achte Regiment hinter sich, welches ebenfalls unter dem Marschall Ney stand.

Das vierte Corps stand Borodino gegenüber, mit dem rechten Flügel gegen die Heerstraße von Moskow und mit dem linken am Ravin. Zwei Divisionen des ersten Corps (Morand und Gérard) flankirten seine rechte Seite zwischen der Heerstraße und dem Kologa-Fluß.

Das fünfte Corps (Poniatowsky) stand hinter dem Walde auf der Höhe von Alexino und beobachtete die alte Straße von Smolensk über Jelnia.

Die vier Cavalleriecorps standen in Masse rechts hinter der eroberten Redoute. Das dritte Cavalleriecorps, von Grouchy angeführt, stellte sich gegen Abend hinter dem vierten Armeecorps zur Unterstützung desselben auf.

Man hatte in der Eile drei Brustwehren hergestellt und sie mit den Zwölfpfündern der Reserve besetzt. Die erste war bestimmt, die zwei Feldschanzen, welche dem ersten Corps gegenüber lagen, zu demontiren; die zweite war auf Semeninskoe und die Batterie gerichtet, welche der Feind dort aufführte; die dritte lag der großen Redoute und dem Centrum des Feindes gegenüber. Durch andere Brustwehren hatte man das vierte Corps auf der linken Seite gedeckt.

Keine unserer Vorbereitungen war dem russischen General Kutusow entgangen. Von der

Höhe bei Gorka hatte er bemerken können, daß unſere Hauptanſtrengungen gegen ſeinen linken Flügel und ſein Centrum gerichtet ſeien.

Auf der äußerſten Spitze ſeines linken Flügels ſchien ihm das Corps Tutchkow's nebſt der Miliz von Moskow hinlänglich ſtark zu ſeyn, um die alte Straße von Smolensk zu ſperren und auch, im Fall der Noth, eine Diverſion in den Rücken des Feindes zu machen. Bagration commandirte den linken Flügel, ſtand mit Tutchkow in Verbindung und hatte die Feldſchanzen uud Semeninskoe mit zwei Corps Infanterie und zwei Corps Cavallerie zu vertheidigen. Den ſechsten September erhielt er noch eine Diviſion Küraſſiere zur Verſtärkung.

Im Centrum ſtand Benningſen mit zwei Corps, von welchen das eine aus Cavallerie beſtand; er deckte die große Redoute und die Batterie von Gorka, wo ſich auch der Obergeneral Kutuſow befand.

Hinter dem Centrum und dem Dorfe Tatarinowa hatte ſich die ruſſiſche Garde aufgeſtellt, und hinter ihr in dritter Linie eine Diviſion Küraſſiere.

Das Commando des rechten Flügels war dem General Barclay anvertraut. Er beſtand aus zwei Corps Infanterie und zwei Corps Cavallerie und breitete ſich von der großen Heerſtraße bis zur Einmündung des Kologa-Fluſſes aus. Der

Feind hatte auf dieſer Linie auch mehrere Batterien errichtet.

So war der Stand der beiden Armeen, als Kutuſow des Nachmittags in Prozeſſion das heilige Bildniß der Jungfrau von Smolensk vortragen ließ und durch alle Mittel den Fanatismus der Truppen und ihren Muth zu ertragen ſuchte . . . . .

Das ruſſiſche Lager hatte an Allem überflüſſigen Vorrath. Das unſere mußte dieſen Vortheil entbehren, aber man konnte durchgängig die Freude bemerken, welche die Ausſicht auf eine entſcheidende Schlacht, die man ſo lange gewünſcht hatte, und das Vertrauen auf das Glück Napoleons erregte. Die Nacht war ruhig,*) und Tauſende von Feuern ſchienen in einer langen leuchtenden Linie den Donner des morgenden Tages anzukündigen.

---

*) Man hat viel davon geſprochen, daß Murat ſelbſt noch jetzt befürchtet habe, die Ruſſen möchten von Neuem einer Schlacht ausweichen und ſich uns durch eine rückgängige Bewegung entziehen. Dieſe Furcht, wenn ſie je beſtanden hat, iſt wenigſtens in gewiſſen Relationen ſehr übertrieben worden. Seit dem 5ten September beim Anblick der vor uns entwickelten Kräfte, und der Arbeiten, welche der Feind aufführte, konnte ſie wenig Grund haben. Noch viel weniger vollends am 6ten September des Abends. Wer da noch an eine rückgängige Bewegung denken konnte, hatte wohl nicht die Schwierigkeiten und die Gefahr eines ſolchen Manövres in Anſchlag gebracht. Wäre es wohl dem Ober-

Als am 7ten September des Morgens gegen 4 Uhr der Kaiser seine letzten Befehle zur Schlacht gegeben hatte, befand er sich am Fuß der Redoute, welche den 5ten September genommen worden war, also fast ganz in Centrum und hinter der Linie. Vor ihm stand die junge Garde, hinter ihm die alte en grande tenue und bataillonsweise in Colonnen aufmarschirt.

Um 5½ Uhr wurde an der Spitze eines jeden Regimentes unter den Waffen die Anrede des Kaisers verlesen:

„Soldaten! die Schlacht beginnt, welche ihr so sehr gewünscht habt! Jetzt hängt der Sieg von euch ab; wir bedürfen ihn; er wird uns Überfluß, gute Winterquartiere und eine baldige Rückkehr ins Vaterland geben! Benehmt euch, wie bei Austerlitz, bei Friedland, bei Witepsk, bei Smolensk; und möge die späteste Nachkommenschaft euer Benehmen an diesem Tage erwähnen; möge man von euch sagen: auch er war bei jener großen Schlacht unter den Mauern von Moskow.“

Um 6 Uhr gab die große Batterie auf dem rechten Flügel das Zeichen zur Schlacht, und so-

---

general möglich gewesen, in so kurzer Zeit seine ungeheure Linie und den ganzen, damit in Verbindung stehenden Troß, ungeachtet der beiden großen, ihm offen stehenden Heerstraßen, in rückgängige Bewegung zu versetzen?

gleich griffen die Divisionen Dessaix und Compans vom 1sten Corps die Feldschanze des linken Flügels an. Die letztere, welche mehr in gerader Linie ohne zu schießen darauf los marschirte und durch das Gehölz, welches sie davon trennte, war sogleich im Gefecht. Wegen der Schwierigkeit des Terrains wurde der Marsch nicht wenig gestört. Das Feuer des Feindes war mörderisch; der General Compans wurde verwundet und die Bewegung der beiden Divisionen aufgehalten. Aber bald erlangte der Angriff, unterstützt durch die Artillerie des General Pernetti, seine ganze Lebhaftigkeit wieder. Das 57ste Regiment war nur noch 100 Toisen vom Ziele. Der General Testa, welcher dieses Regiment anführte, stürzte sich im Sturmschritt auf die Feldschanze; sie wurde mit dem Bajonett genommen. Der Feind ließ viel Todte und Verwundete zurück, suchte aber bald diesen Posten wieder zu nehmen. Bagration verstärkte diesen Punkt mit seiner ersten Linie. Barasdin fiel mit seinem Corps über die beiden Divisionen her. Dessaix, welcher Compans ersetzt hatte, hielt den Angriff aus, und das 54ste Regiment behauptete seine Eroberung. Der General, welchen es commandirte, wurde indessen in der Feldschanze verwundet, und der größte Theil ihrer Vertheidiger waren mehr oder weniger schwer verwundet. Es war jetzt gegen acht Uhr, als der Marschall Ney mit dem dritten Corps herbei kam, um die Anstrengungen

des 1sten zu unterstützen und zugleich die zweite Feldschanze des linken Flügels der Russen anzugreifen. Von dieser Feldschanze bis zum Walde war das Gefecht allgemein und äußerst heftig. Dessaix wurde aus dem Gefecht getragen und durch den General Rapp ersetzt, der hier seine zwei und zwanzigste Wunde bekam.

Ney richtete die elfte Division auf die zweite Feldschanze. Unsere Tirailleurs waren schon eingedrungen, mußten sich aber wieder zurück ziehen, indem die Division der Grenadiere des Prinzen von Mecklenburg und ein Regiment Küraſſiere einen Angriff machten. Dieser wurde durch das Feuer der elften Division abgeschlagen, welche hierauf im Sturmschritt die Schanze wieder einnahm und sich darin fest setzte. Die Division Bruyeres hat zum Erfolg dieser Bewegung viel beigetragen, indem sie die Küraſſiere heftig zurück warf.

Um 9 Uhr glaubte Murat, welcher sich zu vervielfachen wußte, indem er von Anbeginn der Schlacht von einer Feldschanze zur andern lief, daß es Zeit sei, seine Cavalleriemaſſen angreifen zu lassen. Der General Nanſouty debouchirte an der Spitze seines Corps und der Küraſſierdivision Saint-Germain jenseits der Werke, welche wir weggenommen hatten, und indem er die erste russische Linie (Barasdin) auf die Grenadiere der zweiten Linie zurück warf, räumte er

das Terrain bis zur Höhe des verbrannten Dorfes (Semeninskoe), während Latour-Mauxbourg mit den sächsischen Kürassieren auf die Infanterie und die Kanonen, welche dieses Dorf deckten, einen Angriff machte und den Feind zum Weichen brachte. Jetzt rückte die Division Friant vom ersten Corps heran, welche bisher auf Reserve gestanden hatte und auf Befehl des Kaisers sich in Marsch setzte. Der General Dufour passirte an der Spitze des 15ten Regimentes den Graben unter der Feldschanze, welche vor Semeninskoe kaum angelegt worden war, bemächtigt sich ihrer, trotz des Feuers der Batterien, wirft sich auf die Verrammelung, welche das Dorf verschließt, und nimmt es ein. Der General Friant folgt ihm mit dem Rückstand seiner Division und stellt sich jenseits des Dorfes, einem Plateau gegenüber, auf, wo die Russen sich wieder geordnet haben.

Wenn es Napoleons Plan war, mit dem linken Flügel unbeweglich stehen zu bleiben und die Feinde auf ihrem rechten Flügel und an dem Kologa zu werfen: so konnte man diese ersten Erfolge als einen schönen Anfang betrachten; aber eines Theils kannte man noch nicht das Resultat vom Marsch des fünften Corps, welches Poniatowsky auf unserm äußersten rechten Flügel, und über Jelnia auf der alten Straße von Smolensk führte; andern Theils hatte das

vierte Corps, vielleicht in Folge einer veränderten Disposition und neuer Befehle, oder wegen Ungeduld der Generale oder der Truppen, auf dasselbe Signal und gleichzeitig mit dem ersten Corps, sich auf dem linken Flügel in ein Gefecht eingelassen.

Seit 6 Uhr des Morgens hatte das 106te Regiment Borodino angegriffen, welches von den Russen bereits angezündet worden war. Es trieb den Feind aus dem Dorfe, warf ihn auf die Seite, setzte über den Kologa-Fluß, und nahm seine Richtung auf Gorka. Der Eifer dieses tapfern Regimentes hat es compromittirt. Sein General Plauzonne will ihn mäßigen, stürzt aber in demselben Augenblick. Die Russen brechen aus ihren Verschanzungen vor Gorka, werfen sich auf das Regiment und zwingen es zum Rückzug. Das 92ste Regiment passirt, um es zu beschützen, die Brücke, und beide Regimenter kehren bald darauf zurück, um sich nach Borodino zu begeben.

Um 8 Uhr empfing die Division Morand vom Vicekönig den Befehl, den Kologa-Fluß zu passiren und die große Redoute anzugreifen. Kaum hatte die erste Linie dieser Division den Ravin passirt und sich unter dem Feuer von achzig Kanonen entwickelt, als das 30ste Regiment, geführt vom General Bonami, im Sturmschritt voraus eilt und durch einen kühnen Über-

fall in die Redoute dringt. Einen Augenblick war es Meister derselben, aber, erdrückt von einer russischen Division, muß es seine Eroberung wieder aufgeben und seinen unerschrockenen General zurück lassen, der mit 17 Bajonettstichen durchbohrt war. Morand, welcher rechts sich dem Corps Rawiesky's entgegen setzen mußte, konnte das 30ste Regiment nicht unterstützen. Als dasselbe zurück gekehrt war, sah er sich zugleich auch von vorn durch eine ihm weit überlegene Macht angegriffen. Hartnäckig machte er dem Feinde das Terrain streitig, als sich die Division Gérard auf seiner rechten Seite, und die Division Broussier hinter seiner linken aufstellte. Sonach war also fast das ganze vierte Corps vorgerückt. Die italienische Königsgarde passirte selbst den Fluß, mit dem Befehl, sich als Reserve hinter der Division Gérard aufzustellen. Der Feind verdoppelte seine Anstrengungen, und man schlug sich mit der größten Hartnäckigkeit. Gérard und Morand behaupteten ihre Stellung.

Mit einem Male wird der Vicekönig eine Diversion gewahr, welche der Feind versucht. Weit unter der äußersten Spitze unseres linken Flügels läßt Barclay zwei Cavallerieregimenter und einige tausend Kosaken den Fluß passiren. Sie verdrängen die Brigade des Generals Ornano, welche er hier gelassen hatte, um den Feind zu

beobachten, und ſtellen ſich unter dem Plateau von Borodino auf. Eine Brigade der Diviſion Delzons, welche dieſes Plateau beſetzt hatte, formirt ein Carré; die andere Brigade wird vom General dem Feind entgegen geführt und ſchlägt mehrere Angriffe desſelben ab. Der Vicekönig ließ jetzt eiligſt ſeine Garde über den Fluß zurück gehen und eilte ſelbſt mit derſelben Delzons und Ornano zu Hilfe. Nachdem er ſich mit ihnen vereinigt hat, greift er die feindliche Cavallerie an, die ſich zurück ziehen muß, in Unordnung das linke Ufer erreicht und in ihre Linien zurück kehrt.

Dieſe Diverſion koſtete eine unerſetzliche Zeit; ſie verſpätete die Dispoſitionen zum zweiten Angriff der großen Redoute und ſollte einen großen Einfluß auf die Verlängerung des ſchrecklichen Kampfes und ſeine Reſultate haben.

Während Eugène wieder ſein Corps erreicht, die Diviſion Brouſſier wieder in die erſte Linie hatte rücken laſſen und ſich anſchickte, mit der Diviſion Gérard, welche noch am wenigſten gelitten hatte, den Angriff zu erneuern, ergriff Murat, welcher vom Plateau von Semeninskoe aus dieſe Dispoſitionen entdeckte, den Augenblick, wo Friant die ihm gegenüber ſtehende ruſſiſche Diviſion in Unordnung gebracht hatte. Er warf das zweite Cavalleriecorps (von

Caulincourt angeführt, nachdem Montbrun geblieben war) auf den rechten Flügel. Das Corps Rawiesky, mit dem Befehl, sobald dieser Flügel geschlagen sei, sich links zu wenden, der dem Vicekönige gegenüber stehenden Infanterie in die Flanke zu fallen, die Redoute zu umgehen und den Truppen, welche sie vertheidigten, in den Rücken zu brechen. An der Spitze der Kürassierdivision Bathier verfolgt Caulaincourt die angewiesene Richtung, wirft Alles, was sich ihm entgegen setzt und erreicht die Kehle der Redoute, aber im Augenblick, wo er eindringen will, trifft ihn eine Kanonenkugel. Die Kuraſſiere, welche ihm gefolgt waren, hatten nun von den Batterien hinter der Redoute das heftigste Feuer auszuhalten, so daß sie hier nicht lange verweilen konnten; aber das 4te Corps setzte seinen Angriff von vorn und von der Seite fort; das 9te und 35ste und später das 21ste und 17te Regiment eilen herbei und sichern durch einen kurzen und blutigen Kampf mit dem Bajonett die Gefangennehmung des russischen Generals, welcher die mit 21 Kanonen besetzte Redoute commandirte. Es war um drei Uhr, als Eugène, ohne seinem Corps Ruhe zu lassen, über den General Doctorow herfiel.

Während dieser siegreichen Erfolge auf dem linken Flügel waren Ney und Murat beständig jenseits der Feldschanzen und Semeninskoe

mit dem Feinde im Gefecht und hatten die erste Linie Bagrations, so wie auch die ihr nachgeschickte Verstärkung in die größte Unordnung gebracht und so zu sagen vernichtet. Kutusow ließ diesem Fürsten ein ganzes Corps von Barclay's Flügel zu Hilfe eilen.

Poniatowsky, welcher seit dem Morgen seine Bewegung an der äußersten Spitze unseres rechten Flügels mit wechselndem Glück verfolgt hatte, trieb endlich den General Tutchkow über Passarewo hinaus und ließ eine mit Artillerie stark besetzte Anhöhe angreifen, die seinen Marsch behinderte. Auf diesem Punkte entstand ein sehr hitziges Gefecht.

Napoleon war zu Pferde auf den Höhen von Semeninskoe erschienen, hatte hier zwei Regimenter der Division Friant zu Hilfe geschickt und dem Marschall Ney den Befehl gegeben, die beiden Divisionen des 1sten Corps (Dessaix und Compans) zu vereinigen und damit so zu manövriren, daß er den linken Flügel des Feindes überflügele. Hierauf kehrte er wieder zu seiner Garde zurück und gab neue Befehle, um den letzten Angriff der großen Redoute zu beschleunigen.

Bagration vereinigte mit seiner zweiten Linie die Überreste der ersten, fügte noch das Corps des Generals Bagavout hinzu und eine

Division der russischen Garde, welche Kutusow ihm gesandt hatte, und setzte sich mit diesen furchtbaren Massen in Bewegung, um Semeninskoe wieder zu nehmen. Die Anstrengungen Murat's, Ney's, Friant's und der zu ihrer Unterstützung abgeschickten Truppen setzen sich vergebens diesem kräftigen Angriff entgegen, als auf Befehl des Königs von Neapel und durch den beispiellosen Eifer des Generals Sorbier und der andern Generale und Offiziere der Artillerie alles Geschütz der reitenden Artillerie, ein Theil des Geschützes der Garde und das sämmtliche Geschütz die Division Friant rasch auf einen vortheilhaften Punkt aufgefahren wird, so daß jetzt 90 Feuerschlünde den Tod in die feindlichen Reihen ausspeien. Dennoch schienen die Colonnen dadurch nicht erschüttert zu werden, sondern rückten festen Schrittes bis in die Schußweite unserer Kartätschen, die zwar den Verlust des Feindes vergrößerten, ohne jedoch Anfangs seine Ordnung und seinen Entschluß zu erschüttern, endlich ihm aber einen Stillestand geboten. Jetzt entwickelte sich seine zahlreiche Cavallerie und führte sehr schöne Angriffe auf unsere Batterien und auf die Infanterie aus, welche jene deckte. Aber die Divisionen Bruyères und Saint-Germain, die Carabiniers der Generale Paultre und Chouard, das 11te und 12te Regiment des Generals Pajol schlugen glücklich und siegreich alle Angriffe ab. Bereits zwei

Stunden waren verlaufen, seit Bagration seine große Bewegung begonnen hatte, auf deren Gelingen Kutusow viel gerechnet haben mochte. Unsere Batterien rissen ganze Pelotons nieder und dennoch behielt er unverrückt sein Ziel im Auge. Die Sache stand gegenwärtig so, daß wenn es dem Feinde gelang, die Höhen von Semeninskoo wieder zu nehmen, so war das Blutbad dieses ganzen Tages nur das Vorspiel eines noch weit gräßlichern für morgen. Franzosen und Russen schienen die Wichtigkeit des Terrains beide gleich gut einzusehen, und machten es sich mit einer Hartnäckigkeit streitig, von welcher die militärischen Jahrbücher wenige Beispiele kennen. Dem Marschall Ney war die Ehre vorbehalten, diesen fürchterlichen Massen des Feindes die erste rückgängige Bewegung aufzuerlegen. Es gelang ihm, den Feind auf der linken Seite zu überflügeln, und Bagration, welcher die daraus für ihn entstehende Gefahr sogleich einsah, gab Befehl, nur Schritt für Schritt sich zurück zu ziehen. In diesem Momente wurde er gefährlich verwundet. *)

Während dieses Riesenkampfes war unser

*) Bagration wurde nach Moskow gebracht, und verließ es am Tage, wo die Franzosen einzogen. Er starb zu Sima den 24sten September, 17 Tage nach seiner Verwundung.

linker Flügel mit dem Corps des Generals Doctorow handgemein geworden; der Vicekönig fand in den Soldaten des vierten Corps ihr ganzes erstes Feuer wieder, aber sie hatten nicht mehr die Kraft, demselben wie im Anfang und wie gegen Mittag zu entsprechen. Große Verluste hatte ihre Reihen gelichtet, und nur nach langen Anstrengungen wird der Feind durchbrochen und gezwungen, unsern Adlern zu weichen. Die Angriffe des General Grouchy und besonders die der Division Chastel krönen diesen Erfolg.

Die Anhöhe, welche den Marsch Poniatowsky's aufhielt, war von dem fünften Corps genommen und nachher von Tutchkow wieder genommen worden. Die Miliz der Stadt Moskow hatte sich bei dieser Gelegenheit sehr tapfer geschlagen, aber die Polen machten einen neuen Angriff und wurden wiederum Meister der Anhöhe. Dieß war für die äußerste Spitze des linken Flügels das Signal des Rückzugs der russischen Armee. Sie wurde fast über eine Stunde weit verfolgt. Die Polen machten wenige Gefangene. Der Feind ließ ihnen einige Munitionswagen mit Kugeln beladen.

Zur rechten Seite und im Centrum zog Murat Nutzen aus dem Manöver des Marschalls

Ney: er ließ nämlich durch die Division Friant ein Plateau wegnehmen, dessen Artillerie den Feind noch beschützte und die Bewegung des dritten Corps aufhielt. Indem er hierauf einen allgemeinen Angriff auf die ganze Linie anordnete, zwang er diese kaum noch so drohenden Massen, die Ebene zu verlassen und sich in die Wälder zu flüchten. Um fünf Uhr war die Schlacht geendigt, indessen dauerte der Kanonendonner den ganzen Abend über und auf allen Punkten fort.

Seit 6 Uhr des Abends begannen die Russen ihren Rückzug über Mosaisk und setzten ihn ohne Zweifel die ganze Nacht hindurch fort. Ihre Linie stützte sich an Gorka und der linke Flügel breitete sich durch die Waldungen aus, in welche der Feind zurück geworfen war.

Die junge Garde bivouakirte auf dem Schlachtfelde, welches nach allen Richtungen von den Kanonenkugeln aufgerissen und mit 40,000 Leichen bedeckt war. Der Feind schien einen weit größern Verlust, als wir, gehabt zu haben . . . . .

Nachtrag.

Die russische Armee war bei der Schlacht an der Moskowa 157,000 Mann stark, Infanterie, Kavallerie, Linie und Reserve mit gerechnet. Alles hat an der Schlacht Theil genommen.

linker Flügel mit dem Corps des Generals Doctorow handgemein geworden; der Vicekönig fand in den Soldaten des vierten Corps ihr ganzes erstes Feuer wieder, aber sie hatten nicht mehr die Kraft, demselben wie im Anfang und wie gegen Mittag zu entsprechen. Große Verluste hatte ihre Reihen gelichtet, und nur nach langen Anstrengungen wird der Feind durchbrochen und gezwungen, unsern Adlern zu weichen. Die Angriffe des General Grouchy und besonders die der Division Chastel krönen diesen Erfolg.

Die Anhöhe, welche den Marsch Poniatowsky's aufhielt, war von dem fünften Corps genommen und nachher von Tutchkow wieder genommen worden. Die Miliz der Stadt Moskow hatte sich bei dieser Gelegenheit sehr tapfer geschlagen, aber die Polen machten einen neuen Angriff und wurden wiederum Meister der Anhöhe. Dieß war für die äußerste Spitze des linken Flügels das Signal des Rückzugs der russischen Armee. Sie wurde fast über eine Stunde weit verfolgt. Die Polen machten wenige Gefangene. Der Feind ließ ihnen einen Munitionswagen mit Kugeln beladen.

Zur rechten Seite und im Centrum zog Murat Nutzen aus dem Manöver des Marschalls

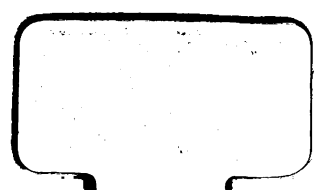
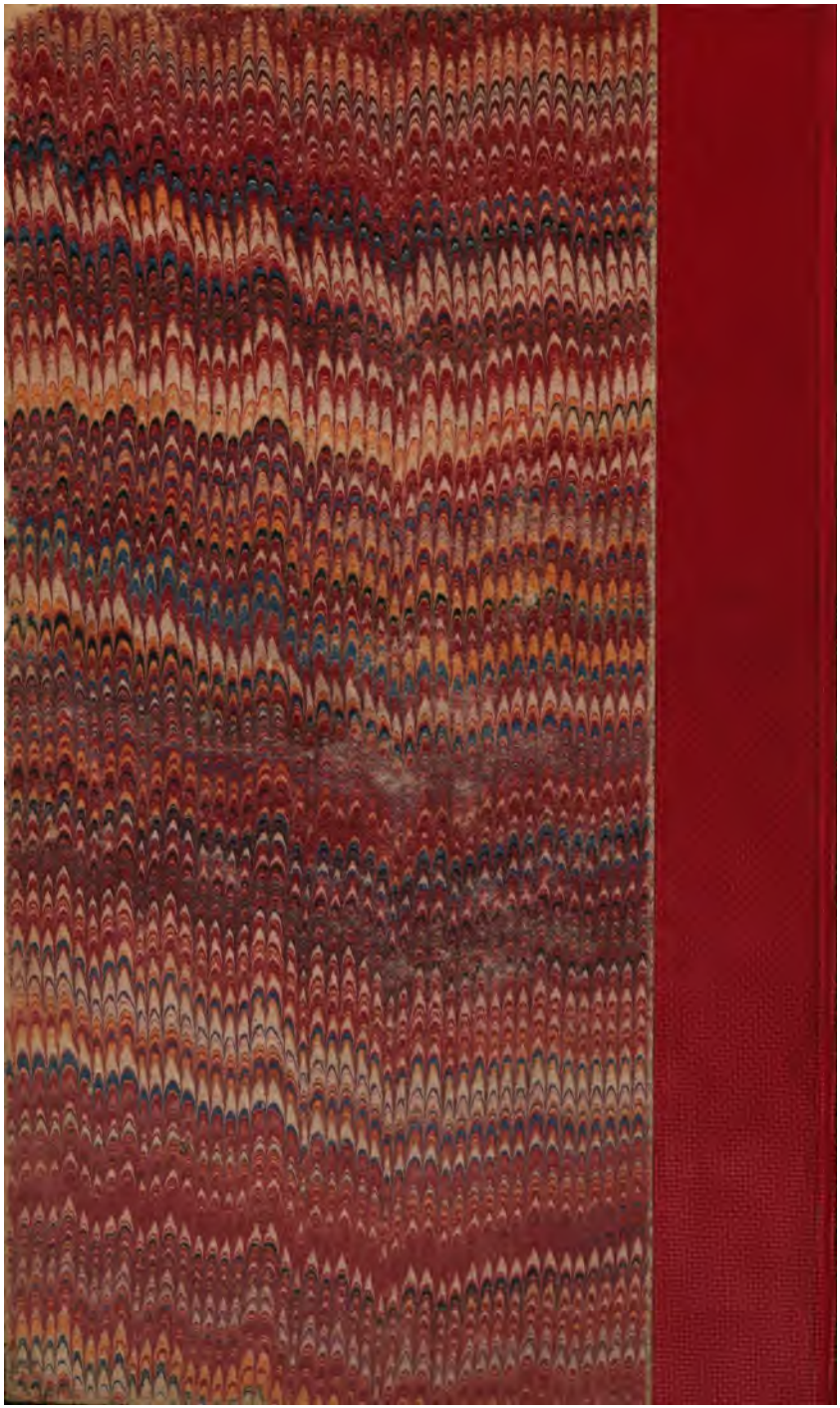
Ney: er ließ nämlich durch die Division Friant ein Plateau wegnehmen, dessen Artillerie den Feind noch beschützte und die Bewegung des dritten Corps aufhielt. Indem er hierauf einen allgemeinen Angriff auf die ganze Linie anordnete, zwang er diese kaum noch so drohenden Massen, die Ebene zu verlassen und sich in die Wälder zu flüchten. Um fünf Uhr war die Schlacht geendigt, indessen dauerte der Kanonendonner den ganzen Abend über und auf allen Punkten fort.

Seit 6 Uhr des Abends begannen die Russen ihren Rückzug über Mosaisk und setzten ihn ohne Zweifel die ganze Nacht hindurch fort. Ihre Linie stützte sich an Gorka und der linke Flügel breitete sich durch die Waldungen aus, in welche der Feind zurück geworfen war.

Die junge Garde bivouakirte auf dem Schlachtfelde, welches nach allen Richtungen von den Kanonenkugeln aufgerissen und mit 40,000 Leichen bedeckt war. Der Feind schien einen weit größern Verlust, als wir, gehabt zu haben . . . . .

Nachtrag.

Die russische Armee war bei der Schlacht an der Moskowa 157,000 Mann stark, Infanterie, Kavallerie, Linie und Reserve mit gerechnet. Alles hat an der Schlacht Theil genommen.

Das erste, dritte, vierte und fünfte Corps der französischen Armee, welche an diesem Tage in Schlachtlinie standen, betrugen 125,000 Mann, nämlich 100,000 Mann Infanterie, und 25,000 Mann Cavallerie.

54656363